

Ingrid von Heiseler (Hrsg.)

**Alles, was
dir gefällt**

Familienerinnerung(en)



Alles, was dir einfällt: Familienerinnerung(en)

Foto: Sonntagsausfahrt in Buchwalden „Warthegau“ 1941 oder 42:
auf dem Kutschbock Otto und Erna Abb, im Fond eine Baroness und die fünfjährige Ingrid

Gestaltung des vorderen Buchdeckels und Beratung über den Titel: Peter Bürger, Düsseldorf.

Bei der Durchsicht bemerkte ich, dass einige der Fotos mehr als einmal vorhanden sind.
Ich lasse es dabei.



Alles, was dir einfällt

Familienerinnerung(en)

Hrsg. Ingrid von Heiseler

Metagraφo

2023

Inhalt

Erna Abb

<i>Erinnerungen – Kraut und Rüben</i>	7
Teil I	11
Teil II	50
Teil III	89

Ingrid von Heiseler

<i>Sowas nimmt man doch nicht mit sich fort</i>	133
Ergänzende Fotos	176

Ingrid von Heiseler

<i>LebenDieOrte. Eine Ergänzung</i>	189
--	------------

*Y'a pas d'raison pour qu'tu n'pleures pas
Avec tes souvenirs sur les bras*

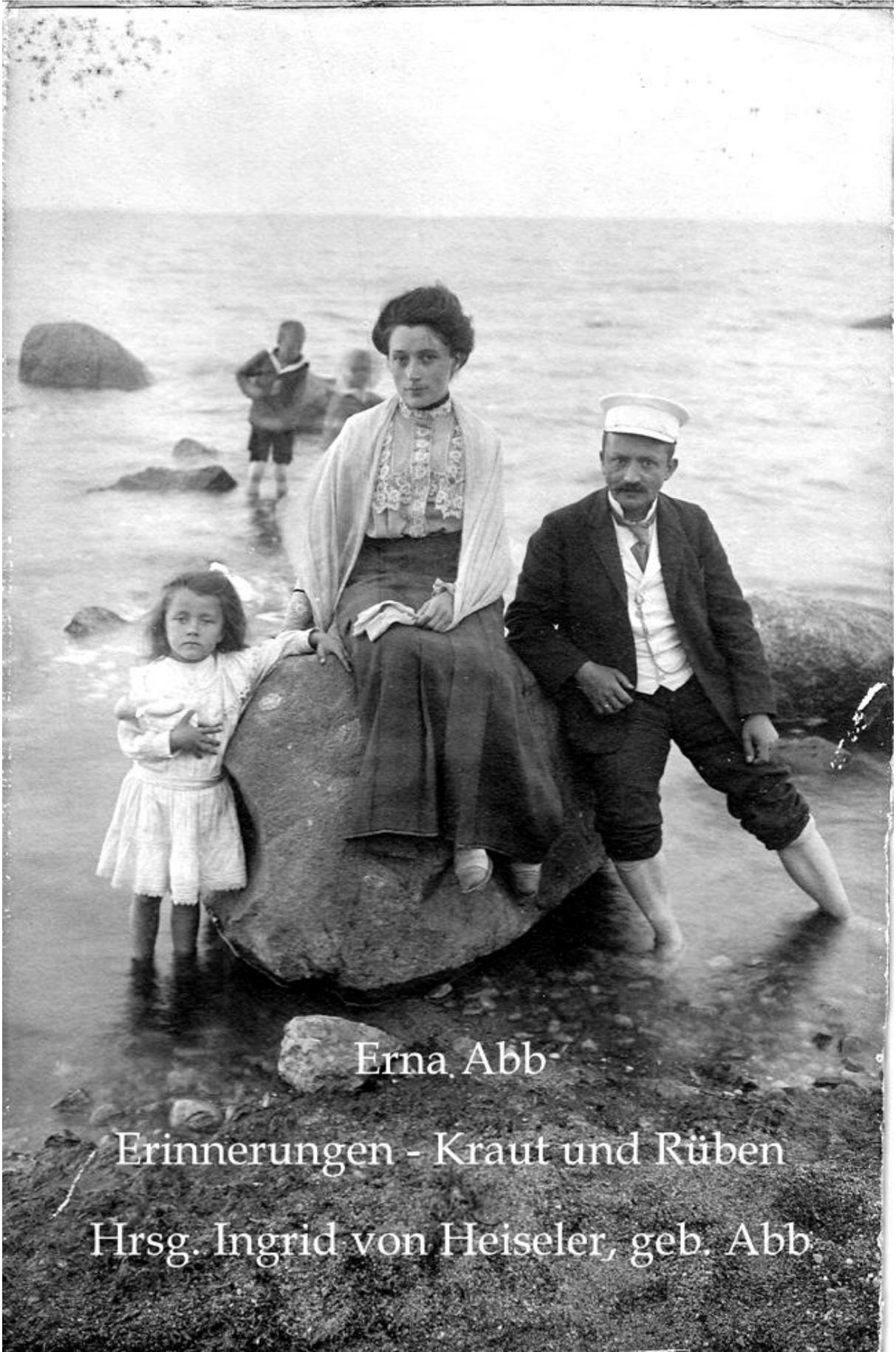
*Es gibt keinen Grund, dass du nicht weinst
mit all deinen Erinnerungen auf dem Buckel*

Stationen: Orte alphabetisch

<i>Zeitzeugin. Ein fiktives Interview</i>	280
Wir verabschieden uns mit drei Fotos	289
Die Herausgeberin	290



Posen 1941



Erna Abb

Erinnerungen - Kraut und Rüben

Hrsg. Ingrid von Heiseler, geb. Abb

Erna Abb, geborene Nürnberg

Erinnerungen

Am Ende des Textes – wohl scherzhaft – als Titel vorgeschlagen: Kraut und Rüben

Datierung: Nach S.40 des Manuskripts: 1988, S. 62: 16.5.89, letzter Eintrag 1991, viele Daten am Ende von Teil III (tagebuchartig)

Die drei Teile umfassen 232 handbeschriebene (sehr gut lesbare) DinA4-Seiten.

Abgeschrieben, mit Abschnittüberschriften (woraus sich ein Inhaltsverzeichnis ergeben hat) und einigen wenigen Bemerkungen (in eckigen Klammern und kursiv) versehen und ganz leicht gekürzt von Ingrid, Februar bis Mai 2014.

Als Alleinerbin meiner Mutter Erna Abb, geboren am 16.8.1906 in Berlin, gestorben am 3.11.1997 in Wolfsburg, besitze ich die Rechte zur Veröffentlichung ihrer Schrift und ihrer Fotografien.

Ingrid von Heisler, geb. Abb
2023

14. 4.

Inhalt

Teil I

VORWORT
FRÜHE KINDHEIT BIS VATERS TOD
UMZUG INS HAUS GEGENÜBER
ERNÄHRUNG IM ERSTEN WELTKRIEG
DREI SOMMER ALS FERIENGAST IN MOHRIN
NACHTRAG ZU MOHRIN
NOCH EINMAL MOHRIN
NOCH EINE ERINNERUNG AN DEN VATER – UND DIE „FOLGEN“
FREUNDIN KÄTE MOHRMANN
KEIN GLÜCK MIT DEM SPORT
VORFAHREN UND VERWANDTE VON VATER
EINIGES AUS VATERS GESCHICHTE
DIE ELTERN LERNEN SICH KENNEN
GROSSMUTTI TIMMERMANN – GEBORENE SCHNEEWEISS
GROSSMUTTIS HERKUNFTSFAMILIE: DIE FAMILIE SCHNEEWEISS
NACH 1933 IN BERLIN
INFLATION UND WÄHRUNGSREFORM 1948
STICHWORT RUSSEN
GROSSMUTTERS TRUHE
BUCHWALDEN
SAMMELN
STRICKEN UND HÄKELN
WIEDER IN DER KRUMMEN STRASSE
MUSIK
[BRAUNSCHWEIG] WOLLMARKT 7
ERINNERUNGEN AN DIE MUTTER UND FRAUEN IN DER GEGENWART
ASTROLOGIE
DER TOD DER MUTTER
ERLEBNISSE AN DER ZONENGRENZE
AUFSCHREIBEN DER ERINNERUNGEN – VERLORENES
FÜHRERSCHEIN
„MITARBEITENDE EHEFRAU“
ELTERN UND SCHWIEGERELTERN
FAMILIE BRACHWITZ
CHARLOTTE KROPGANS
NOCH EINE SCHULKAMERADIN
LEBENSPHILOSOPHIE
GEGENWART
GEGENWÄRTIGE BEZIEHUNGEN

Teil II

INFLATIONSZEIT
PATSHAN
EIN BEWERBER
DIE ERSTE GROSSE LIEBE
VERSCHIEDENE ARBEITSSTELLEN
KRANKHEIT UND KUR
ARBEIT IN DER LOTTERIEANNAHME
NACHTRAG
TANZSTUNDENHERREN
BRUDER ERICH
GROSSMUTTER
EHE

KRIEGSBEGINN UND KURZ DAVOR
EVAKUIERUNG IN DEN WARTHEGAU
BUCHWALDEN
LIEGNITZ
OPPELN
HEININGEN
REISEN
ITALIENREISE MIT ILSE UND SOHN ERICH
ZWEITE ITALIENREISE
REISE 1961
KANADA
SCHLAGANFALL Januar 1971
EINE REISE ALS JUNGE FRAU – ohne Datierung
ITALIENISCH
PARIS
SICH UM JEMANDEN SORGEN
KLASSENTREFFEN
GESCHWISTER
LIEBER KEIN GAS
KASTELLAUN
INGRIDS TAGEBUCH
BERLINER ERINNERUNGEN MIT KIND
TEXTILIEN UND ANDERE VERLUSTE
GEDENKEN AN OTTO ABB
Teil III
PERSÖNLICHE BEDEUTUNG DER MUSIK
CHORSINGEN
TANZMUSIK
EIN UNTERWARTETER ZUHÖRER
MUSIKINSTRUMENTE
DAS IBACH-KLAVIER
MIT ANDEREN MUSIZIEREN
REISEN MIT ODDING
KÖLN
VIERHÄNDIG KLAVIERSPIELEN
UNTERMIETER IN DER BRAUNSCHWEIGER WOHNUNG
MONIKA
LETZTE GEMEINSAME REISE IM SEPTEMBER 1963
REISE 1969
REISE 1957 UND 1977
NOCH MEHR MUSIK
VON HEISELER
LANGES LEBEN TROTZ VIELEN OPERATIONEN
WIEDER: MUSIK UND MUSIKINSTRUMENTE
ÜBER ERZÄHLEN UND SCHREIBEN
IM PARK – EIN UNFALL
PAUL ANKA UND REISEN OHNE OTTO
1967
1968
WEIHNACHTEN 1964
1970
SCHLAGANFALL
TILL
BÜCHER
BOMBENANGRIFFE UND KINDERMUND

PATSCHAN
META UND EINE UNANGENEHME ERINNERUNG (INGRID)
GEDANKEN AN LANGES LEBEN UND TOD
META
MISSHANDLUNG DER KNIE IM GANZEN LEBEN
[Nachtrag zu] IM PARK – EIN UNFALL
VATERUNSER
BESUCHERINNEN
BERNT VON HEISELER
ERINNERUNG AN ZWEI NICHT ZUSAMMENPASSEND EHEPAARE
MEHRSPRACHIGKEIT
ANRUF VON TILL
KRANKHEITEN
TROSTWORTE
EIN BUCH (GESCHENK VON TILL)
TOD EINER MITEIGENTÜMERIN
TRÄUME
IM NOVEMBER 1944 IN BERLIN-HERZBERGE GESCHRIEBENES GEDICHT

VORWORT

Wie eine Kommode mit großen Schubladen kommt mir mein Gedächtnis vor. In der obersten ist das, was man so täglich an Erinnerung braucht. Die anderen drei möchte ich in die Lebensalter einteilen, die unterste: Kindheit, die 2. Jugend, die 3. 40-60 Jahre, also schön chronologisch, auch wenn je 20 Jahre für einen Abschnitt sicherlich zu weit gespannt sind.

So will ich also kramen und mit der Erinnerung an meine frühe Kindheit beginnen.

Teil I

FRÜHE KINDHEIT BIS VATERS TOD

Das nach meinen ersten Eindrücken große Berliner Zimmer in der Kaiser-Friedrich-Straße in Charlottenburg steht mir vor Augen, als hätte ich es gestern verlassen. In diesem Raum spielte sich alles ab außer den Mahlzeiten, die im kleinen Zimmer meiner „kleinen Oma“ eingenommen wurden. Die kleine Oma war Vaters Mutter, die im Gegensatz zur „großen Oma“ nicht nur sehr viel kleiner, 10 Jahre älter und bei Weitem nicht so beliebt war wie diese.

Das große Berliner Fenster in der einen Ecke hatte fast immer im Doppelfenster Blumen, im Frühling Hyazinthen. Gleich daneben stand Vaters Schreibtisch, an dem er oft saß und Noten schrieb. Er schrieb für verschiedene Komponisten Noten „ins Reine“, die dann so gedruckt wurden; er hatte eine wunderschöne Handschrift. Entgegengesetzt in der Ecke, in welcher es nur sehr selten und kaum hell wurde, stand mein Kinderbettchen, daneben die großen Ehebetten von Vater und Mutter, in denen, d. h. in einem von ihnen natürlich, ich manchmal einschlafen durfte. Ich fand mich aber stets am Morgen im eigenen Gitterbettchen wieder. Gegenüber von den Betten stand das Klavier, unter dem ich manchmal ganz still hockte, wenn Vater Geigen- oder Klavierstunden gab. Am Tage war ich oft bei kleine Oma in ihrem Zimmer. Wir spielten fast immer Kaufmann und wogen auf Großvaters Goldwaage Hülsenfrüchte ab. Als mir das mal zu eintönig wurde, nannte Oma mich einen „unruhigen Geist“. An 2 Begebenheiten in diesem Zimmer erinnere ich mich gut: Der in einem großen runden Glas hektisch umherschwimmende Goldfisch war eingegangen. Noch mehr als sein Tod ging mir zu Herzen, dass er anschließend in Zeitungspapier gewickelt im Ofen des kleinen Zimmers, der vom Korridor aus gespeist wurde, seinen irdischen Lauf beschließen musste. Ich war zu Tode betrübt. Eher komisch fand ich, dass

Oma bei einem heftigen Gewitter nach einem Donnerschlag vom Sofa gerutscht war und die Augen mit den Worten wieder voll aufschlug; „Ich dachte, ich wäre tot.“



Hedwig Nürnberg mit Ernchen, undatiert

Zu einem Weihnachtsfest schenkte mir mein Vater einen kleinen Bären, in dessen Kopf man den Zeigefinger, rechts und links in die Ärmchen Daumen und Mittelfinger steckte und ihn so

allerhand Kapriolen machen lassen konnte. Als mein Vater ihn mir vorführte, ihn seinen Kopf in der linken Armbeuge verstecken und „schlafen“ ließ, war ich überzeugt, dass er lebte. Den kleinen Bären habe ich heute noch, er ist nun 80 Jahre alt. Zum selben Fest bekam ich eine Babypuppe, die einen Porzellankopf, aber nur angemalte Haare hatte und die ich spontan „Otto“ nannte. Nach dem Fest kaufte meine Mutter für ihn eine Lockenperücke und da war ich dann richtig glücklich. Noch eine Episode fällt mir ein: Wenn Vater abends ins Theater ging, er war Bratschist, pflegte er beim Weggehen zur Erinnerung, dass er auch nichts vergessen hätte, zu sagen; „Hausschlüssel, Drücker, Geld, Abendbrot“, worauf meine Mutter ergänzend sagte: „Weib und Kind“. Aber eines Tages war das Abendbrot, das eingewickelte Päckchen, das immer auf der Flurgarderobe deponiert wurde, weg. Und Ernchen auch. Nach längerem Suchen fanden sie mich auf dem Balkon in einer Ecke, die vom Zimmer aus nicht einzusehen war. Ich kaute heftig und hatte die Hälfte schon aufgegessen. Eigentlich erstaunlich, denn ich bekam immer genug zu essen. Es war als „Vatis Brot“ wohl besonders anziehend für mich.

Nachdem Vater 1912 am Deutschen Opernhaus, das neu errichtet und aufgemacht worden war, engagiert wurde, ich war inzwischen 6 Jahre alt, zogen wir in die Krumme Straße 32, auf meinen Wunsch hin „vorneraus“, „damit ihr mir nachwinken könnt, wenn ich zur Schule gehe.“ Die Wohnung in der Kaiser-Friedrich-Straße war im „Gartenhaus“ mit schönem grünen Garten vor den Fenstern und ruhig. Da Vater nicht wollte, dass ich beim Indieschulegehen 2 gefährliche Dämme überquere, die Bismarck- und die Berliner Straße, brachten sie mich zuerst in die „Gemeindeschule“ Pestalozzi-Straße. Nach einem Jahr kam ich dann in die Elisabeth-Schule, anerkannte Mädchen-Mittelschule zu Herrn Lichterfeld in die 10. Klasse. Mein Vater hatte mir beigebracht, wie man, rechts und links blickend, eine breite Straße überquert, wollte sich an meinem ersten Schultag davon überzeugen und versteckte sich, mich beobachtend hinter einer Litfasssäule. Als ich, artig, wie ich war, natürlich nach beiden Seiten guckend, die Berliner Straße überschritten hatte, kam er strahlend hervor, schloss mich in die Arme und sagte: „Mein Töchterchen!“ Dann ging er mit mir in die Keks- und Schokoladenfabrik, die damals in der Krumpfen Straße auf unserem Weg lag und kaufte mir 1 Pfund Schokolade. Ich kann mich nicht erinnern, irgendwann mal von meinem Vater „erzogen“ worden zu sein. Er wirkte durch das Vorbild, das er war. Allerdings kann ich mich erinnern, dass dieses Vorbild wohl doch nicht so hundertprozentig war. Zu Beginn der großen Schul-Sommerferien war meine Mutter nach Thüringen gefahren, um in Schwarzburg ein für uns passendes Quartier zu finden. Vater fuhr also mit mir allein nach. Er nahm eine Droschke zum Bahnhof, ein für ihn kaum vertretbarer Luxus, kaufte 1 Pfund schöne schwarze Kirschen, wir nahmen im Fond des Wagens Platz, aßen die ungewaschenen Kirschen und spuckten die Steine in hohem Bogen aus der Droschke.

Wenn ich mittags aus der Schule kam, sah ich mir jeden Tag an der Litfasssäule an, was Vati abends spielen würde. Gerade an dem Tag, an dem ich festgestellt hatte, dass im Deutschen Opernhaus der „Freischütz“ gegeben werden würde, fragte Vater, der vormittags zur Probe einer anderen Oper im Theater gewesen war bei Tisch: „Wenn ich bloß wüsste, was wir heute Abend spielen.“ „Freischütz, Vati“ konnte ich aushelfen. Mein Vater war eigentlich unentwegt stolz auf mich, das freut mich noch heute.

Wenn man mich als 4-5-jährige fragte: „Wohin gehst du?“, antwortete ich regelmäßig: „Wo mich der Wind hintrieb“ und konnte nicht recht einsehen, wieso über diese Worte gelacht wurde. Heute denke ich, dass man diese „hintrieb“ wohl nicht mit „treiben“, sondern mit „Trieb“ in Verbindung gebracht hat.



Ernchen Nürnberg, undatiert

Eines frühen Abends war ich allein in der Küche, Vater war noch nicht ins Theater gegangen und saß mit seiner Frau an seinem Schreibtisch. Da fand ich, wohl vom Abendessenzubereiten eine Speckscharte. Bei uns wurde salzarm gekocht, nur sonntags gab es mal Fleisch, da war das Abnagen der Speckschwarte ein Genuss, von dem man am besten nicht viel Aufhebens machen sollte. So zog ich das Stückchen Schwarte mit Inbrunst durch die Hähne und hatte plötzlich einen meiner Vorderzähne in der Hand. Bis dahin hatte ich keine Ahnung gehabt, dass man in diesem Alter noch mal neue Zähne bekommt. Ich warf die Schwarte weg und rannte mit dem winzigen Zahn zu meinen Eltern. Beide hatten gerade in ein Tagebuch geschrieben und Vati rief begeistert: „Das schreiben wir auch gleich dazu!“ Ich muss der Meinung gewesen sein, dass ich mich strafbar gemacht hätte.

Als wir 1914 im Juli/August in Schwarzburg waren, mussten wir nach Ausbruch des 1. Weltkrieges Hals über Kopf dort abreisen, Vater wollte sich freiwillig melden. Durch Truppentransporte überlastete Eisenbahnen machten diese Rückreise nach Berlin zu einem Abenteuer. Da es dabei Nacht wurde, bettete man mich zum Schlafen auf 2 Stühle im Wartesaal in Jena. Zum Glück für uns hatten meine Eltern mit mir während dieser 4 Wochen in Schwarzburg schöne Fahrten gemacht, auf denen wir Eisenach mit seinem Bachmuseum und die Wartburg sahen, Vater auf Bachs Flügel spielen durfte und der Kastellan uns die Sage von der heiligen Elisabeth erzählte. Auch die Rudelsburg sahen wir an, auf der Goethe mit seinem Freund einige Zeit wohnte und das unheimlich lange Sofa, das extra für die beiden angefertigt worden war. In Schwarzburg wohnten wir im letzten Haus bei einer Familie, die zwei kleine Töchter hatte. Es ging dort wohl recht arm zu, denn mein Vater ließ jeden Morgen vom Frühstück etwas zurück, das die beiden zu dem Begeisterungsschrei veranlasste: „Es liegt noch'n Brötchen in der Gartenhütte!“ Als wir von unserer Fahrt spätabends zurückkamen, mussten erst einige Leute aus unseren Betten verscheucht werden. Die Wirtsleute hatten Besuch bekommen.

Das war unsere letzte Reise mit Vater. Im Winter 1914/15 bekam er ein Karbunkel im Genick, wurde im Krankenhaus Westend operiert, ohne zu wissen, dass er zuckerkrank war. Nach vielen weiteren Eingriffen starb er im April 1915, 43 Jahre alt. Er wurde auf dem Friedhof in Stahnsdorf beigesetzt.

UMZUG INS HAUS GEGENÜBER

Meine untröstliche Mutter gab die unpraktische Wohnung auf und zog in das gegenüberliegende Haus 64. Das große Balkonzimmer wurde vermietet, im 2. großen Zimmer wohnten, aßen, arbeiteten und schliefen Mutter und ich, im Hinterzimmer, nach Osten mit der aufgehenden Sonne wohnte die kleine Oma bis zum Einzug ins Bürgerhaus“, dann Patschan.

Noch zu erzählen wer, dass Mutter und ich im Sommer 1915 in den großen Ferien von Tante Agnes eingeladen worden waren, der ihr Mann vor seiner Reise zu Weltausstellung nach Daressalam in Oberschreiberhau ein Haus gekauft hatte. Er kam nie mehr zurück, war in Afrika von den Engländern interniert worden und dort gestorben. Ihre einzige Tochter, Hannchen, hatte Tante Agnes in Oberschreiberhau an Diphtherie verloren. Zu dieser Sommerreise hatten wir auch meine Schulfreundin Sonja Helm mitgenommen. Es waren 4 schöne Wochen, in denen wir allerdings ab und zu umziehen mussten, weil neue, zahlende Gäste kamen. Zum Schluss landeten Sonja und ich in einer Küche, in die man rasch 2 Liegestäten gestellt hatte.

1916 waren Mutter und ich in Zürich bei ihrer jüngeren Schwester Martha. Diese war mit Alfred Altherr verheiratet, der Direktor der Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums war. Sie hatten ein Riesenhaus in der Englisch-Viertel-Straße und ich freundete mich bald mit meinen beiden fast gleichaltrigen Kusinen Annemarie und Martel und den kleinen Vettern Alfred und Heiri an. Wir badeten oft im See und in der Limat, wo Badeanstalten waren. Der unheimlich düsteren Limat-Badeanstalt gedenke ich nur mit Schrecken, ich sollte schwimmen lernen, was man mit für mich völlig sinnlosen Prozeduren versuchte: Ich bekam einen Strick um den Bauch, den der Bademeister am anderen Ende hielt, und schluckte viel Wasser. Dort habe ich es jedenfalls nicht gelernt.

ERNÄHRUNG IM ERSTEN WELTKRIEG [ab S. 36 im Manuskript]

Frau Dr. Ülzen war eine Kundin meiner Mutter, die als erste Frau in Berlin Jura studiert und darin ihren Dr. gemacht hatte. Sie war etwas überkandidelt, badete ihren kleinen Sohn mal in Schmierseife, hatte aber den Vorteil, dass sie mit einem Mann verheiratet war, der als Kriminalkommissar während des Krieges 14/18 in Warschau stationiert war und von dort

Butterpakete schickte. Dass diese Butter immer ranzig war, wenn sie in Berlin ankam, ließ sie nicht gelten: „S'ist Fett, Frau Nürnberg, s'ist Fett!“ Seitdem habe ich nie mehr ranzige Butter gegessen.

Wir bekamen im 1. Weltkrieg auf Marken sehr wenig. 1/8 Butter pro Person für eine Woche. Diese 3/8 für Mutter, kleine Oma und mich standen in einer kleinen Glasschale auf dem Vertiko neben dem Ofen. Die Küche war einfenstrig, nach Osten, die Scheiben im Winter fast immer zugefroren, da wurde die Butter zu fest und ließ sich nicht mehr streichen. Auf der Glasschüssel lag nur ein kleiner Teller zur Abdeckung gegen den Staub. Ich stand am Ofen und wärmte mich. Auf einmal war die Butter alle. An den Erfolg kann ich mich nicht erinnern, aber da ich nie Schläge bekam, wird es wohl auch diesmal nicht schlimm gewesen sein mit der Strafe, wir hatten ja noch die ranzige Butter.

Haferflocken bekamen wir zu dritt pro Monat ein Pfund zugeteilt, wovon oft Plätzchen gebacken wurden, nur mit Wasser. Während der Mittagsruhe der Frauen – ich musste zu meiner Freude nicht mehr mittags schlafen – verlockte mich der Anblick dieser Haferflocken dazu, daraus Plätzchen zu backen. Zuerst sollte nur ein Teil davon dazu verwendet werden, aber als ich Wasser dazu getan hatte, wurde der Teig zu dünn. Kurz und gut, nachdem ich immer abwechselnd Flocken und Wasser dazu getan hatte, war der Vorrat an Haferflocken erschöpft und dann stand auch meine Mutter urplötzlich in der Tür. „Wenn ich nicht so viel überlegen würde, möchte ich dir jetzt diesen Kloß an den Kopf werfen!“ Als ich aber daraufhin sagte: „Dann hätte ich hier oben ein modernes Hütchen aus Haferflocken“, löste sich alles in Lachen auf. Ohne Hefe, Backpulver oder Eier waren diese Plätzchen nachher steinhart.

DREI SOMMER ALS FERIENGAST IN MOHRIN

1918 wurde es in Berlin wie sicherlich in allen Großstädten immer schwieriger, sich einigermaßen ausreichend zu ernähren. Viele Kinder wurden deshalb „aufs Land“ geschickt und durch Vermittlung einer Kundin meiner Mutter kam ich zusammen mit Trudchen Müller nach Mohrin/Neumark. Sie war für den Kaufmann des Ortes bestimmt, der sie vom Bahnhof Butterfelde-Mohrin abholte und sie wegen der Länge des Weges in die Postkutsche verfrachtete, mit der sie stolz an mir vorüberfuhr. Mich holte eine kleine, sehr kurzsichtige Dame ab, die sich erst auf dem Plakat, das wir um den Hals hatten, davon überzeugte, dass ich zu Dr. Bölling, dem Apotheker sollte. Die Postkutsche war weg und so liefen wir beide, es war die „Frau Dr.“ zu Fuß den für mich endlosen Weg in die Stadt. Laufen war nie meine Stärke. Ziemlich erschlagen kam ich mit meinem Kofferchen in der Apotheke an, wo ich mich „Vater“ (dem Apotheker), Irmi, der 2 Jahre jüngeren Tochter, ich war 12, und Johanna, dem Dienstmädchen bekanntgemacht wurde. Irmi war kein gutes Kind. Sie fühlte sich mir, der Berlinerin und älteren wohl unterlegen und versuchte das durch Hänseleien und Sticheleien auszugleichen. Nach einigen Tagen beschloss ich, etwas dagegen zu tun. Ich ließ mir einen Strick geben und machte einen Knoten rein für jeden Angriff. Ich wollte sie verhauen, wenn der Strick voll war. Soweit ich mich erinnere, ist es zu dieser Abrechnung niemals gekommen, ich hatte mich wohl an die perfide Art dieser kleinen Hexe gewöhnt. 2 Jungen hatten Böllings noch, die aber auf einem Gymnasium in Königsberg, Neumark, waren und nur selten nach Mohrin kamen. Ich musste ohne Schulbücher zur Schule und saß die 3 Jahre, die ich immer wieder eingeladen wurde, im selben Klassenraum. Einmal ganz hinten, im 2. Jahr in der Mitte und im 3. ganz vorn. Diese 3 Klassen in einem Klassenzimmer waren interessant für mich, weil ich gleichzeitig das Pensum von 3 Jahren mitbekam. Am schönsten war das Singen, viel Chor, das Lehrer Schubert mit uns veranstaltete. Er spielte dazu Geige und nachmittags hatte ich bei ihm Klavierunterricht. Um nach meiner Rückkehr in meiner Berliner Klasse mitzukommen, hatte ich bei Lehrer Schubert auch Englisch. Bei Frau Pastor

Benn auch Französisch. Sie war die 2. Frau des 70-jährigen Pastors, der der Vater von Gottfried Benn war. Er hatte einen schönen sanften Christuskopf und von der Gicht vollkommen verzogene Hände. Bei ihm hatte ich auch schon mal Latein, wozu Werner Bölling mich überredete, weil er selbst keine Lust dazu hatte. Dem Pastor war es anscheinend ziemlich egal, wer da saß. Er war mit dem Reiben seiner schmerzenden Knie wohl ausreichend beschäftigt. Aus erster Ehe hatte der Pastor mehrere Kinder, ich glaube 5, aus zweiter 2 kleine Jungen, von denen der ältere, Fritzchen, ein Ausbund war. Der französische Unterricht fand bei gutem Wetter im Garten auf der Terrasse statt, die an die Stadtmauer gebaut war. Mohrin war ringsherum von einer völlig intakten Stadtmauer mit Toren umgeben. Böllings waren z. T. Selbstversorger mit einem Schwein, Hühnern und Enten. Als Irmi und ich mal krank im Bett lagen und die Henne Enten ausgebrütet hatte, wurde uns Papier aufs Bett gelegt, sodass wir die Enten, die uns Johanna draufgesetzt hatte, füttern konnten. Kleine Enten sind viel niedlicher als kleine Hühner. Mit den Enten in einem Korb gingen Irmi und ich an den See und ins Wasser, um aufzupassen, dass sie nicht zu weit hinausschwammen. Inzwischen hatte ich aus eigener Kraft in der kleinen Badeanstalt schwimmen gelernt und konnte als Schutz um die kleinen Enten herumschwimmen. Eines Tages schwamm ich über den See, erst später hörte ich von der Sage, dass in der Mitte des Sees ein Krebs angekettet sei, der sich eines Tages losreißen werde und dann gehe auf der Welt alles rückwärts, das Huhn würde wieder ein Ei usw. Da ich davon noch nichts gehört hatte, hatte ich mit keiner Angst, sondern nur mit den vielen Schlingpflanzen zu kämpfen. Rückzu lief ich, nass wie ich war, um den See herum. Sonntagnachmittag war der obligate Spaziergang der ganzen Familie, auf dem die Blüten der Königskerze gesammelt wurden, die Dr. Bölling dann in seiner Apotheke nach dem Trocknen zu Brustpulver verarbeitete. Auf dem Boden dort wurden viele Kräuter getrocknet und es roch herrlich nach Kamille. Dort oben stand auch ein altes Sofa, das ich als Zufluchtsstätte benutzte, weil ein vereiterter Zahn mich fast umbrachte. Ich traute mich nicht, es „Vater „ zu sagen, wohl in der Meinung, ich dürfte nicht auch noch Geld für den Zahnarzt kosten. Als mein Gesicht anschwell, wurde es bemerkt und ich wurde sofort vom Zahnarzt von diesem Zahn befreit. Vielleicht durch Mangel an Eiweiß, es gab sonntags nur ein kleines Stück Fleisch, die ganze Woche über nichts, bekam ich so eine Art Furunkulose über den ganzen Körper und im Gesicht. Gisbert, der ältere Sohn, nannte es pietätvoll „Lepra“ und es plagte mich sehr. Trotzdem rannte ich eines Abends auf den wehen Füßen mit den anderen zu einem Brand.

Schön war in Mohrin, dass ich mit „Frau Doktor“ vierhändig Klavier spielen konnte und sie mir alle Handarbeiten zeigte, die sie selbst konnte und mit denen ich nach diesen 4 Monaten in Mohrin meine Berliner Handarbeitslehrerin verblüffte, die sich zu dem Ausspruch hinreißen ließ: „Ja, meine liebe Erna, das (Klöppeln, Occhi, Filet) ist eine der wenigen Handarbeiten, die ich nicht kann!“ Sie konnte häkeln und stricken. Das Zusammenziehen des Knotens beim Occhi (Frivolitäten) fiel mir sehr schwer. Ich beschäftigte mich eines Sonntags damit, als ich allein zu Hause war und auf die Küken aufpassen sollte, die im Garten frei herumliefen. Die Henne, die vorher Enten ausgebrütet hatte, fand wohl nichts dabei, dass ihre Küken ebenfalls versuchten, die Wanne, die vor dem Brunnen aufgestellt war, für Schwimmkünste zu benutzen. Als ich wieder einmal nach ihnen sah, waren alle 14 ertrunken und die Henne nicht mehr zu sehen. Ich war todunglücklich und hatte Angst vor der Heimkehr der Familie. An eine Bestrafung kann ich mich nicht erinnern. Die Küken dort hatten nicht viele Chancen, groß zu werden, besonders als „Vater“ dann auch noch anfing, Bienen zu züchten. Die Küken wurden nach wie vor in den Garten gestellt, aber in einer „Buchte“, die aus Maschendraht und Holz bestand. Da lagen diese armen Tiere totgepickt auf dem Boden der buchte. Während der Sommerferien waren auch Gisbert und Werner in Mohrin. Wir machten dann für jedes Küken eine standesgemäße Beerdigung mit

Gesang und Blumen. In diesem großen Garten spielten wir auch sonst viel, mittags erschallte dann „Mutters“ Stimme: „Gisbert, Werner, Irmi, Erna“, die zum Essen rief. Die übrigen Hühner waren auf einem Brett im Schweinestall untergebracht, mussten aber nachts aufpassen, nicht aus ihrer Höhe herunterzufallen, weil sie sonst das Schwein fraß. Zuerst war nur Verwunderung über das fehlende Huhn und die herumliegenden Federn, bis dann endlich der Übeltäter entdeckt wurde.

Auch nach den 3-maligen 4-Monatsaufenthalten wurde ich ab und zu nach Mohrin eingeladen, das mir zur zweiten Heimat wurde. Traurig, dass man dort niemals mehr hinkommen kann [*heute Moryn in Polen*]. Schön waren auch die Winterabende in Mohrin, wenn „Mutter“ aus Fritz Reuters Werken vorlas.

NACHTRAG ZU MOHRIN (SS. 33-36 des Manuskripts)

Zum Kapitel Mohrin muss ich noch etwas erzählen: Das erste Mal in die Mohriner Kirche bin ich gegangen, um dem grässlichen Abtrocknen zu entgehen. Das Abwaschen war ja Johannas Sache, es musste nach jeder Mahlzeit getan werden, weil immer viel Besuch da war. Ich drückte mich also davor und ging lieber in die Kirche. Zuerst ging ich eigentlich nur deswegen, später aber regelmäßig, auch nachdem ich erklärt bekommen hatte, dass das weihevoll Brausen, welches vor jedem Gemeindegesang durch die Kirche zog, nicht, wie ich geglaubt hatte, vom Heiligen Geist herrührte, der sich über die andächtige Gemeinde senkte, sondern von den bälgetretenden Jungen, die die dem Kantor nötige Luft für die Orgel erzeugen mussten. Ich für mein Teil glaubte lieber weiter an den Heiligen Geist.

Das Abtrocknen nach dem Mittagessen habe ich dann gern ertragen, einmal hatte ich ja gespart. Das Fegen der Veranda und der breiten Stufen nach oben war die andere missliche Arbeit, die mir auferlegt worden war, und das für jeden Tag. Bei dieser Gelegenheit stellte ich eines Tages fest, dass „Herr Doktor“ auf dem Tisch, der da stand, interessante Kapseln trocknete. Kurzerhand nahm ich eine, öffnete sie und aß die Körnchen, die drin waren. Mittags bei Tisch fragte Herr Dr., ob jemand wisse, warum plötzlich statt 13 Kapseln nur noch 12 dort lägen. Da ich von Mutter dazu erzogen worden war, auf jeden Fall die Wahrheit zu sagen („Die Wahrheit! Und sei's ein Verbrechen!“), gestand ich den Diebstahl ein und dass ich den Inhalt gegessen hätte. Der Dr. fuhr wie von der Tarantel gestochen hoch, raste in seine Apotheke und holte ein Brech- und ein Abführmittel und ich musste beides schlucken. Es war Schierling gewesen, wenn ich mich recht erinnere, das Gift, das Sokrates umbrachte. Den Erfolg der mir einverleibten Mittel weiß ich nicht mehr, mir ist jedenfalls nicht mal schlecht geworden.

1918 wütete die spanische Grippe in Deutschland und ich bekam sie auch. Zwei Tage und zwei Nächte schlief ich mit kurzen Unterbrechungen, dann ging es wieder langsam zur Genesung. Als ich endlich Hunger verspürte, gab man mir einen einzigen kleinen Eierkuchen. Mit den Worten meiner Mutter geredet, war das „wie in den Magen gespuckt“. Aber als ich mehr wollte, wurde ich von Johanna „abgespeist“: „Wer krank ist, braucht nicht zu essen.“ Eigentlich bin ich nicht nachtragend, aber solche Worte kann man nicht vergessen.

Zu Hause brauchte ich überhaupt nichts zu tun, in Mohrin wurde ich zu vielen Arbeiten herangezogen, da genügte es nicht, dass meine Arbeit ja eigentlich die Schule war. Natürlich hatte ich in Mohrin keine Schularbeiten zu machen, mir fehlten ja die Bücher, aber wie man mich als 12-jährige zu solchen Sachen wie Bügeln der ganzen großen Wäsche heranzog, konnte ich überhaupt nicht verstehen. Anscheinend wurde angenommen, dass ich meinen Unterhalt auch als „Sommerkind“, das ich für 4 Monate war, zu verdienen hätte.

Es durften keine Verwandten die Kinder besuchen und ich hatte oft Heimweh. Als ich aber am 16.8. Melde für das Schwein aus einem weit entfernten verwilderten Garten „besorgen“ sollte, war ich restlos verzweifelt. Da geschah etwas, das für mich wie ein Wunder war, meine Mutter stand am Eingang des Gartens. Es war die Erlösung von meinem Heimweh und ich hielt nach diesem kurzen Besuch brav bis zur Beendigung der vier Monate durch.

Dabei war es mir bei Dr. Böllings noch gut gegangen. Trudchen Müller hatte ihre Stelle beim Kaufmann nur 14 Tage ausgehalten und war klammheimlich abgerückt. Dieser Kaufmann hatte einen Spirituosen-Ausschank so über die Ladentheke, außerdem zwei kleine Kinder, von denen das eine, ein Junge, alle Reste aus den stehengebliebenen Gläsern austrank und wohl dadurch ganz unzurechnungsfähig war. Er war stolze zwei Jahre alt.



Erna Nürnberg 1918

NOCH EINMAL MOHRIN [knüpft an Ernährung im 1. Weltkrieg an]

Haferflocken wurden dagegen in Mohrin kaum verwendet, die „Kliebensuppe“, die es jeden Morgen außer sonntags gab, war aus Mehl und Milch und ich aß sie so gern, dass mir am Sonntag das Frühstück gar nicht so recht schmecken wollte, es gab Brot, etwas Butter und Honig. In den

ersten Tagen meiner Anwesenheit gab es mittags mal Spinat, den ich schon immer sehr gern aß. Ich konnte Herrn Doktors erstaunten Ausruf nicht verstehen: „Was, du isst Spinat!?“ Wo bleib da die Erziehung? Beleidigt war Dr. Bölling, dass ich, wenn jemand mittags in die Apotheke kam, ihn auf das Klingeln der Türschelle mit den Worten aufmerksam machte: „Herr Doktor, s’ist einer im Laden!“ Seine Apotheke war kein „Laden“.

In einem großen Schrank in einem Zimmer im Obergeschoss des Hauses hingen alte Kleider von Frau Dr. Sie war die Tochter des Hofrats Françõeson aus Berlin und ihre Kleider „fin de siècle“. Wir, Irmi und ich, durften sie schon mal anziehen und da Frau Dr. klein war, passten sie uns. Der Provisor, welcher ebenfalls oben wohnte, war entzückt. Für diesen Provisor schwärmte ich, fand es aber nicht nett, dass er mich kaum beachtete und lediglich als Medium benutzte, wenn die ganze Familie abends im Salon mystische Spiele trieb, bei denen man, am Hals von seiner Hand geführt, durch Gedankenübertragung verschiedene Gegenstände suchen musste. Als ich dabei einmal ein ganz bestimmtes Stück aus einem großen Stapel Noten herausfand und das dann auch noch spielen konnte, war ich die Favoritin dieses Abends.

Eines Tages erschien der Gutsbesitzer Hessling vom Lehngut Dölzig, das 4 bis 5 km von Mohrin entfernt war, in der Schule, wo Hauptlehrer Wilke gerade Schule mit uns machte. Er brauchte Kinder zum Distelstechen zwischen den Rüben. Es meldeten sich ziemlich viele, ich auch, und am nächsten Morgen wurden wir mit einem Leiterwagen abgeholt. Frau Dr. war der Meinung, dass man Disteln nicht stechen, sondern ausreißen solle. Sie gab mir deshalb ein Paar alte Lederhandschuhe mit und ich riss statt zu stechen. Dadurch wurde Hessling auf mich aufmerksam, erkundigte sich in der Apotheke nach mir und lud meine Mutter auf sein Gut ein, nachdem er erfahren hatte, dass sie schneiderte. Von da an kam Mutter öfter nach Dölzig, wurde vom Bahnhof mit einem Landauer abgeholt und blieb einige Wochen. Der Kutscher Repischka war russischer Kriegsgefangener. Hessling erlaubte auch, dass ich jedes Mal zu ihr nach Dölzig kam und bei ihr blieb, solange ich von der Schule und den diversen Privatstunden wegblieben konnte. Wir schliefen dann in Ehebetten im Fremdenzimmer, wo auch die Nähmaschine stand. An einen Abend erinnere ich mich ganz besonders. Als ich vor dem Einschlafen noch mal aus dem Bett stieg, löste sich vom Plafond ein großes Stück Stuck und fiel genau auf mein Bett. Es war nicht das einzige Mal, dass das Schicksal mir nach dem Leben trachtete, aber es war wohl noch nicht Zeit für mich abzutreten und so bin ich denn auch durch die vielen anderen Fälle mit Gottes Hilfe mehr oder weniger beschädigt durchgekommen und 82 Jahre alt geworden.

Was mich an das Gutshaus in Dölzig so sehr fesselte, war das Klavier, das in einem winzigen Raum stand und auf dem ich spielen durfte, so oft ich wollte. Auch in Mohrin war ein ganz besonders gutes Klavier, aber in Dölzig, wo ich ganz ungestört war, packte mich ein Zauber, den ich nie vorher, aber auch nicht später jemals wieder empfunden habe. Hessling war ein unheimlich dicker Mann, der zum Binden seine Schnürsenkel eins der Hausmädchen rufen musste und dessen Wahlspruch war: „Kurz gelebt, gut gelebt.“ Er wurde 35 Jahre alt.

Wenn die Hausschneiderei beendet war, bekam Mutter Lebensmittel mit für den kommenden harten Winter in Berlin. An einen Reisekorb aus Weidengeflecht voller Kartoffeln erinnere ich mich besonders, weil dieser neben den anderen 12 Gepäckstücken am schwierigsten zu transportieren war. Ich half Mutter, so gut ich konnte, musste aber anschließend wieder nach Mohrin, weil meine Zeit dort, 4 Monate, noch nicht abgelaufen war. Im Übrigen war Frau Hessling sehr geizig und dachte wohl, dass der Schinken, den sie uns auf den langen Tisch im Esszimmer gestellt hatte, für uns gut genug wäre. Er war völlig von Maden durchsetzt, und als Mutter ihn anfasste, um ihn einzupacken, fiel er einfach auseinander. [Ende des Nachtrags.]

NOCH EINE ERINNERUNG AN DEN VATER – UND DIE „FOLGEN“

Weiter zurück als Mohrin liegt eine Erinnerung an die Zeit als ich 6 oder 7 Jahre alt war: Mein Vater bekam eines Vormittags den Besuch eines Kollegen. Er hieß Strey und brachte 2 kleine Jungen, die Söhne des Kollegen Haselbach, mit. Kurt und Hans hießen sie und jeder hatte eine große Tüte Bonbons in der Hand, grüne Maiblätter und rote Himbeeren. Es waren die ersten Bonbons meines Lebens, ich bekam ab und zu ein Stückchen Schokolade. Das Pfund von Degebrot zum Schulanfang in der Elisabeth-Schule wurde auch eingeteilt. Mir wurde gesagt, dass man von Bonbons schlechte Zähne bekomme. Mir ist entfallen, ob mir einer der beiden einen Bonbon abgegeben hat. Ich kam mir den beiden sehr überlegen vor, war 1 Jahr älter als Kurt, größer als beide und in einem neuen roten Kleid mit schwarzen Tuchknöpfen etwas würdevoll. Kurt kann sich an diesen Besuch nicht erinnern. Diese Bekanntschaft wurde nicht weiter verfolgt, weil Mutter nicht wollte, dass ich mit Jungen spiele.

FREUNDIN KÄTE MOHRMANN

Eine Freundin hatte mir Mutter ausgesucht, als sie die einzige Tochter vom Schlachtermeister Mohrmann gesehen hatte. Sie hatte zu ihm gesagt: „Unsere Töchter sind doch gleichaltrig, da können sie doch zusammen spielen.“ So lernte ich Käte kennen und es wurde eine Freundschaft, die bis zu ihrem Tod 1962 dauerte. Sie hatte es nicht leicht. Nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, die auf dem Zentralviehhof mit ihrem Mann einen Stand hatte und sich, während der Tisch voller Geld lag, plötzlich einer Herde wilder Rindviecher gegenüber sah, die auf den Stand zustürmten. Sie verlor darüber den Verstand und lebte nicht mehr lange. Da Käte die Schule beendet hatte, nahm sie die Stelle ihrer Mutter ein. Wie ihre Mutter das gehandhabt hat, weiß ich nicht, Käte machte jedenfalls jeden Tag „Schmu“ und kaufte von dem Geld alle möglichen und unmöglichen Sachen. In der Hauptsache Schlagernoten, mit denen wir dann abends oft unseren Spaß hatten. Einige dieser Lieder kann ich noch heute singen. Da wir beide Altstimmen hatten, tranken wir ab und zu aus einer der Likörflaschen, die im Büfett reichlich vorhanden waren und kamen dadurch bis zu einer Oktave höher. Das spielte sich im Speisezimmer, wo das Klavier stand, ab. Vater saß nebenan im kleinen Zimmer, wo er sich durch unsere Kunstdarbietungen über seine Gichtschmerzen tröstete. Er liebte es, uns zuzuhören. Für mich war er ein Warnzeichen vor zu hohem Fleischverzehr. Bei uns gab es überwiegend Gemüse. Herr Mohrmann nahm sich später mit Gas das Leben, nachdem ihm seine Freunde wegen seiner Steuerhinterziehung Angst gemacht hatten. Es ging um 20.000 Mark. Die Freunde hatten ihm weisgemacht, dass er das Doppelte an Strafe zusätzlich zahlen müsste und er sah dadurch seine Existenz gefährdet. Aber als sich das alles ereignete, war Käte schon in Biesdorf. Sie hatte einen geschiedenen Mann, Werner Hengst, geheiratet.

Im kleinen Durchgangszimmer, in dem Herr Mohrmann saß, wenn er unseren Schlagerdarbietungen zuhörte, schlief Käte nachts. So konnte er nicht sehen, was Käte machte, sobald er zwei Zimmer weiter schlafen gegangen war. Als er einmal feststellte, dass sie ein Nachtfalter war, wurde sie beobachtet. Er hatte ihr verboten, Tanzstunden zu nehmen, bekam durch eine Rechnung der Tanzschule heraus, dass sie seinem Verbot zum Trotz hinging und wurde rabiat. Als sie eines Abends nichtsahnend nach Beendigung des Tanzunterrichts auf die Straße kam, lauerte er ihr mit einer Klopffeitsche auf und prügelte sie vor sich her nach Hause. Zwar hatte ich es nicht gesehen, war aber schon durch die Erzählung entsetzt. Sie erzählte auch gern und viel von ihren diversen Straßenbekanntschaften, bei denen sie viele mehr oder weniger obskure Männer kennenlernte. An eine erstere Sache, Heirat und so, glaubte sie bei einem Kollegen ihres Vaters, den sie auf dem Großviehmarkt kennengelernt hatte. Sie hatte sogar einen Schlüssel zu seiner Wohnung, die wohl in einer finsternen Gegend lag, aber

wunderschön eingerichtet war. Weil sie so stolz auf diese Wohnung war, nahm sie mich eines Tages während seiner Abwesenheit mit, um sie mir zu zeigen. Zu Hause waren wir nur mit dem Allernotwendigsten (außer dem Klavier) eingerichtet und ich war von dem Luxus, der mir in dieser Müllerstraßen-Wohnung entgegenleuchtete, völlig geblendet, besonders weil ich durch das scheußliche Treppenhaus auf so viel Glanz nicht vorbereitet war. Zu Kätes Glück kam eine Heirat mit diesem Großschlachter nicht zustande. Nach ihren Erzählungen war er genau so roh wie ihr Vater. Ob sie allerdings mit Werner Hengst, den sie dann schließlich heiratete, besser dran war, glaube ich kaum. 1945 ging er Zigaretten holen und kam nie wieder. Die Russen waren in Berlin.

Was ihr „Schmumachen“ auf dem Viehhof angeht, war es vielleicht noch verständlich, sie sah täglich den Reichtum ihres Vaters. Nicht verstehen konnte ich, als wir Kinder waren, dass sie mich beklautete, obwohl sie alles reichlich und zum Teil besser hatte als ich. Was sie bei mir sah, musste sie haben und nahm es, ohne zu fragen. An ein weißes Jäckchen erinnere ich mich, das ich ihr wieder abnahm. Ich machte einen Wachsleck hinein und erklärte ihr, dass ich das Jäckchen an diesem fleck wiedererkannt hätte. Mutter erklärte mir, das sei Kleptomanie. Sie hatte darin einschlägige Erfahrung, da eine Kollegentochter, Magdalene Clement, jedes Mal, wenn sie bei uns war, etwas mitgehen ließ. Wohl zum Ausgleich schenkte sie mir ihre uralte Puppenküche, die dann jedes Jahr wieder auf dem Weihnachtstisch stand. Magdalene Clement war eine meiner zahlreichen Klavierlehrer(innen). Ich nahm zum Unterricht nur das Notwendigste mit und merkte mir auch die Noten. Mutter war zu schüchtern, sie beim Abschied die Taschen leeren zu lassen.

KEIN GLÜCK MIT DEM SPORT

Von Kindertagen an war ich unsportlich. Rollschuhlaufen, Schwimmen, später Radfahren waren Spiel, kein Sport. Dabei hätte mich meine Mutter so gern als „deutsche Turnerin“ gesehen, die sie selbst in ihrer Jugend gewesen war. Ihre Versuche, mich trotzdem zur Ertüchtigung des Körpers zu erziehen, schlugen fehl. Das fing beim Schliddern an, das sie mir kunstvoll vormachte. Vati sah es bewundernd mit an. Dann ging sie zum Schlittschuhlaufen über, das sie selbst gut konnte und zu dem sie mich auf den Lietzensee schleppte, der im Winter fast immer zugefroren war. Die Versuche endeten in einem Desaster, als ich in einen Turnverein eintreten sollte. Dorthin brachte sie mich eines schönen Tages. Ich wurde an Ringe gehängt, man stieß mich an und ich hielt mich genau so lange fest, bis ich rückzu den höchsten Punkt erreicht hatte. Ob ich genug davon hatte oder meine Arme zu schwach waren, weiß ich nicht mehr. Ich ließ los und fiel von oben runter, natürlich auf den Hinterkopf. Der Erfolg war eine Gehirnerschütterung, die meiner Mutter endlich klarmachte, dass es zwecklos war, mir auf diesem Wege nach dem Leben zu trachten. Auch zum Spielen auf der Straße war ich selten zu bewegen, ich saß lieber vor meinem Bücherschrank, den mir Vati aus 3 rechteckigen Kisten gezimmert hatte und der immer reichlich mit Büchern versehen war, die ich fast ausschließlich von meiner Patentante Emmi Thomas erhalten hatte.

VORFAHREN UND VERWANDTE VON VATER

Tante Emmi war Vatis Kusine, seiner Mutter Schwester Tochter, die ihn in ihren jungen Jahren wohl gern geheiratet hätte. Sie war genauso schwarzseherisch wie alle Kinder und Kindeskinde des Sebastian Fehr, der aus der Schweiz aus- und in Berlin eingewandert war und hier geheiratet hatte. Seine Kinder waren: 1. Karl, der auf Kosten seiner 3 Schwestern Theologie studiert hatte und sich nach seiner Antrittspredigt das Leben nahm, 2. Emilie, die Mutter von Emmi, die einen Möbelfabrikanten heiratete, der pleiteging, weil er lieber angeln ging, als sich um seine Fabrik zu kümmern, und die in den Wechseljahren periodisch irre war. 3. Julie, die in der Fruchtstraße in

der Nähe des Schlesischen Bahnhofs irgendwie von irgendetwas lebte und sich mit 50 Jahren erhängte. Sie hatte sich vorher bei Jenny, der Adoptivtochter von Thomas erkundigt, ob diese denke, dass es Gott ihr übelnähme, wenn sie Schluss machen würde. Tante Jenny machte sich später Vorwürfe wegen ihrer verneinenden Antwort. Sie hatte die Frage wohl nicht ernstgenommen.



Julius Nürnberg, 20.7.1834 bis 18.10.1878 in Berlin

Auf der Rückseite des gerahmten Fotos: „Ihren Freund und Sangesbruder Julius Nürnberg ernannte der Gesangverein Blaue Schleife in Anerkennung seiner vieljährigen Wirksamkeit und besonderen Verdienste um das Gedeihen des Vereins am heutigen Tage zum Ehrenmitglied. Berlin, 9. Decbr. 1876“

Die 4. war meine kleine Oma, die auch nicht viel Glück in ihrem Leben hatte. Sie war schon über 30, als sie einen Witwer mit Sohn heiratete. Nach mehreren Söhnen, die alle als Kleinkind starben, brachte sie meinen Vater zur Welt, der mit 4 Jahren seinen Vater verlor. „Galoppierende Schwindsucht“ nannte man das damals und die hatte er sich zugezogen, als er auf einem Ausflug bei einsetzendem Regen einer jungen Dame seine Jacke gab und so bis auf die Haut nass wurde. Berta Nürnberg, die nun Witwe war, und außer für sich auch noch für Georg, den Stiefsohn und ihren eigenen Walter, meinen späteren Vater, zu sorgen hatte, machte in der Ritterstraße einen „Kolonialwarenladen“ auf, halb unter der Erde, wo sie nun mit den beiden Jungen auch wohnte. Im Hinterzimmer wurden Lebensmittel abgewogen und eingetütet. Nach dem Tode von Julius Nürnberg war kaum Vermögen vorhanden und, wahrscheinlich um diesem Übelstand etwas abzuwenden, versuchte es meine Großmutter mit Spekulieren. Es war die „Gründerzeit“ in Berlin und sie fiel prompt auf einen Schwindler rein. Sie verlor alles.

EINIGES AUS VATERS GESCHICHTE

Mit Georg hatte sie wohl nicht viel Ärger. Er machte eine Schlosserlehre und bekam Anstellung bei der Reichsbahn. Mit Walter war es schwieriger. Er sollte Goldschmied und Uhrmacher werden, machte auch einige Zeit mit, kaufte sich aber heimlich eine Geige und nahm heimlich Unterricht. Das Geld dazu hatte er sich so nach und nach auf den Märkten vor Festtagen verdient. „Darf ich Ihnen die Jans tragen?“ Da es den Frauen oder Dienstmädchen, die zum Fest eine „Jans“ kaufen konnten, sicherlich nicht auf einen Groschen oder Sechser ankam, lepperte sich das Geld zusammen. Sicherlich halfen auch Geschenke zum Geburtstag und zu Weihnachten. Fleißig war er auch und so konnte er bald sein erstes Engagement als Geiger, später als Bratschist, antreten, zumal er auch noch Waldhornspielen gelernt hatte. Bei einem Sommerengagement, das in einer ungarischen Zigeunerkapelle in Swinemünde stattfand, lernte er meine Mutter kennen. Seine erste Braut war Tänzerin bei Kroll, wo er 1. Geige spielte, zog aber den Konzertmeister ihm vor. Im Tagebuch meines Vaters, das ich geerbt hatte, stand, dass dieser Konzertmeister mehr Geld gehabt habe als er. Ich nehme aber an, sie hat seine Mutter kennengelernt, von der er sich ja bis zu seinem Tode nicht trennte. Zum Glück hatte er das dieser Ballerina gesagt und die hatte sicherlich deswegen von einer Ehe mit ihm Abstand genommen. Er war aber glücklich, dass meine Mutter dieselben Initialen hatte wie die „Verflossene“, H.T., und außerdem die Stimme seines Instruments, der Bratsche. Dass diese glückliche Ehe nach nur 10 Jahren durch den Tod meines Vaters zu Ende war, war ein Unglück für alle Beteiligten.

DIE ELTERN LERNEN SICH KENNEN

Nach Swinemünde war meine Mutter zusammen mit ihrer Freundin Betty Beda gekommen. Sie hatte meinen Vater in dieser Ungarnkapelle gesehen und bedauert, dass er Ungar war. „Schade“, mag sie gedacht haben, wartete trotzdem das Ende des Konzerts ab und war glücklich, als er sie ansprach und sich dabei als waschechter Berliner vorstellte. Das war 1905. Im August 1906 kam ich dann zur Welt. Betty Beda gefiel dieses Bekanntwerden ihrer Freundin Hete mit Walter Nürnberg überhaupt nicht und sie versuchte dieses aufkommende gegenseitige Gefallen zu hintertreiben, indem sie das Uhrchen meiner Mutter um eine Stunde verstellte. Dadurch kam Hete eine Stunde zu spät an den Strand, wo sie sich mit dem netten Berliner verabredet hatte. Er hatte sich mit einer dicken Partitur zu diesem Rendezvous eingefunden, weil er Fräulein Timmermann für seine Arbeit interessieren wollte. Als sie nach einer Stunde endlich auftauchte, muss er in dem dicken Sand wohl ein bisschen hin und her gegangen sein, was ihn zu den Worten veranlasste: „Sie führen mich einen beschwerlichen Weg, mein Fräulein.“ Das habe ich behalten, weil es mir mehr als einmal erzählt worden ist.





Walter Nürnberg und Hedwig Timmermann haben sich kurz vorm Fototermin kennengelernt



Hedwig Timmermann (re) mit Freundin, undatiert, vielleicht 1904

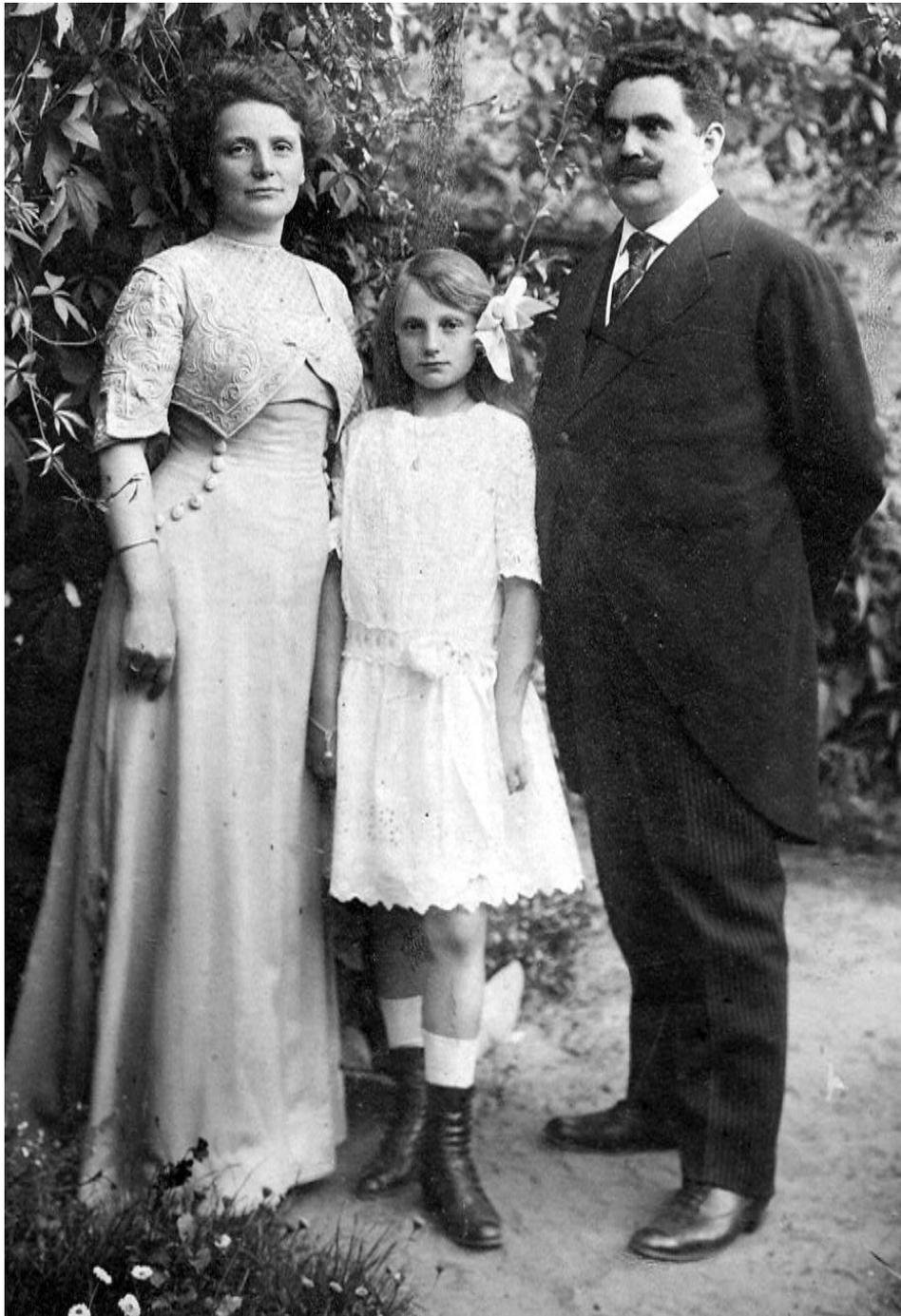


Walter Nürnberg, undatiert, wohl 1904 (beschädigtes Foto)

GROSSMUTTI TIMMERMANN – GEBORENE SCHNEEWEISS

Großmutter bewohnte in Berlin mehrere Wohnungen nacheinander. Als sie aus Kottbus kam, zog sie in eine große Wohnung in der Zimmerstraße, von der sie Zimmer an Künstler vermietete. Martha, die jüngste Tochter, studierte Klavier, Hedwig schnaiderte. Sie ging auch als Hausschneiderin in „reiche Häuser“, überwiegend zu Juden, deren Tonfall sie zu meinem Vergnügen glänzend und nie böse imitieren konnte. Agnes, die älteste Tochter, hatte

verschiedene Beschäftigungen, nachdem sie bei Bekannten in Mittweida zur Verkäuferin ausgebildet worden war. Auf einer der vielen Ausstellungen in Berlin lernte sie Hans Koch kennen, der wohl in Marggrabowa/Ostpreußen geboren war, aber mit Mutter und Schwester im Rheinland wohnte. Er war ein sehr leichtherziger Rheinländer. Nach der Heirat zogen sie nach Köln in die Fleischhauergasse.



Agnes, Hannchen und Hans Koch 1914

Der einzige Sohn von Großmutter, Otto, war schon sehr jung und ohne Abschied aus Kottbus fortgegangen, hatte verschiedene technische Erfindungen gemacht, hatte geheiratet, ein Mädchen und einen Jungen bekommen und war dann jahrzehntlang in der AEG-Turbinenfabrik.

Er war ein fanatischer Sektenanhänger, von welcher Sekte ist mir entfallen. Sein Sohn Walter, 1,95 m groß, war ein liebenswürdiger Riese, nicht nur groß, sondern auch breit. Die Familie wohnte später in Brieselang, wo mein Onkel ein Haus gebaut hatte. Wenn ich mich recht erinnere, war Walter gelernter Spediteur. Er war während des 2. Weltkrieges in Krakau Direktor der deutschen Handelsgesellschaft, geriet 1945 den Russen in die Hände und verhungerte in einem Gefangenenlager. Onkel Otto Timmermann heiratet nach dem Tode seiner ersten Frau deren Freundin Hulda, die sich aber Hilde nannte, weil ihr ihr Name nicht gefiel. Zum letzten Mal habe ich die beiden gesehen, als wir sie anlässlich von Ottos 80. Geburtstag in ihrer Eigentumswohnung in Wilmersdorf besuchten. Sie starben kurz nacheinander. Walters Familie, die ziemlich groß sein soll, lebt in Dresden. Eine Verbindung zu Onkel Ottos Tochter gab es nie. Sie war mir zu bigott.

GROSSMUTTIS HERKUNFTSFAMILIE: DIE FAMILIE SCHNEEWEISS

Meine Großmutter stammte aus einer großen Familie. Sie hatte 10 Geschwister und hieß mit Mädchennamen Antonie, Eleonore, Concordie Schneeweiß. Ihr Vater hatte eine große Mühle (Korn und Holz) in Altdöbern, Niederlausitz. Einige ihrer Geschwister habe ich als Kind noch kennengelernt, von manchen die Nachfahren. Der älteste Sohn Wilhelm erbte die Mühle. Die Menschen dieser Familie waren mir eigentlich nie eine Belastung, aber auch kein Anlaufpunkt bei irgendwelchen Kümernissen.

Von zweien der sieben Töchter Schneeweiß war da Alwine, die einen gewissen Lehmann geheiratet hatte, die u. a. eine Tochter Wally hatte. Wally hatte den Ingenieur Karl Dietze geheiratet und ihre drei Kinder waren meine Generation. Irmgard ist 1988 gestorben, Elfriede lebt, verheiratet, in Amerika und heißt von Glinski. Karlchen war im Krieg 1939 - 45 Fliegerleutnant und stürzte mit einem Sturzkampfbomber über Riga ab. Es war sein erster und letzter Flug in diesem menschenmordenden Gerät. Soweit ich denken kann, hatten Dietzes immer ein sehr gastliches Haus. Die Geburtstage waren stets ein großer Aufwand an Menschen und „Material“ (lies: Fresserei). Aber es wurde auch viel musiziert, Karlchen spielte ebenso wie ich Klavier und sang schön.

Er hatte viele Freunde, die Paddelboote auf der Havel hatten. Er selbst hatte ein Segelboot, eine 18 Quadratmeter große Jolle. In „Badewiese“ hatte Onkel Otto Reimann [*der zweite Mann von Agnes Koch, geb. Timmermann*] dieses Holzhaus aus dem Klessener Zootzen, in dem ich jedes Wochenende war. Oft war so viel Besuch, dass ich in der zwischen den Fenstern angebrachten Hängematte schlafen musste. Hier kam mich Karlchen sonntags öfter abholen und wir segelten auf der Havel und dem Wannsee, umgeben von den Paddelbooten der Freunde. In einem Jahr sollte das „Aussegeln“ im Frühjahr stattfinden, bevor das Boot kalbfatert worden war, es war also nicht dicht und wir schöpften mit Konservendosen. Wir, das waren in diesem Jahr Karl, sein Freund Hans, genannt „der dicke Dünnwald“, unsere Kusine Elfriede Jachmann und ich. Karl hatte mehrere schöne Caruso-Platten, die er unvorsichtigerweise zusammen mit seinem kleinen Plattenkoffer auf diese Fahrt mitgenommen hatte. Ich glaube, es war in „Hundekehle“, wo wir ausstiegen, um etwas zu trinken. Hanne Dünnwald hatte in einer Hand den Plattenspieler und in der anderen das Köfferchen mit den Platten. Beim Aussteigen verfehlte er den Steg und war plötzlich verschwunden. Er tauchte völlig grün, mit Tang behängt, wieder auf. er war weiß angezogen gewesen und sah nun wie Poseidon persönlich aus. Den Sweater trockneten wir in der Küche der Gaststätte in der Bratröhre, Platten und Plattenspieler wurden trockengewischt. Zum Nachtrocknen verteilte Hans die Platten auf dem Bootsrand, verlor das Gleichgewicht und setzte sich drauf. Keine einzige blieb heil und wir mussten auf Musik verzichten, was uns nicht

weiter schwerfiel, da wir mit dem Ausschöpfen des undichten Bootes ausreichend beschäftigt waren.

Um 18:00 war, wie gewöhnlich, kein Wind mehr auf dem Wannsee, Karl erlaubte nicht, dass wir paddelten, es waren auch gar keine Paddel vorhanden. Wir benutzen die Konservenbüchsen zum Paddeln, natürlich heimlich, wenn er gerade nicht hinsah. Auf diese mühevollen Weise gelangten wir nach sechs Stunden, um Mitternacht endlich an das Schiff am Ufer. Dieses Schiff gehörte einem Mann, der die Aufbewahrungsstelle für kleinere Segelboote führte, wo sie auch während des Winters lagen. Reichlich erstaunt war er, uns so spät zu sehen. Er hatte wohl gedacht, wir würden über Nacht draußen bleiben. Meine Mutter hatte sich Sorgen gemacht.

Irmgard Dietzes ältere Tochter war als Kind nach Österreich verschickt worden, wo sie sich in einen jungen Gärtner verliebte. Tante Wally erschien ein solcher Beruf nicht standesgemäß und sie machte der Korrespondenz durch Verbrennen der Briefe des jungen Mannes ganz rigoros den Garaus. Mutter und ich waren empört, als wir davon hörten. Irmgard heiratete später Thormann und ließ sich später von ihm scheiden.

Die drei Geschwister kamen gut miteinander aus, Karl war der dominierende Teil und setzte sich gegen die 3 Frauen seiner Familie, Mutter und zwei Schwestern, durch. Er hatte mehrere Freundinnen nacheinander, die ihm seine Mutter bis auf die letzte vergraulte. Diese letzte war eine Jüdin und da er ein schöner, großer, blonder und blauäugiger Mensch war, hatte er mit dieser Liebe während des Dritten Reiches Probleme. Ob die SS auf ihn aufmerksam geworden war, weiß ich nicht mehr, jedenfalls war er außer sich, als ihm nahegelegt wurde, sich von diesem Mädchen zu trennen. Um den Angriffen auszuweichen, ging er mit ihr nach Leipzig, wo er ein Elektrogeschäft aufmachte. Dann kam der Krieg, er wurde Flieger und starb. Ich erinnere mich an seinen letzten Geburtstag, er wurde 36 Jahre und war auf Fronturlaub. An diesem Tage verschenkte er alles, was er an Wertvollem besaß, an seine Freunde und Schwestern, sein Segelboot, Akkordeon usw. Eine Woche später war er tot und ich fragte mich, wieso. Konnte oder wollte er sich nicht rechtzeitig in diesem Stuka abfangen. Da war so einiges, was ihm das Leben vergällte, nicht zuletzt die Frau, die er geheiratet hatte, ohne zu wissen, dass sie ein Kind von einem anderen erwartete. Das erfuhr er erst vor dem Scheidungsrichter, als es um das Sorgerecht für den Sohn ging. Wegen ihrer konstanten Untreue hatte er sich von ihr scheiden lassen wollen. Bei dieser Heirat war wohl ausschlaggebend gewesen, dass ein Onkel dieser Frau Oberst bei der Luftwaffe war und Karl etwas protegierte. Als er noch nicht so festgefahren war, stellte er mir öfter seine neuesten Freundinnen vor. Ich sollte sie begutachten. Bis auf die letzte gefielen sie mir alle. Tante Wally hätte es gern gesehen, wenn aus uns beiden ein Paar geworden wäre, aber das habe ich wegen der nahen Verwandtschaft abgelehnt. Ich hatte wegen der gemeinsamen Erbanlagen Bedenken, denn unsere Urgroßmutter mütterlicherseits war schwer gichtkrank.

Durch Frau Hessling [*Gutsbesitzerfrau aus Dölzig bei Mohrin*] lernten wir auch ihren Bruder kennen, Major Gerwing, der in Berlin in unserer Nähe wohnte und zu dem wir öfter eingeladen wurden. Er hatte eine Wirtschafterin, die er später heiratete. Sie war eine sehr begabte Putzmacherin und ich bekam von ihr mehrere elegante Hüte. Leider trank sie. Ihr Delirium tremens haben wir aus nächster Nähe mitbekommen.

NACH 1933 IN BERLIN

Zur gleichen Zeit war Mutter auch mit Ernchen Brockmann befreundet, die den Laden des Haus- und Grundbesitzervereins in unserem Hause leitete. Als das Geschäft zu Beginn des 3. Reiches geschlossen wurde, zog sie zu ihren Verwandten und kam nicht mehr zu uns. Ich hoffe sehr, dass

nsie noch rechtzeitig auswandern konnte. Sie hatte viele Freunde, die wir auch so nach und nach kennenlernten. Einen von ihnen besuchten ich und Odding später mal mit in Kreuznach, wo ihm eines der berühmten Brückenhäuser gehörte. Er hieß Ludwig Wohlleben. Fast alle waren Verkäufer in Seiden- oder anderen Textilien-Geschäften. Wie deutlich kann ich mich noch an ihre Gesichter erinnern!

Als wir 1938 nach Berlin zurückkamen, Ernchen Brockmann war schon ausgezogen, Odding arbeitete in Spandau, ich bei Blaupunkt -, erlebten wir im November die so genannt „Reichskristallnacht“. Durch unheimlichen Krach von Glassplittern aus dem Schlaf gerissen, versuchten wir herauszufinden, was eigentlich los war, konnten es aber nicht ergründen. Ich hörte später, dass auch die SA bei diesem Wahnsinn mitgemacht hätte. Die vom „Stahlhelm“ zwangsweise übernommenen SA-Männer hatte man wohlweislich nicht dazu aufgefordert, sie waren wohl zu unsichere Kantonisten. Am Morgen danach, auf dem Weg zum S-Bahnhof Savignyplatz sah ich dann einen kleinen Teil der Verwüstungen, die angerichtet worden waren. Am meisten erschüttert war ich vom Anblick des Piano-Geschäfts an der Ecke Krumme- und Goethestraße, wo die vier großen Scheiben zertrümmert waren und ein Flügel mit gebrochenen Beinen auf der Straße lag.

In unserer Straße gab es fast nur Geschäfte, die in jüdischen Händen waren, zwischendurch mal ein Restaurant, dem sie nichts getan hatten, und es sah dementsprechend aus. Im Winter sah man Frauen in eleganten Pelzmänteln, die überhaupt nicht zu ihnen passten und die wir achselzuckend als „geplündert“ bezeichneten. Grauensvoll war die brennende Synagoge in der Fasanenstraße. Erst dadurch kam mir das Ausmaß des Pogroms so richtig zu Bewusstsein. Es kam mir aber auch dadurch nicht in den Sinn, dass sie mit den Juden ebenso verfahren würden. Vielleicht hätte ich es nicht mal geglaubt, wenn es mir jemand erzählt hätte.

In meiner Klasse waren nur 2 Jüdinnen, d. h. in der letzten nur noch Röschen Schmelzer, ein hübsches Mädchen und bei uns allen beliebt, vielleicht weil es ihr niemals eingefallen wäre, mit einer von uns einen Streit anzufangen. Wir gingen oft zusammen nach Hause. Ihr Vater hatte ein großes Möbelgeschäft in der Kantstraße und ich hoffe, dass es auch ihnen gelungen ist, Berlin und Deutschland zu verlassen. Rosa starb mit 16 Jahren an Anämie. Sie hatte immer rote Wangen und meine Mutter nannte diese Krankheit „blühende Bleichsucht“. Die zweite Jüdin, die aber nicht den Abschluss an unserer Schule schaffte, sondern zwischendurch mal irgendwo hängen blieb, war Nanni Krotoschin. Die Erinnerung an sie besteht aus einem kleinen Zwischenfall, den wir mit ihr während einer Schulstunde erlebten. Da war die Stelle unter ihrer Bank plötzlich nass. Wie meine Mitschülerinnen darauf reagierten, weiß ich nicht mehr, ich war ganz einfach verdutzt, dass einem so großen Mädchen „so etwas“ passieren könnte.

In der letzten Klasse bekamen wir A-Mädchen. Das waren Kinder, die als begabt aus der Volksschule gekommen waren. A bedeutete wohl Auswahl. Wir anderen, die wir von der untersten Klasse an zusammen gewesen waren, nahmen die „Neuen“ problemlos auf, ich hatte keine große Vorliebe für sie und nahm sie einfach als „gegebene Tatsache“, die man ebenso gut annehmen wie ablehnen kann. Das Letztere lag mir eigentlich näher.

In der letzten Klasse war Frl. Doege, mit der mich eine Art Hassliebe verband. Da sie an meinen Leistungen nichts auszusetzen fand, mäkelte sie an meinem Aussehen herum. Meine Haare waren oben auf dem Kopf zu einem Dutt zusammengebunden und ich hatte hohe schwarze, flachhackige Stiefel an. Sagen konnte man ihr natürlich nicht, dass diese Stiefel eine aus unserer Armut geborene Notlösung waren. Frau Fittig, so hieß sie nach ihrer Heirat, hatte für uns eine Reise ins Riesengebirge geplant, also mussten es Wanderschuhe sein, die man zu dieser Fahrt brauchte. Zur Einsegnung aber, die zu dieser Zeit stattfand, hatten fast alle Mädchen zierliche

Lackschuhe bekommen, die für meine Mutter als zusätzlich nicht erschwinglich waren. Also hieß es „entweder – oder“ und ich entschied mich für die Stiefel, weil mir Lackschuhe für die Berge als nicht geeignet erschienen. Wie diese Stiefel zu dem schwarzseidenen Konfirmationsstaat aussahen, kann ich mir nur ganz vage vorstellen.

Dass es dann auch noch statt nach Schlesien wegen allgemeinen Geldmangels nur in die Lutherstadt Wittenberg ging, war zusätzliches Pech. Ganz schlimm aber wurde Frau Fittichs Ablehnung erst, als ich mir, übrigens auf ihr Betreiben hin, ein Buch über Chiromantie gekauft hatte. Ich hatte es sorgfältig gelesen und sollte ihr nun ihre Hand deuten. Im Gegensatz zu ihrem Mopsesicht hatte sie spitzfingrige schöne Hände, und als sie mir diese entgegenstreckte, ritt mich der Teufel und ich sagte: „Eine schöne Hand ist nicht immer eine gute Hand“. Ihr zu einer Maske erstarrtes, sowieso hässliches Gesicht, konnte einem Angst machen, ich sehe noch heute nach 68 Jahren vor mir. Dass ich über den Erfolg meiner Worte erst beim Abschlusszeugnis nachdenken würde, war mir nicht klar. Obwohl ich gerade für Französisch oft bis zum späten Abend gepaukt hatte, auch die Zwischenzeugnisse in ihrem kleinen schwarzen Buch nie unter 2 0 gut waren, stand auf dem Zeugnis 2-3. also „ziemlich gut“. In diesem schwarzen Buch hatten wir mal in einem unbeobachteten Augenblick „geschmökert“. Da war auch noch anderes, was mich kränkte: Als wir mit verteilten Rollen Dramen lasen, bekam ich die unsympathischen Rollen, z. B. die Königin Isabeau in der „Jungfrau von Orleans“.

Zu dieser Reise nach Wittenberg hatte ich das Sparbuch abgeräumt, das mein Vater für mich angelegt hatte. Es waren 10% von dem Geld, das er mit Notenschreiben verdient hatte, 640 Goldmark, die nun zu Beginn der Inflation ihren Kaufwert so weit verloren hatten, dass sie nur gerade für diese kurze Fahrt reichten.

INFLATION UND WÄHRUNGSREFORM 1948

Überhaupt diese Inflation! Die Gehälter bei der Bank wurden dreimal wöchentlich ausgezahlt und von dem Geld bekam man jeweils ein Glas Joghurt oder ein Viertelpfund Kekse, die ich gleich am Bahnhof Börse kaufte und verzehrte. Als ich einmal an Hugo Hindermann schrieb, wir könnten in diesem Jahr keinen Baum zu Weihnachten kaufen, schickte er 3 Schweizer Franken, die erst nach dem Fest ankamen und für die ich mir sofort eine 14-bändige Goethe-Ausgabe kaufte. Wenn man jemanden fragte: „Wie geht es dir?“ war die stereotype Antwort: „Mies mal Index“. Nach diesem Index wurden die täglichen Valutawerte bestimmt und die stiegen schneller, als man denken konnte. Die Bücher hatten 150 Mark gekostet, ein Franken war an diesem Tag also 50 Reichsmark. Wenn ich mich recht erinnere, nähte Mutter nur noch gegen Naturalien.

Die nächste Geldentwertung kam 25 Jahre später und nicht so schleichend wie die erste, aber umso gravierender mit ihren 40 D-Mark pro Kopf. Meine 40 neuen Mark gingen auf einen Schlag weg, als ein Mann in unsere Baracke kam und Kaninchenfelle anbot, 8 Mark wollte er pro Stück haben. Ich nahm 5 Stück und machte für Ingrid daraus eine Jacke und ein Barett. So brauchte sie auf dem Schulweg nach Wolfenbüttel wenigstens nicht zu frieren. Erst viel später erzählte sie mir, dass die Kinder „Karnickel“ hinter ihr hergeschrien hatten. Die hatten bestimmt nicht eine so verrückte Mutter wie sie, die ihr ganzes Kopfgeld für Kaninchenfelle ausgibt.

Nach der Währungsreform war mit einem Schlag alles, aber auch alles wieder zu kaufen. Die Läden hatten sich über Nacht mit Artikeln gefüllt, die sie vorher wohl irgendwo verborgen hatten. Nun ging das Kungeln fröhlich weiter. Otto hatte in Goslar eine Quelle entdeckt, wo er Kaffee in Dosen, Zigaretten und andere Mangelware kaufen konnte. Eines Tages war er krank, aber die Ware war alle. Deshalb bat er mich, für ihn nach Goslar zu fahren und einzukaufen. Ganz

wohl war mir bei diesem Auftrag nicht, weil die Busse kontrolliert wurden. Jedenfalls fuhr ich los, fand auch die richtigen Leute, die gegenüber der Synagoge wohnten. Es waren 2 Männer, russische Juden, die mit ihren Sonderrationen als DP's (displaced persons) schwunghaften Handel trieben. Als sie in einr Ecke miteinander den Preis für meine Bestellung aushandelten und dabei russisch sprachen, fand ich die Preise nicht angemessen und ich wollte ihnen zeigen, dass ich Russisch verstehe und gemerkt hätte, dass sie mich behumsen wollten, woraufhin ich ihnen freundlich lächelnd erklärte: [*russische Buchstaben, ich erinnere mich an den Spruch*]: Moia kata skraju ja nitschewo nesnaju (Meine Kate steht am Ende des Dorfes, ich weiß von nichts.) Kaffee und Zigaretten wurden plötzlich viel preiswerter und auch die Rückfahrt ging ohne Kontrolle über die Bühne.

Als ich aber in Oddings Zimmer trat, der damals sein Bett schon im oberen Teil der Bettnische hatte, guckte er mich so von oben ziemlich blass an. Die Polizei war dagewesen und hatte allen Likör mitgenommen. Großkreutz, unser Nachbar in der Baracke, hatte ihn aus Zuckerrüben gebrannt und wir hatten ihn mit Eiern zu Eierlikör und mit Schokolade zu Schokoladenlikör verwandelt. Natürlich bekamen wir bald Nachschub und als mein Geburtstag nahte, bestellten wir Herrn von Dehn mit seinem eleganten Landauer, um zum Kiesteich zu fahren. Herr von Dehn, ein Balte, der Wagen und Pferde aus dem Warthegau gerettet hatte, machte öfter solche Touren. Wir schwammen eine Weile im Kiesteich und feierten dann.

An diesem 16. August war am Nachmittag im Dorf Heiningen eine Impfung, an der wir teilnehmen mussten. Ich bekam eine mit Kuh-Serum, war aber kurz zuvor in Berlin gegen irgendetwas mit Pferde-Serum geimpft worden. Es ist unbeschreiblich, wie schlecht mir wurde. Ich hätte über die erste Impfung Bescheid sagen sollen. Sie waren ehrlich entsetzt, aber zu ändern war ja nun nichts mehr.

Im Nachhinein bin ich der Meinung, dass man uns Leuten aus dem Barackenlager so allerlei Unrecht zutraute. So war eines Tages beim Bäcker im Dorf ein Sack Mehl gestohlen worden und die Spur führte bis zu Großkreuz' Bude, die an der Straße vor unserer Baracke 5 stand. Erst da hatten die Diebe wohl bemerkt, dass der Sack ein Loch hatte und ihn von da an sorgfältiger transportiert. Der Polizist zog aber einen anderen Schluss daraus und durchsuchte die Bude. Großkreutz arbeitete wohl beim Bäcker, er war selbst einer, aber so dumm war er nun doch nicht, dort auch noch Mehl mitgehen zu lassen. Was man bei dieser Durchsuchung nicht fand, war das Destilliergerät, dem Herr G. gerade noch einen rettenden Stoß mit dem Fuß geben konnte, der es unter einen Tisch beförderte.

Wahrscheinlich um nicht ganz vergeblich gekommen zu sein, kann der Polizist auch noch in unsere Baracke. Mehl hatte er ja nicht gefunden, dafür aber einen großen Sack voller Leinsamen, den Odding dort deponiert hatte, um die kostbaren Körner später in Börsum in Öl verwandeln zu lassen. In den Spinden fanden sie alles, womit Odding gekungelt hatte, aber auch Sachen, die uns bestimmt waren, ein kleiner elektrischer Heizofen, ein Hüfthalter usw. So viel mir erinnerlich ist, ließen sie das da, aber alles andere nahmen sie mit. Wie damals die Strafen für solche „Wirtschaftsvergehen“ waren, wussten wir nicht, aber ich sah meinen Mann schon hinter Gittern verschwinden, machte ihm ein dickes Paket Butterbrote und wartete mit klopfendem Herzen. Da mir diese Durchsuchung zu lange dauerte, ging ich mal rüber ins Zimmer 4 [*Vaters Zimmer Nr. 5 gegenüber*], um nachzusehen, was sich da weiter tat. O. saß auf dem Holzhaufen hinter der Tür und aß seelenruhig die Brote. Die Angst vor der Strafe ließ mich ein halbes Jahr lang nicht los, es war einfach scheußlich, dann kam endlich das Urteil: 500 Reichsmark Strafe und Einziehen der diversen Sachen. Komisch war, dass sie uns den leeren Leinsamensack zurückschickten. Vom Inhalt hatten sie sich wohl selbst Öl schlagen lassen. Der Holzhaufen

hinter der Tür hatte auch seine eigene Geschichte. Aus vielen Räumen der Baracke 5 hörte man eines Tages Säegeräusche und beim Nachforschen stellte ich fest, dass große Balken zersägt wurden. Bald bekam ich mit, dass sie vom gegenüberliegenden Wasserwerk stammten, wo irgendetwas hatte gebaut werden sollen. Otto, der als Hofarbeiter und als Dolmetscher bei der Demontage der Fabrikanlagen in Salzgitter arbeitete, war natürlich sofort bereit und wir gingen abends, sobald es dunkel wurde, rüber, um auch etwas „abzustauben“. Es war schwierig, weil die Balken 4 m lang waren und wir sie durch das Fenster hieven mussten, das Zimmer war auch nur 4 m lang. Zum Glück hat uns dabei niemand erwischt. So hatten wir wenigstens Feuerung für unseren kleinen Kochherd.

Als wir später eine Holzlieferung bekamen, die Männer durften einige Bäume im Oderwald fällen, waren wir leider zu vertrauensselig und schichteten die Kloben in unserem Gärtchen [zwischen den Baracken, vor dem Fenster] zu einem Stapel auf. Das sahen natürlich viele begehrlche Augen aus Baracke 4 und 5 und so wurde der Stapel auch ohne unsere Mithilfe immer kleiner. Der Rest wurde dann in O's Raum aufgebaut, was vor allem durch Ingrids Hilfe zustande kam. Ingrid wurde von ihrem Vater gern zu Arbeiten herangezogen, die ihr manchmal durchaus nicht lagen. So auch zum Schuheputzen jede Woche. Dazu stellte sie alle Schuhe ihres Vaters auf den Podest der Treppe, die zur Eingangstür in die Baracke führte, ging dann aber meist nicht sofort ans Werk, sondern zurück in die Baracke, um noch anderes zu erledigen. „Ich habe sie ja gezählt“, war ihre Entschuldigung und auf Vaters Einwand: „Auch die gezählten Schafe stiehlt der Wolf“ kam prompt: „Wer soll denn hier der Wolf sein, dem knall ich eine!“ Diese Schlagfertigkeit hat sie bis heute nicht verlassen und ist ihr sicherlich auch jetzt als Lehrerin immer gut zustatten gekommen. Als O. einmal gegen unseren Gesang Einwände hatte und ich sagte: „Man soll die Perlen nicht vor die Säue werfen“, fragte sie: „Wieso Mehrzahl?“ Auch abgesehen von dieser Schlagfertigkeit war sie ein kluges Kind, kam gut in der Schule mit und war uns eine rechte Freude. Mit ihrem Vater war sie allerdings öfter nicht so recht einverstanden, insbesondere nicht bei seinen ständigen Erziehungsversuchen bei Tisch, die bei ihr zu einem nervösen Schluckauf beim Essen führten, der sofort aufhörte, als wir beide allein aßen. Weil O. den ganzen Tag über in Salzgitter arbeitete, konnten wir nicht mehr zusammen essen.

Auf einer Klassenreise lernte Ingrid Raymond van Goethem kennen, mit dem sie französisch korrespondierte. Mehrere Mädchen ihrer Klasse hatten mehrere Jungen seiner Klasse in Heidelberg kennengelernt. Sie hatten Adressen ausgetauscht, und als Ingrid heimkam, waren schon mehrere Karten von ihm eingetroffen. Auf Einladung hin besuchte er uns später [*die Sommerferien im selben Jahr*] und wir waren auf einer Reise nach Paris bei ihm und seinen Eltern in Brüssel. Wir hatten Raymond im „Heimkehrerdank“ untergebracht. [*Das war damals am anderen Ende des Lagers gleich neben dem als Schwimmbad dienenden Feuerlöschteich das einzige Haus, ein Lehmhaus, von „Lehmschmidt“ gebaut, einem üppigen Mann mit schwarzen Locken und Schnurrbart, der ziemlich jung gestorben ist.*] Wir holten ihn aber in unsere Baracke 5, als er krank wurde. Ingrid räumte ihr Zimmer und schlief [*in einem vorläufig von Bekannten nicht gebrauchten Zimmer in der Mitte der Baracke 5, das übrigens über Nacht von außen abgeschlossen wurde!*] Dr. Bickmeyer behandelte ihn gratis, weil es ihn freute, mit ihm französisch zu sprechen. Ingrid fuhr [*viele Jahre*] später nach Brüssel und damit war das Kapitel Raymond abgeschlossen. [*Die Raymond-Geschichte aus meiner Sicht findet sich in Leben10 Anfänge auf den Seiten 24-27.*]



Raymond im Juli/August 1953

STICHWORT RUSSEN

Den Russen, die 1945 Berlin besetzt hatten, wurde nachgesagt, dass sie die Zahl der Männer in einer Gruppe, wenn ihnen einer verloren gegangen war, durch irgendeinen beliebigen von der Straße ersetzten. Man erzählte sich damals folgende Geschichte: Ein Mann war morgens Milch holen gegangen, also wahrscheinlich noch nicht einmal für den Tag angezogen. Er musste seinen Milchtopf auf die Straße stellen und sich einreihen. Vorher war die Gruppe an einer Frau vorbeigekommen, die in einer der Reihen ihren Mann entdeckt hatte. Sie stürzte aufgeregt auf ihn zu, denn sie hatte ihn lange nicht gesehen. Der russische Wachmann fragte: Dein Mann? und den Mann: Deine Frau? Als beide bejahten, winkte er mit dem Kopf und sagte: Mann geh! Nun fehlte dem Wachmann einer und er nahm den Mann, der hatte Milch holen wollen, anstelle von dem, den er hatte gehen lassen.

Mutter, die den Einzug der Russen in Berlin im Luftschutzkeller des Hauses Krumme Straße 64 erlebt hatte, erzählte nicht viel davon. Einmal, als die Straße gerade besetzt wurde, hatte sie Hunger und ging deshalb nach oben. Alle Korridortüren mussten offen stehen und als sie gerade vor ihrer eigenen war, stand ein baumlanger Russe vor ihr: „Was du willst?“ „Hunger!“, war die Antwort und ein Blick von unten nach oben aus ihren schwarz geränderten Augen. Das muss erbarmungswürdig ausgesehen haben und der Russe ließ sie gehen.

Später, als Charlottenburg zum „englischen Sektor“ gehörte und man mit Passierschein in Berlin Besuche machen konnte, fuhr ich mit Ingrid zu ihr. Ich hatte inzwischen angefangen, Russisch zu lernen. Zuerst bei Herrn Leschenkov, einem Russen bei uns im Lager in Heiningen, dann bei Herrn Lucas, einem in Moskau geborenen und aufgewachsenen Deutschen. Da wir kein Lehrbuch hatten, schrieb ich alle notwendige Grammatik nach Leschenkovs Diktat in Oktavhefte, die ich zum Teil selbst angefertigt hatte, aus Papier, das Ingrid aus dem „Papierhaufen“ geholt hatte. Nach Auflösung der Firma hatte man alle möglichen Papiere, beschriebene und unbeschriebene, in einen Raum geworfen, wo sie durcheinander auf einem großen Haufen lagen. Dort verbrachten die Kinder Tage damit, noch Brauchbares herauszusuchen. Einmal fanden sie auch eine Schachtel Zigaretten.

Doch ich wollte von unserer ersten Fahrt nach dem Krieg nach Berlin erzählen. Ingrid und ich waren im überfüllten Zug, stehend, von Börßum bis zur Grenze Helmstedt-Marienborn gekommen. Dort auf freiem Feld auf einem meterhohen Schotterdamm blieb der Zug stehen und alle mussten aussteigen und in eine große Baracke gehen, wo Papiere, Passierscheine und das Gepäck geprüft wurden. Es waren viele Menschen, die mehr oder weniger alle vor den kontrollierenden Russen Angst hatten. Als wir beide, Ingrid mit einem niedlichen roten Hütchen, in der Tür erschienen, rief der Offizier quer durch den Saal: „Frau mit Kind zuerst!“ Wohlwollend betrachtete er unsere Süße. Auch den Koffer brauchten wir nicht zu öffnen. Aber das Schönste kam erst noch, als wir vor dem hoch oben stehenden Zug standen, der verschlossen worden war. Ein junger Russe, blond wie ein Ukrainer, hielt Wache, dass niemand den Versuch machte, den Zug zu erklimmen. Ich ging mit Kind und Koffer zu ihm, guckte ihn freundlich an und sagte: (russische Buchstaben) (pomogaitje pojaluista) „Helfen Sie mir bitte.“ Ob ich nun russisch sprach oder er sich geehrt fühlte, dass ich ihn nicht duzte, jedenfalls ging die Sonne in seinem Gesicht auf und mit einem Schwung waren Koffer, Kind und zuletzt ich auf der Plattform des Zuges, dessen Tür er für uns aufschloss. Er ließ uns in das Abteil gehen, wir mussten uns Fensterplätze aussuchen und erst, als er uns gut verstaut hatte, ließ er die anderen Leute einsteigen. Ich fand, dass schon durch diesen Erfolg sich das Russischlernen gelohnt hatte. Es machte mir aber auch sonst Spaß, zumal sich dazu auch noch Leni Schmidt eingefunden hatte, eine Lettin, die mit einem deutsch Studienrat verheiratet war, der auf dem Heiningen Gut den jungen Gutsbesitzersohn Degner unterrichtete.

Herr Lucas hatte den Unterricht in Russisch nur recht zögernd begonnen, war dann aber doch nach dem etwas schwierigen Anfang gern bei der Sache. Nach dem Tode seiner krebserkrankten Frau hatte ihn die Diakonisse Schwester Luise betreut und er hatte sie schließlich geheiratet.

GROSSMUTTERS TRUHE

Meine Mutter verreiste öfter und als ich noch zur Schule ging, wurde ich bei Großmutter untergebracht. Die Wohnung in der Bleibtreustraße 45 hatte wohl sieben Zimmer, von denen drei große zur Straße raus lagen, eins davon hatte Aussicht auf einen Schulhof. Dazu kamen Mädchenkammer, Bad, Küche, Hinterausgang, Großmutter's Zimmer an einem 20 Meter langen Korridor. Den Abschluss bildete ein großes Zimmer mit anschließendem Wintergarten. Der war völlig zweckentfremdet. Er enthielt nämlich statt Blumen und Blattpflanzen ein Bett und Großmutter's „Trone“. Diese alte Truhe aus Omas Aussteuer war eine stete Freude für mich. Da ich in diesem nicht zu heizenden Raum untergebracht wurde, der über die ganze Breite Fenster hatte, war es abends lange hell und ich konnte mich, von niemandem gestört, mit dem Inhalt dieser geheimnisvollen Kiste befassen. U. a. war ein kleines Buch darin, *Bohème* von Alfred Musset, das ich begeistert verschlang, ein Gegensatz zu meinen langweiligen Jungmädchenbüchern. Diese „Trone“ bekam ich 1934 bei meiner Heirat, sie wanderte mit nach Köln, auf den Hunsrück, nach Koblenz auf den Speicher und schließlich nach Buchwalden. Sie war nicht mehr mit alten Andenken, sondern mit meinen vielen Handarbeiten und später mit Rücklieferungsleinen und -wolle gefüllt bis zum Rand. Da auf dem großen Gut, das O. 11/2 Jahre bewirtschaftete, auch Flachs angebaut wurde und von den 150 Schafen viel Wolle anfiel, bekamen wir nach Bearbeitung durch Fachleute eben diese Rücklieferung. Den größten Teil erhielten natürlich v. Sievers als Nutznießer und augenblickliche Besitzer des Gutes Buchwalden. Nun ist alles dort russisch, keine Möglichkeit, es jemals wiederzusehen, aber bestimmt meint es auch hierbei Gott gut mit uns, denn nichts wird dort noch so sein, wie es war. Mir hatte geträumt, das ganze Schloss stünde in Flammen. Leid tut mir diese Wendung unseres Schicksals nicht nur wegen unserer schönen Möbel, sondern vor allem um das Silber und Porzellan meines Urgroßvaters, das Tagebuch, welches ich über unseren Dieter und das andere für Otto geschrieben hatte. Loslassen können ist eine schwere Kunst, die man nur langsam, wenn überhaupt lernen kann.

BUCHWALDEN

Vieles war in Buchwalden, an das zu erinnern sich nicht lohnt. Aber einiges habe ich schon erzählt. Man nennt so etwas „Vom Hundertsten ins Tausendste kommen“, Beginn „Trone“, Ende Buchwalden: Otto fuhr u. a. einen zweirädrigen zweisitzigen sogenannten „Vorfürswagen“, der vom Hengst Final gezogen wurde. Final war ein reinrassiger Araber, das Oberhaupt einer ganzen Dynastie, deren Mitglieder für Feldarbeiten nicht taugten, sie waren zum Reiten und Fahren geeignet. An einem Tag forderte Otto mich auf mitzukommen und ich bekam genaue Verhaltensvorschriften, nach denen beim Besteigen des Wagens so lange gewartet werden musste, bis wir beide oben waren und uns zur selben Zeit setzen konnten, denn dann ging Final ohne weitere Anfeuerung wie aus der Pistole geschossen los. Als wir über einen Pfad fuhren, stellte ich fest, dass dieser genau die Breite des Räderabstandes hatte, rechts und links war ein Graben. Auf dem Feld, das wir erreicht hatten, stieg O. ab, besah es sich und bemerkte dabei, dass in weiter Ferne an den Kartoffeln gearbeitet wurde. „Bleibe hier!“ und er ging seelenruhig davon. In Kürze war er durch die Entfernung so klein geworden, dass ich nur ahnen konnte, wie er mich zu sich winkte. Zwischendurch hatte Final ein paarmal den Kopf hochgereckt, die Zähne bedrohlich gebleckt und ich hatte gedacht, er „wittert Morgenluft“. Es war leicht, ihn wieder in Gang zu bringen, schwieriger die Überfahrt auf die Straße, weil der Weg so schmal war, aber

dann ich ich, so elegant es mir möglich war, vor meinem erstaunten Ehemann vor. Ob ihm überhaupt klar war, wie leicht ich hätte kentern können? Ich habe nicht gefragt. Beim Abendbrot sprach er Frau von Sievers an: „Wussten Sie schon, dass meine Frau fahren kann?“ „Dann kann sie uns ja die restlichen 8 Pfund Butter aus der Sockelsteiner Molkerei holen“, war die Antwort.

Zu dieser Fahrt bekam ich einen Dogcart und Moldawa, eine Stute, die schön, aber sehr empfindlich war. Als es auf dem Rückweg zu regnen begann, blieb sie einfach stehen und war auch durch gutes Zureden nicht zum Weitergehen zu bewegen. Als der Regen heftiger wurde, fiel mir das Lied „Zieh, Schimmel, zieh“ ein und ich fing zu singen an. „Hab mei Wage vollgelade“. Nicht ganz einfach, so mit Wind und Regen im Mund, aber siehe da, die Gute lief wieder. Sie drehte den Kopf zu mir, spitzte die Ohren und schien zu lächeln. Aber wehe, wenn das Singen aufhörte, dann stand sie wieder. Also sang ich nacheinander alle Volkslieder, die zu einem leichten Trab passten. Erschwerend war, dass ich während der Singerei auch noch auf die 8 Pfund Butter aufpassen musste, die durch die ruckartigen Bewegungen des Dogcart's dauernd vom Sitz zu fallen drohten. Um dieses Monstrum zu fahren, musste man seefest sein, um nicht auch noch mit Übelkeit kämpfen zu müssen. Die durch diese Expedition erworbene Anerkennung war allerdings so, dass ich sie nicht mehr in Erinnerung habe.

Ganz selten saß ich mit den „Damen des Hauses“, Frau von Sievers, Tante Ina, Frl. Doege und irgendeiner Flüchtlingsfrau unten im Saal an einem großen runden Tisch in der Ecke. Frau v.S. rauchte pausenlos ihre selbstgedrehten „Papirossi!, die mich meist baldigst fliehen ließen. Genau über diesem Saal war unser Wohnzimmer mit meinem Klavier, das ich allerdings abends kaum spielte.

Onkel Fenne, Vatis Bruder, war eine ganze Weile mit von der Partie. Alle Frauen des Hauses waren sehr von ihm eingenommen, nicht zuletzt deswegen, weil er öfter auf die Jagd ging und für frisches Wildbret sorgte. Einmal war ich mitgegangen, aber nie wieder. Ich hatte ein Tannenreis in das Blut des erlegten Rehs tauchen und seinen Hut damit schmücken müssen.

SAMMELN

Von klein auf habe ich gesammelt. Wie heute die Comichefte gab es damals die „Prinzeß Übermut“, die nicht anders waren als die heutigen Romangroschenhefte. Wenn ich mich recht erinnere, kosteten sie auch nicht mehr und ich verschwendete mein Taschengeld an sie. In einer „Produktenhandlung“ hatte ich alte Exemplare entdeckt und kaufte sie mir ohne Rücksicht darauf, dass sie ziemlich dreckig waren. Eines Tages war dann der Zeichentisch meines Urgroßvaters, der ein sehr großes Fach hatte und an dem ich Schularbeiten machte, voll bis zum Rand. Wir kamen überein, sie abzuschaffen, aber wohin sie gekommen sind, weiß ich heute nicht mehr. Eine andere große Leidenschaft war das Münzensammeln. Sie hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Zuerst sammelte ich nur Taler, die, fein auf Pappkarton genäht, ihr Vorhandensein in einer Zigarrenkiste fristeten. Dieses Kistchen blieb mit vielen anderen Sachen in Buchwalden. An meine jetzige Münzensammlung, ab 1955, brauche ich mich nicht zu erinnern, die kann ich noch jeden Tag ansehen und Freude daran haben.

STRICKEN UND HÄKELN

Das Stricken habe ich bei „kleine Oma“ gelernt. Sie machte mir ein Wunderknäuel, in dem sie verschiedene Sachen versteckt hatte. Den Höhepunkt fand man, wenn das Knäuel fast abgestrickt war, es war fast immer ein Fünzfziger, der neben dem Taschengeld ausgegeben werden konnte. In der Schule war das Strickenlernen dann kein Vergnügen mehr. Ich konnte es ja und langweilte mich, wenn Frl. Delacroix nach Kommando stricken ließ: einstechen, umschlagen, durchziehen, abheben. Ich machte mich hinter der vor mir sitzenden Mitschülerin

ganz klein und strickte nach *meinem* Tempo. Der Strumpf, der so entstand, erregte das Kopfschütteln meiner Großmutter und verschwand in irgendeiner Versenkung. Es war Krieg, es gab keine Wolle und für einen zweiten hatten wir daher kein Material. Einer, der sowieso nicht passte, war ja auch schon einer zu viel. Wie viele schöne und gutsitzende Strümpfe ich seither gestrickt habe, ist gar nicht zu zählen. Allein für Otto während unserer 30-jährigen Ehe 14 Paar Kniestrümpfe in verschiedenen Mustern, für Ingrid welche und jetzt weiße Socken für Till. Die Kniestrümpfe nahm O. in seine neue Ehe mit, sicherlich haben sie die 21 Jahre nicht überstanden. Diese Freude am Stricken und Häkeln ist mir bis heute geblieben, nur setzt mein Gedächtnis völlig aus, wenn es um Erinnerung geht, was und wann ich etwas gemacht habe. So war gestern, Pfingstmontag, Monika mit ihrem Andreas bei mir. Ich freute mich über den Pulli, den sie anhatte, und konnte mich trotzdem nicht erinnern, dass ich ihn ihr zum Geburtstag am 15.2. gestrickt hatte. Vielleicht komme es auch daher, dass ich beim Fernsehen sogar Muster stricken kann. Da zählt irgendetwas in meinem Unterbewusstsein die Maschen, während ich das Geschehen auf dem Bildschirm verfolge. Heute ist der 16.5.89.

Als ich Ingrid vor einigen Jahren in Wolfsburg besuchte, stellte ich fest, dass sie eine Unmenge von Pullovern, Kleidern usw. hatte, die ich im Laufe vieler Jahre gemacht hatte, mich nun aber an das Datum ihrer Herstellung absolut nicht erinnern konnte. Da beschloss ich, meinen Arbeitseifer etwas zu dämpfen, was mir aber leider nicht gelungen ist, weil er einfach ein Erbstück von Vaters Mutter ist.

WIEDER IN DER KRUMMEN STRASSE

Sie wohnte nach Vaters Tod noch 7 Jahre bei uns, Mutter und mir, und brachte ihre Schwiegertochter des Öfteren fast zur Verzweiflung: „Hedwig, hast du nichts für mich zu tun?“ Ich hatte aber während meiner Kindheit und Jugend immer die von ihr gestrickten Unterrücke an, im Pfauenmuster, das ich noch heute vor mir sehe und nur mit großer Mühe selbst stricken kann. Der große Haufen zu reparierender Bettwäsche, der ständig auf einem am Tisch stehenden Stuhl lag, war allerdings nichts für sie, wahrscheinlich weil das alles mit der Nähmaschine gemacht werden musste und diese ständig von Mutter für ihre Schneiderei benutzt wurde. Wegen dieses Bergs Wäsche konnte man nur an 2 Langs- und einer Querseite des Tisches sitzen. An Letzterer sehe ich noch Wilhelm-Otto Voigt sitzen, der uns Gorch Focks *Hein Godenwind, de Admirol von Moskitonien* vorlas, während Mutter und ich, einander gegenüber sitzend Handarbeiten machten. Auch an *Helenens Kinderchen* und *Andrer Leute Kinder* hatten wir alle drei viel Spaß.

Als in Charlottenburg die Beleuchtung von Gas auf Elektrizität umgestellt wurde, ließ Mutter unsere Lampen umarbeiten. So kam es, dass im Wohnzimmer von 1915 bis 1952, ihrem Todesjahr, immer nur diese Lampe mit einem grässlichen grünen Perlenvorhang hing, der die Daruntersitzenden wie Wasserleichen aussehen ließ und überdies bei jedem Schritt der über uns wohnenden Leute in Schwingung geriet. Diese Lampen hatten wir schon in der Wohnung Krummestraße 32 gehabt und waren mit ihnen nach Nr. 64 umgezogen. Der Kronleuchter mit Prismen war nun nicht mehr im obersten Stockwerk des Hauses 32, sondern im 3. in Nr. 64 im Balkonzimmer. In 32 hatten wir niemanden über uns, jetzt in 64 eine sehr laute Familie, die eigentlich gar nicht ins Vorderhaus gehörte, weil sie ziemlich ordinär war. Beim Hin- und Hergaloppieren der zahlreichen Kinder klirrten die Prismen.

MUSIK

Ich revanchierte mich mit Klavierspiel, indem ich, bevor ich morgens ins Büro fuhr, schon um 6 Uhr die 2. Ungarische Rhapsodie von Liszt spielte, natürlich in voller Lautstärke. Musik als Waffe

ist sonst nicht meine Stärke. Im Loggia-Zimmer in der Bleibtreustraße hörte man aus dem Nebenhaus die Ecosaisien von Beethoven, solange ich denken konnte, immer nur dieselben, bis ich mir eines Tages die Noten kaufte und sie selbst spielte. Ich muss das wohl sehr oft getan haben, denn als Tante Marta eines Tages bei uns war und ich sie ihr vorspielte, sagte sie bewundernd: „Wie Eugen d’Albert“. Auch nach dem letzten Krieg habe ich die Noten wieder gekauft und spiele sie auch heute noch. Allerdings nicht mehr so laut wie früher, denn jetzt muss ich Rücksicht auf die Mitbewohner dieses Hauses Wollmarkt 7 in **Braunschweig** nehmen.

WOLLMARKT 7

Über mir wohnt ein Herr Crüsemann, der nach dem Tode seiner Frau noch wunderlicher geworden ist. Zuerst hat er sich telefonisch über die Lautstärke meines Spiels beschwert. Nachdem ihm Jens, der Flötist unseres Trios, mal Bescheid gesagt hatte, als er den Hörer abnahm, unterblieben die Anrufe. Wir spielen jede Woche weiter zusammen, ich auch vierhändig mit Helga, aber richtig wohlfühlen kann ich mich an diesem Klavier nicht mehr. Der Unterschied zwischen den weichen Tönen des Ibach-Klaviers, das sich so leicht spielen ließ, und dem Schimmel mit seinem schwer zu spielenden harten Klang ist groß. Ein Pianissimo ist da einfach nicht drin. Von den in diesem Haus ursprünglich wohnenden 11 Wohnungseigentümern sind nur 6 geblieben, außer mir Schraders, Frau Kühn, Poloscheck, Frl. Wimmer, Sauers. Die anderen Wohnungen sind vermietet, Hochsprungs haben ihre Wohnung nach dem Tode des Besitzers auch gekauft. Aus Eigentumswohnungen zieht man sicherlich nur aus zwingenden Gründen aus, ich hoffe, hier eines Tages sterben zu dürfen.

ERINNERUNGEN AN DIE MUTTER UND FRAUEN IN DER GEGENWART

„Aber das Sterben heben wir uns bis zuletzt auf“ war auch eines der geflügelten Worte meiner Mutter, ebenso wie: „Es wird schon irgendwie werden.“ Beide Worte waren typisch für ihren nicht tot zu kriegenden Optimismus und ihr frohes Gemüt, die sie auch in ihren dunkelsten Tagen nicht verzagen ließen. Und von denen ich einen kleinen Teil geerbt habe. Schön finde ich, auch anderen Menschen mit dieser Veranlagung helfen zu können, und dass einige von ihnen das auch dankbar anerkennen.

Ein solcher Mensch ist Frau Görner, die ich vor vielen Jahren in Löbbekes Park kennenlernte, als sie gerade ihren Mann verloren hatte. Auch heute telefoniere ich noch ab und zu mit ihr und bin erfreut, wenn aus ihrer anfangs kleinen und verzagten Stimme ganz allmählich eine wohlgemute wird. Desgleichen rufe ich bei den beiden Hilde Müller an, Schwägerinnen, von denen die eine den Mann, die andere den Bruder verloren haben, als er mit 46 Jahren an Krebs starb. Die eine lernte ich kennen, als sie nach dem „Damenfrühschoppen“ einen Kreis geistig interessierter Damen einrichtete und dann viele Jahre leitete. Die andere ist Apothekerin, die ich erst auf der Norderney-Reise der Frauenhilfe kennenlernte. Das war 1975. Als ein orkanartiger Sturm über die Insel tobte, war sie mit ihrem Schirm buchstäblich davongeflogen. Leider ist ihre Schwägerin schon seit Langem sehr krank, hält sich wacker, muss aber immer wieder Bluttransfusionen erhalten, um überhaupt leben zu können. Vor Jahren hatte sie an mir ein Häkelkleid gesehen und schön gefunden, genau wie Frau Winterstein, der ich ein gleiches in Lindgrün gehäkelt hatte. Sie wünschte sich eins in Kornblumenblau und bald bekam sie es, dazu einen Beutel aus dem Rest „Seidana“. Etwas später erzählte mir Frau Müller, dass sie das Kleid ihrer Schwester zum 80. Geburtstag geschenkt habe, weil sie es so passend zu deren weißen Haaren und blauen Augen fand. Wieder etwas später war das Kleid nach ihrem Tode auf die nächste Schwester übergegangen. Meine Fragen danach blieben unbeantwortet, es war verschollen. Ich habe mehrere Sachen aus dem Junghans-Garn aus Aachen, die fast unverwüstlich sind, und so hoffe ich, dass es jetzt noch von irgendeiner netten Frau getragen wird.

Auf dieser Norderney-Reise 1975 lernte ich eine ganze Reihe Leute kennen, anfreunden kann ich mich immer nur mit wenigen, zu denen Frau Elvira Mahrenholz gehörte. Sie war mir gleich beim Kennenlernen durch ihr strahlendes Gesicht aufgefallen, wir hatten uns in der Bahn gegenüber gesessen und sofort Gefallen aneinander gefunden. Ulkig fand ich, dass sie zuerst nicht mit ihrem Vornamen und der Angabe über ihr Geburtsjahr herausrücken wollte, was aber für unsere gemeinsame Vorliebe für das Rätselraten unwichtig war. Trotz schwerer Schicksalsschläge, sie hatte in *einem* Jahr ihre Mutter und den einzigen Sohn verloren, war sie voll freundlicher Teilnahme an Menschen und Dingen. Wir trafen uns später zum „Damenfrühschoppen“, der in „Gespräche für die moderne Frau“ umgetauft worden war, und gingen anschließend essen. Nun ist sie schon eine ganze Weile tot. Die Gespräche mit ihr fehlen mir noch heute. Im Gedächtnis behalte ich sie; ihr Grab besuche, was sich heute von selbst verbietet, habe ich bei meiner Abneigung gegen Friedhöfe nie fertiggebracht.

ASTROLOGIE

Woher mir die Neigung kam, mich mit Astrologie zu beschäftigen, weiß ich heute nicht mehr. Den Beweis, dass ich mit 18 Jahren damit anfang, habe ich in Form eines Horoskops, das ich mir in Paris hatte stellen lassen und das ich nach Mutters Tod zwischen ihren Büchern wiederfand. Erst da konnte ich feststellen, wie viel in meiner Charakterbeschreibung zutraf, worüber ich mich anfangs lustig gemacht hatte.

Ich mag die Astrologie vor allem als Kennzeichen für die verschiedenen Temperamente, den Vergleich, sie zu deuten, nicht als Vorhersage des Schicksals, das wir ja doch kaum beeinflussen können. Eine Zeit lang habe ich Horoskope gestellt, es aber bald eingestellt, weil es zu zeitraubend war und ich genügend andere Dinge zu tun hatte. Dabei fällt mir Onkel Otto Reimann ein, der 2. Mann von Tante Agnes, der sogar Tageshoroskope erstellt; einmal für eine meiner Fahrten nach Berlin. An den Tagen, vor denen er darin warnte, habe ich damals tatsächlich nichts unternommen.

Als Mutter 1952 schwer erkrankte und ich die letzte Zeit ihres Lebens in Berlin bei ihr war, hatte er aus ihrem Horoskop gelesen, dass es am 2. Dezember aufwärts gehen werde, das *Wie* bleib offen. Sie starb am 2.12.52.

DER TOD DER MUTTER

In der Hoffnung, sie wieder gesund werden zu sehen, hatte ich sie auf Anraten des Arztes ins Vinzenz-Krankenhaus bringen lassen und sie dort jeden Tag besucht. Vielleicht hatte ich gehofft, sie am 2. gesund aus dem Bett steigen zu sehen, aber als ich nachmittags ankam, sagte sie ganz fröhlich: „Geh uns jedem ein Stück Torte holen, ich habe Kaffee bestellt, wir wollen Abschied feiern.“ Das Vinzenz-Krankenhaus stand damals einziges Haus inmitten von Trümmern und eine Konditorei fand ich endlich am Wittenbergplatz. Sie zu finden hatte $\frac{1}{2}$ Stunde gebraucht, und als ich bei Mutti ankam, war alles zum Kaffeetrinken bereit. Nachher schloss sie erschöpft die Augen und fragte: „Sind meine Augen schon gebrochen?“ Koketterie mit dem Tod? Tante Agnes und die „kleine Erna“ lösten mich am Krankenbett ab und ich fuhr nach Hause in die Krumme Straße 64, um meine schriftlichen Arbeiten für Otto weiterzumachen.

Abends kam ein Telegramm vom Krankenhaus mit der Todesnachricht. Mutter hatte es also doch geschafft, noch am 2. „aufwärts“ zu gehen. Ich bewog den Pastor, dies auch in seiner Beerdigungsrede zu erwähnen. Am nächsten Vormittag sah ich meine Gute aufgebahrt im Keller des Krankenhauses das letzte Mal. Dann begann eine endlose Rennerei durch halb Berlin zu den diversen Ämtern etc., alles zu Fuß und mit Mutters nicht mehr gebrauchten Kleidungsstücken unter dem Arm. Tante Marta war aus Zürich gekommen, um bei mir zu sein in meiner

Traurigkeit. Wir wohnten in Mutters Zimmer, es war kalt, weder Kohlen noch Holz waren vorrätig, sodass wir beide beschlossen, den Muschelaufsatz vom Vertiko zu zerhacken und zu verbrennen. Diesen Aufsatz hatte ich schon als Schulmädchen abmontiert, als das im Kunstunterricht als unschön und altmodisch bezeichnet worden war. Sehr warm wurde es durch das Verbrennen dieses guten Stücks aus Kirschbaumholz nicht gerade, wir hatten aber wenigstens beim Einpacken der verschiedenen geerbten Sachen keine klammen Finger.

ERLEBNISSE AN DER ZONENGRENZE

Es war mir nicht klar, ob ich Vaters Bratsche so ohne Weiteres über die Zonengrenze bringen könnte, für Wertsachen musste man Bescheinigungen, dass man sie nicht gerade in Ostberlin gekauft hätte, haben. Also ging ich zu Patschan, der auch Notar war, und er ließ mir von seiner Bürovorsteherin eine entsprechende Bescheinigung ausschreiben. Bei der Kontrolle stellte ich die Bratsche aber doch lieber in eine Ecke, bevor ich mit meinem Koffer an den langen Tisch trat. Obenauf lagen Noten, die ich im letzten Moment noch mitgenommen hatte, und die den Vopo zu erstaunten Bemerkungen veranlassten: „Ich denke, Sie sind Hausfrau!“ Auf meine Antwort hin: „Haben Sie noch nicht gehört, dass eine Hausfrau auch Klavier spielen kann?“, sagte er nichts mehr. Vor der Grenze war schon eine Polizistin, ein richtiges Flintenweib in wattierter Jacke in unseren Bus gestiegen: „Haben Sie was zu verzollen?“ „Nur eine Puppe.“ „Mensch, det zählt doch nich.“ Dass die Puppe aus Porzellan war, habe ich vorsichtshalber nicht gesagt, weil sie sonst bestimmt auf Meißen getippt hätte und die Ausfuhr aus der DDR verboten war.

Diese Grenze war mir von Anfang an ein Dorn im Auge und im Herzen. Einmal, als ich mit Odding nach Baumschulenweg fuhr, mussten wir den ganzen Wage ausladen, in dem wir eine Unmenge Lebensmittel für Mudding, Else und Hanni mitführten. Dabei war auch ein Karton mit auf Pappe geklebten Fotos, die ich alle einzeln erklären musste. Beim Auspacken vor dem Haus in Baumschulenweg stand auch noch der Mieter im Parterre mit der gesamten Familie auf dem Balkon und zählte anscheinend die Pakete. Bei diesem Kerl handelte es sich um einen 150%-igen Kommunisten und es wunderte mich nicht, als ich an der Zonengrenze rückzu extra aufgerufen wurde, während Otto draußen auf mich warten musste.

Es war schon ziemlich spät und dunkel, als wir diese Rückfahrt antraten; unsere Ausweise hatte man uns bei der Einreise nach Ostberlin abgenommen. Otto bekam den seinen anstandslos zurück, ich musste in ein kleines Extrazimmer gehen, mich in einen tiefen Sessel setzen und ein mindestens 1,90 m großer Vopo-Leutnant baute sich vor mir auf, meinen Ausweis in der Hand. Erst später fiel mir ein, dass ich meinen Vertriebenen-Ausweis B in der kleinen ledernen Hülle des gewöhnlichen Ausweises aufbewahrte, dessen Existenz mir nicht bewusst war, weil ich ihn ja sowieso nie brauchte. Nun wurde ich nach Strich und Faden ausgequetscht: Wieso ich als Berlinerin einen westdeutschen Pass hätte usw. Also fing ich mit 1934 an, als ich nach Köln geheiratet hatte, Hunsrück, Rückkehr nach Berlin, Evakuierung in den Warthegau, Liegnitz, Oppeln, Heiningen. Nach ungefähr einer Stunde durfte ich raus und fand meinen Mann, hochrot im Gesicht, vor der Zimmertür stehen. Viel länger hätte seine Geduld wohl nicht gereicht, und er wäre in das Zimmer eingedrungen, in dem ich saß. Übrigens wie im Kino in der ersten Reihe, weil ich aus meinem tiefen Sessel zu dem vor mir stehenden Kerl aufblicken musste. Ich war mit den Nerven am Ende und bekam einen Weinkrampf, als wir endlich da raus waren.

Einen sogenannten Passierschein zu bekommen, um damit an den festgesetzten Grenzübergangsstelen nach Berlin zu fahren, war ein langes und langweiliges Unterfangen. Weil ich aber meine Mutter endlich wiedersehen wollte, tat ich mich mit 2 Damen aus unserem Lager in Heiningen zusammen und wir beschlossen, gemeinsam schwarz über die Grenze zu gehen. Herr von Dehn brachte uns, Frau Schmidt, Frl. Landmann und mich, mit seinem Gummiwagen ein

Stück an die Grenze, die wir in der Nähe des Dorfes Roth? überschreiten wollten. Als wir einen Berg emporkommen, erschienen direkt in unserem Blickfeld zwei Grenzbeamte. Frl. Landmann bestach sie mit einer Schachtel amerikanischer Zigaretten, sodass sie uns laufen ließen. Die Fahrt vorher hatten wir auf den niedrigen Kisten sitzend auf dem großen Wagen verbracht und mein linkes Knie hatte dies übelgenommen. Ich bekam in Kürze einen dicken Beutel in der Kniekehle, konnte das Bein nicht mehr gerade ausstrecken und hinkte den ganzen Weg, was besonders bergauf schlimm war. Oben nahm uns ein Wagen ein Stück mit, wir kamen nach Osterwieck und von hier mit der Bahn bis Magdeburg.

Auf dem Bahnhof bot uns eine Frau eine Unterkunft an und wir waren nach diesen 12-13 Stunden, die hinter uns lagen, einfach zu müde, lange zu überlegen. Frau Schmidt hatte Verwandte in Magdeburg, zu denen sie wollte, und so fuhren Frl. Landmann und ich mit der Frau per Straßenbahn durch dieses grauenvoll zerstörte Magdeburg. Als wir dann auch noch in der finsternen Wohnung einen $\frac{3}{4}$ nackten Mann vor einem Fernsehen sitzen sahen, der sich nach uns umsah und, wie es uns schien, missbilligend betrachtete, war uns klar, dass wir in eine Räuberhöhle geraten waren. Als die Frau auftauchte, um frisches Waschwasser zu bringen, wähten wir uns am Ende unserer Tage. Sie wollte aber weiter nichts und bald fielen wir in einen unruhigen Halbschlaf. Zum Glück wurde es bald Tag und wir konnten zum Bahnhof fahren, wo wir einen völlig überfüllten Zug nach Berlin besteigen konnten.

Mutter erkannte mich zuerst gar nicht, war dann aber hochofret, mich endlich, das erste Mal nach dem Krieg, in die Arme schließen zu können. Einen Teil dieses Aufenthaltes in Berlin habe ich beim Arzt verbracht, der sich vergeblich bemühte, die dicke Wulst aus meinem linken Knie herauszubekommen, es gelang ihm nur teilweise.

AUFSCHREIBEN DER ERINNERUNGEN – VERLORENES

Diese vielen Erinnerungen aufzuschreiben geht nicht nur auf Ingrid's Wunsch zurück, sondern darauf, dass ich es entbehre, nicht mehr als einige Anekdotchen von *meinen* Vorfahren zu haben außer einem Tagebuch und einer von Vater geschriebenen Klavierschule. Das Ausgabenbuch meines Urgroßvaters Sebastian Fehr ist ebenso wie sein mit wunderschönen Bildern gemaltes Wanderbuch und seinen vielen Blumenbildern, die 3 Mappen füllten, in Buchwalden zurückgeblieben. 2 Tempera- und ein Ölbild haben bei Mutter den Krieg überdauert und hängen nun hier an der Wand zu meiner täglichen Freude. Im Ausgabenbuch, Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts, war alles fein säuberlich nach Talern, Mark und Guten Groschen eingeteilt, aber auch die lapidare Bemerkung: „Dem seligen Karl sein Grab begießen 10 Sgr.“ Nur ungenau ausmalen kann ich mir, wie viel Kummer über den frühen Tod seines einzigen Sohnes für den Vater von drei Töchtern in diesem kurzen Satz lag. Aus den Erzählungen seiner Tochter Berta, meiner „kleinen Oma“ hört ich noch, dass ihr Vater während der Revolution 1848 einen Schuss in den Arm bekommen hatte, als er eine brennende Kerze ins Fenster stellte, wahrscheinlich um sich mit den Revolutionären solidarisch zu erklären.

Das Tagebuch meines Vaters, das ich als junges Mädchen las und seither nicht wieder, war von einer tiefen Gläubigkeit durchdrungen. Das bewegte mich dazu, im ähnlichen Stil Tagebuch zu führen, womit ich aber sehr bald wieder aufhörte, weil es mir beim Nachmaldurchlesen falsch und unaufrichtig vorkam. In der Klavierschule sind ein paar Seiten zusammengeklebt, und als ich es gegen das Licht hielt, stellte ich fest, dass er darin die Partitur zu einem Singpiel verborgen hatte, das ihm im Nachhinein wohl nicht mehr gut genug war, für die Ewigkeit bewahrt zu werden.

Auch Vaters kleiner Schultatlas ist noch vorhanden. Vorne drin steht mit seiner schönen Handschrift: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“. Darunter mit Lehrerschrift ein einziges Wort: „Bravo“. Ich teile diesen Standpunkt nicht und habe mein ganzes Leben lang versucht, immer wieder etwas Neues dazuzulernen, auch wenn ich Neugelernes nicht zur Perfektion bringen konnte und teilweise vergessen habe. Wie z. B. das Erlernen der russischen Sprache 1946-48 und Italienisch 1956-58. Aber der Spaß, den ich daran hatte, war die Sache wert. Schön finde ich auch, dass diese Vorliebe auf Ingrid und Till übergegangen ist und ich sie trotzdem noch habe.

Jedes Mal, wenn ich bei Großmutter war, ließ ich mir etwas von ihrer großen Familie erzählen. Ich muss acht Jahre alt gewesen sein, als ich das erste Mal allein mit der Elektrischen für 5 Pfennig zu ihr nach Schöneberg fuhr. Sie wohnte nicht mehr am Wartburgplatz, hatte es wohl vorgezogen, wieder umzuziehen, weil sie vom Renovieren von Wohnungen nichts hielt. Der Weg von der Haltestelle bis zur Meininger Straße 12, die am Schöneberger Rathaus liegt, kam mir bei meiner Gehfaulheit sehr lang vor, und als ich endlich ankam, hatte ich großen Hunger. Großmutter gab mir das, was sie gerade im Hause hatte, es war zu Anfang des Krieges 1914-18, und brachte mich damit zu dem Ausspruch: „Das werde ich noch meinen Kindeskindern erzählen, dass wir einmal nur Brötchen mit kondensierter Milch zu essen hatten!“ Als wir wenig später nur von dem Leben mussten, was es auf Lebensmittelkarten gab, wurde ich öfter neckend an diesen Ausspruch erinnert.

Um an etwas Fleisch zu kommen, musste man sich stundenlang anstellen, Mutter und ich lösten uns dabei ab. Als ich endlich an der Reihe war, hatte der Fleischer nur noch ein blutiges Schweineohr für mich, das mich mit Ekel und Gauen erfüllte, aber ich nahm es trotzdem.

Verständlich, dass wir in diesen vier Kriegsjahren, die kein Ende zu nehmen schienen, froh waren, ein paar Wochen am reich besetzten Tisch des Gutsbesitzers Hessling in Dölzig sitzen zu dürfen und noch etwas für Zuhause mitbekamen.

Auch der Zweite Weltkrieg hatte uns „Normalverbrauchern“ nicht viel zu bieten. Es waren ja riesige Lebensmittellager angelegt worden, was wir nach Kriegsende im Wasserwerk Heiningen feststellen konnten. In Heiningen war von einem Herrn Kaufmann eine kleine Kantine eingerichtet worden, nachdem die große Essbaracke vom Wirt geräumt worden war. Er war von den Amerikanern aus einem KZ befreit worden, war aber kein „Politischer“, sondern ein Muttermörder, wie sich später herausstellte. In der Kantine wirkte neben Kaufmann auch seine Frau, eine Weißrussin, die einen köstlichen Kartoffelsalat zu machen verstand, der abends verkauft wurde. Mit der Zeit hatten sie dann genug Geld, um sich im Dorf ein Geschäft einzurichten. In der Schule hatte Frau K. nicht Kopfrechnen gelernt und arbeitete nun auch in ihrem Laden mit einem kleinen Abakus. Sie war deshalb froh, wenn ich meinen Einkauf gleich selbst berechnete.

FÜHRERSCHEIN

Kaufmanns hatten später ein Auto, und um ihren Mann zu entlasten, machte seine Frau bei einem stark kriegsbeschädigten Fahrlehrer [*Herrn Lüders*] zur gleichen Zeit mit mir [*und Ingrid*] ihren Führerschein. Der arme Mensch war Panzerfahrer gewesen und hatte von einer Handgranate, [*wohl „Panzerfaust“*] die in den Panzer geworfen worden war, ein verbranntes Gesicht. Nach seiner Heimkehr hatte sich seine Frau von ihm scheiden lassen. Er war permanent in Gewitterstimmung und gab seine Anordnungen beim Unterricht in einer mir unerträglichen Lautstärke, die mich nach geraumer Weile veranlasste, ihm leise mitzuteilen, dass ich nicht schwerhörig sei.

Wir lernten auf einem 1951er Opel mit Lenkradschaltung. Bei uns langte es aber zuerst nur zu einem VW-Käfer, den O. von einem VW-Arbeiter kaufte und den er erst nach einem Jahr bekam. Ingrid war gerade 18 Jahre alt und hatte den Unterricht mitgemacht. Um von der Lenkrad- auf Knüppelschaltung umzustellen, machten wir eine zusätzliche Fahrstunde. „Viel zu wenig“, meinte der besorgte Lüders. In Wolfenbüttels z. T. verwinkelten Straßen hatten wir fahren gelernt. Dort wurde uns auch die Fahrprüfung serviert, vor der ich eine Nacht nicht schlafen konnte, weil ich den § 1 der Straßenverkehrsordnung auswendig gelernt hatte, den ich nun einfach nicht aus meinem Kopf bekam. Ich bin überzeugt, dass Ingrid, was Prüfungen betrifft, eine Heldin ist. Sie schlief seelenruhig im Nebenzimmer. Wir waren aus der Baracke 5 1951 in ein neu gebautes Haus im Lager gezogen, während O. sein Büro in der Baracke behalten hatte, weil die Wohnung nur 2 Zimmer hatte.

Der Prüfer kam direkt aus Braunschweig von der Beerdigung eines Fahrlehrers, der wohl bei einer Fahrt den Tod gefunden hatte. Er war als sehr streng bekannt und nun noch *das*. Wir drei, Ingrid, Frau Kaufmann und ich hatten uns in die erste Reihe gesetzt und die Miene des Gefürchteten hatte sich beim Anblick von Ingrids Ringelsöckchen erkennbar aufgehellt. Nichtsdestoweniger zitterten die Knie von Frau K. unter ihrem Kostümrock erheblich. Als ich mich anbot, russisch für sie zu dolmetschen, hatte ich endgültig bei ihm vespielt und er wandte sich direkt an sie: „Wie muss ich anhalten?“ „Rrrrrechtzeitig“, war ihre Antwort und sie wurde nicht weiter behelligt. Ich konnte ihm beantworten, was er wissen wollte. Theoretisch hatten wir bestanden, Ingrid sowieso, nun kam die Praxis. Da der Prüfer noch Motorräder „abzunehmen“ hatte, setzten Frau K. und ich uns schon in das Prüferauto. Ich faltete die Hände, Frau K. ebenfalls und wir beteten das russische Vaterunser. Als wir noch nicht zu Ende waren, tat sich die Tür auf und Lüders und der Prüfer stiegen ein. „Was machen Sie denn da?“, wollte der Prüfer wissen. „Wir beten, weil wir Angst von Ihnen haben.“ Frau K. kam zuerst an die Reihe. Ich saß hinter ihr und fiel [natürlich ganz zufällig] gegen ihre Lehne, als sie nach links um ein kleines Rondell fahren wollte. Durch den Schreck bemerkte sie ihren Irrtum „rrrechtezig“ und hatte die Geistesgegenwart, nach rechts zu schwenken.

Die Lange-Herzog-Straße in Wolfenbüttel hat ihre Tücken, sie ist am unteren Ende Einbahnstraße in entgegengesetzter Richtung. Wir waren aber am Tag vor der Prüfung diesen Weg gefahren und da wir laut sprechen mussten, was wir gerade tun wollten, sagte ich stolz: „Ich fahre geradeaus“, wobei ich nach rechts einschwenkte. „Sie können aussteigen, Sie haben bestanden.“

„MITARBEITENDE EHEFRAU“

Leider habe ich diesen Führerschein bis heute kaum benutzt, da wir stets nur *einen* Wagen hatten den mein Mann für sein Geschäft brauchte, und ich nach unserer Scheidung 1964 die Mittel zu einem eigenen Wagen nicht hatte. Ich brauchte ja auch keinen, denn die Arbeit, welche ich noch ein Jahr nach unserer Scheidung für sein Geschäft tat, war zu Hause zu bewältigen. Nach 30 Jahren als „mitarbeitende Ehefrau“ machte mir dies eine Jahr nichts mehr aus. Immerhin waren 25 Untervertreter zu bedienen, die außer dem Pudding von Brecht, Einbeck, und der Fleischbrühe von Wela, Hamburg, auch noch Süßwaren haben wollten. Ein Jahr später wurden diese beiden Vertretungen an Keindorf abgegeben, der auch die restliche Ware übernahm. Das dicke Ende kam allerdings noch: eine Bücherprüfung der letzten 4 Jahre vom Finanzamt Braunschweig Land, wohin Otto nach seinem neuen Wohnsitz Bienrode gehörte. Durch Schnaps,

den ihm O. freigebigst einschenkte, war seine Aufmerksamkeit etwas getrübt, dazu kam, dass er mir aus mir unverständlichen Gründen den Hof machte, also fand er nichts zu beanstanden und gab sich mit einer Nachzahlung von DM 200 zufrieden. Er sei es „seiner Behörde gegenüber schuldig, etwas zu finden.“ Zufrieden packte O. die 4 großen Kartons mit den Unterlagen wieder ein, um sie auf dem Boden in Bienrode zu verstauen. Die Prüfung fand am 24., 27. und 28. 1. 69 statt, der Prüfer kam noch einige Male zum Schnapstrinken und Fernsehen.

Dass ich die alljährliche Einkommensteuererklärung auch noch weitere Jahre treu und brav weitergemacht habe, war für O. eine Selbstverständlichkeit. Mir langte es aber endlich und ich schlug ihm vor, sich die 50 DM, die er dafür zahlte, selbst zu verdienen und auch allein für seine Angaben einzustehen. Es sind keine guten Erinnerungen, die sich für mich mit dieser jahrzehntelangen Wochenendarbeit verbinden, die fast immer zum letztmöglichen Termin gemacht wurden und mich mehr als einmal zum Heulen brachten.

Einen Feierabend am Schluss der Woche gab es sowieso nicht, denn da war nicht nur der Kakao, welcher aus 5kg-Tüten in ¼-kg-Tütchen umgefüllt werden mussten, sondern auch noch die Eier, die er stiegenweise bei seinen Kunden gegen Pudding und Fleischbrühe eingetauscht hatte und die er hier an Bekannte verkaufte. Da die oft sehr schmutzig waren, musste ich sie vor dem Verkauf waschen. Nebenbei wurden aus einer großen Wela-Fleischbrühe-Flasche kleine Tischfläschchen abgefüllt, ganz abgesehen von dem allwöchentlichen Einpacken von Ware ins Auto.

Zu Anfang unserer Beziehung hatte ich ihm mit dem Lied „Always“ eine „helping hand“ versprochen. Jetzt war es an mir, Wort zu halten, noch mehr als früher.

ELTERN UND SCHWIEGERELTERN

Wie anders war es doch in der Ehe meiner Eltern zugegangen. Vater hatte für alles gesorgt, sie hatten ja auch nur ein Kind neben der Großmutter. Bei Abbs hatte Mudding von Anfang ihrer Ehe an mitgearbeitet. Zuerst in Bergen auf Rügen, wo sie im Warenhaus ihres Mannes an der Kasse gesessen hatte und „nebenbei“ vier Kinder zur Welt brachte. Da ihr Mann, mein Schwiegervater, zu trinken angefangen hatte – er hatte eigentlich Arzt und keine Kaufmann werden wollen – verloren sie das Warenhaus und siedelten nach Berlin, Muddings Geburtsort, über, wo er einen kleinen Zigarrenladen am Hermannsplatz aufmachte, in dem er selbst sein bester Kunde war. Mudding richtete sich eine Nähstube ein, in der Konfektionswaren hergestellt wurden. Später vertrat sie einen Hutmacher auf Provisionsbasis und versorgte alle Verwandten und Bekannten mit schicken Hüten. Mir verpasste sie zu jeder Saison mindestens einen, wenn nicht mehrere Hüte, sodass ich immer „wohlbehütet“ war.

Diese kaufmännische Begabung hatte Mudding auch O. vererbt. Ihr Vater war ebenfalls Kaufmann gewesen mit einer Spielwarengeneralvertretung in Berlin, der ihre vier Kinder reichlich mit Spielzeug versorgte. Er war im Sternzeichen Krebs wie Otto geboren, seine Frau ein Löwe wie ich. Mit ähnlichen Schicksalen wie wir.

FAMILIE BRACHWITZ

Meine Mutter hatte eine Freundin. Luise Brachwitz, die ein kleines Milchgeschäft in der Spreestraße, später ein größeres am Wilhelmplatz in Charlottenburg hatte. Ihr Mann, der eigentlich Missionar werden wollte, fristete mit seiner Familie mehr schlecht als recht sein Leben, weil ihn seine Schwester um sein großes Erbteil betrogen hatte. Ihre Tochter Ilse war 1 ½ Jahre älter als ich und wir spielten ab und zu miteinander, wobei sie mir jedes Mal irgendetwas kaputt machte. Nachdem die drei nach Pankow in eine unmögliche Wohnung

Wollankstraße 117, Hof, parterre, gezogen waren, blieben unsere Zusammenkünfte auf wenige beschränkt, die Entfernung war zu groß. An einen Besuch der Familie ist mir noch in Erinnerung, dass Ils und ich zum Spielen auf die Straße geschickt worden waren und wir das benutzt hatten, den Rummel in der Bismarckstraße zu besuchen. Ich hatte wohl noch etwas Taschengeld übrig, das wir in einer Liliputaner-Schau anlegten. Eine Darbietung fanden wir beide sehr gelungen, lernten im Handumdrehen ein Lied, das da gesungen wurde, und führten es anschließend in meinem Puppentheater auf. Es hieß „Oh, du Peruanerin, wer wird so spröde sein wie eine Sekundanerin“ „Hinterrücks befällt man mich, mein Lieber, dieser Teil von Peru ist kein Küstenstrich“:

Wir waren so intensiv mit unserem Gesang beschäftigt, dass wir das Gesicht des frommen Herrn Brachwitz nicht sahen und waren äußerst erstaunt über seine Reaktion. Ilse erzählte mir später, dass ihr Vater sie noch lange beschimpft und ihr den Umgang mit mir verboten habe. Wir sahen uns tatsächlich erst nach seinem Tode wieder. Mutter und ich fuhren da nach Pankow, um eine Bade-Bekante zu besuchen, eine Frau mit einem Hutgeschäft. Dahin nahmen wir auch Ilse und ihre Mutter mit, und während die drei Damen im Laden Hüte aufprobierten, saßen Ilse und ich auf der Treppe, die das Geschäft mit der Wohnung im 1. Stock verband. Wir sangen endlos „Prepp, prepp, Hüte“ und amüsierten uns königlich dabei.

Frau Heller, so hieß sie, hatte meine Mutter gebeten, zu ihr zum Trösten zu kommen. Ihr Mann hatte ihr während der Reise die Wohnung vollkommen ausgeräumt.

Eine Zeit lang war Ilse mit unserem Erich verlobt. Der überdimensionalen Verlobungsfeier folgte eine kurze Zeit, in der Erich feststellte, dass Anspruchslosigkeit ein Wort war, das in Ilse Wortschatz nicht vorkam, und Erich hatte nicht die Absicht, seinen Geldbeutel allzu sehr zu öffnen. Also gingen sie wieder auseinander und Ilse lernte andere Männer kennen. Einer von ihnen hieß Urschlächter und wurde der Vater ihres Sohnes Erich (nach einem Onkel so benannt). Da sie bis auf die Mutter nur Söhne in der Familie hatten, lehnte diese Familie eine Heirat ab und Ilse heiratete einen gewissen Herrn Ziegenbalg, der in Brandenburg Krankenpfleger war. Z. hatte einen Klumpfuß und war deswegen nicht zum Militär eingezogen worden. Am Ende des Krieges kamen nachts die Russen in das Krankenhaus, in dem er arbeitet und sie eine Wohnung hatten. Ein durchziehender Soldat hatte seinen Stahlhelm auf ihrem Küchentisch liegenlassen, was für die Russen Grund genug war, Z. in seinem Bett neben Ilse mit ihren Bajonetten zu durchlöchern und Ilse zu vergewaltigen. Als der Spuk vorbei war, suchte sie das Nötigste zusammen, packte alles in Erichs Kinderwagen, ihn obendrauf und ging so zu Fuß zu ihrer Mutter nach Berlin zurück (Ilse auch Teil 2, Manuskriptseite 54).

Später lernte sie durch eine Anzeige den Goslarer Kleine kennen, den sie heiratete, und machte eine große Erbschaft von den Schwestern ihres Vaters, den sie so schändlich betrogen hatten. Sie erbte außer Geld ein Mietshaus in der Wilhelmsaue. Leider starb der schwer Herzkranke nach ein paar Jahren und sie zog Ahrensburg und später nach Bad Harzburg, wo sie am 30.12.1985 starb. Nachdem sie die große Erbschaft gemacht hatte, hatte Ilse beschlossen, ihren Lebensabend außerhalb von Berlin zu verbringen und ihr Sohn Erich hatte eine Eigentumswohnung in Ahrensburg für sie gefunden. Dort besuchte ich Ilse im Oktober 1970. An der Wohnung war nichts auszusetzen, aber als man anfing, direkt am Haus vorbei eine Durchgangsstraße zu bauen und außerdem auch noch gerade gegenüber ein Schreiner seine Werkstatt aufmachte, war ihres Bleibens nicht länger. Der Krach war unerträglich und Erich musste noch einmal auf Wohnungssuche gehen. Die zweite Eigentumswohnung war die in bad Harzburg in einem sehr großen Haus, in dem sie sich wohl einigermaßen wohlfühlte, d. h. in der Wohnung, denn das Haus enthielt fast nur Wohnungen, die sich Leute als Geldanlage gekauft

hatten, nicht selbst bewohnten und an immer andere Menschen vermieteten. Es war ein ständiges Kommen und Gehen und nichts, um mit Nachbarn einigermaßen warm zu werden. Nach Iles Tod verkaufte Erich die Wohnung.

CHARLOTTE KROPGANS

In unsere Elisabeth-Schule, aber in eine M-Klasse [*Michaelis, Einschulung im Herbst*], ging Charlotte Kropfgans, die sich erst viel später unserer Runde von O-Schülerinnen anschloss. Eigentlich hätte ich auch in diese Klasse gehört, war aber nach einem Jahr Volksschule bei der Prüfung zur Aufnahme in die Mittelschule ½ Jahr zurückgestuft worden und so in eine O(ster)-Klasse geraten. Lotte war ihr ganzes Leben lang gelenkrheuma-krank, was sie auf ihren Wassersport liebenden Vater zurückführte, der die ganze Familie auf und an die Havel geschleppt hatte und sie außerdem auch noch im Zelt hatte schlafen lassen. Sie hatte sich als Altersruhesitz den Harz ausgesucht und eine Wohnung am Hang in Lautental gemietet. Wenn es stärker regnete, kam das Wasser den Berg herunter und durch ihre Wohnung geflossen und sie hatte Mühe, alles wieder trocken zu kriegen. Einmal war ich dabei. Ihre Lebensgefährtin war eine Boxerhündin. Nach einer missglückten Verlobung und einer Abtreibung war sie allein geblieben und lebte als frühere Bankangestellte von einer guten Rente.

Nachdem ihr Arzt Krebs bei ihr festgestellt hatte, war sie zwei Jahre nacheinander hier in Braunschweig im Holwede-Krankenhaus zur Behandlung und während dieser Zeit im ersten Jahr jeden Nachmittag bei mir zum Scrabble-Spielen. Bei meinen verschiedenen Besuchen bei ihr in Lautenthal war Scrabble das Einzige, was wir außer Spaziergehen taten. Zu ihrer letzten Operation ging Lotte ins Krankenhaus nach Goslar und starb dort.

NOCH EINE SCHULKAMERADIN

Eine gut zu leidende Schulkameradin war Lotte Miersch. Sie wurde mit einigen anderen mittags von „Jungens“ abgeholt, was wir anderen, die wenig attraktiv aussahen, sehr missbilligten. Nach einer Feier bei Lisbeth Raudies kam sie ziemlich angeheitert ohne Schulmappe morgens in die Klasse. Da ihre Mutter einen Gemüseladen hatte, war sie bei unserer Klassenlehrerin sehr beliebt, obwohl sie die Weisheit nicht gerade mit Löffeln gefressen hatte und außerdem faul war. Nach einer Abschiedsfeier von ihrem Freund Remy bekam sie einen Sohn und ging zwei Jahre später mit ihm nach Peking, wohin Remy von seinem Amt versetzt worden war. Bei späteren Klassentagen fiel sie auf, weil sie dauernd einschlieft; sie hatte einige Jahre in China gelebt und wohl alles, was ihr vom Schicksal zugestanden worden war, zu schnell verbraucht. Die letzten Jahre an der Seite eines fast tauben Mannes waren sicherlich nicht leicht und der Nachruf, den ihr die Familie Remy nach ihrem Tode widmete, war übel. Sie hatten diese Ehe als Mesalliance ihres Sohnes gesehen.

[*hier lasse ich eine Schulkameradin aus*]

LEBENSPHILOSOPHIE

[...]Dabei muss man vieles andere viel intensiver lernen und oft unter Schmerzen wie z. B. entbehren, verzichten, loslassen. Diese drei Dinge zusammen musste ich ja schon als Achtjährige lernen, als mein Vater starb: ihn entbehren, wo ich ihn so nötig gehabt hätte, auf seine Güte verzichten, von der ich abhängig war, und ihn loslassen müssen, obwohl ich ihn so sehr liebte.

Ich hatte noch oft Gelegenheit zu beweisen, dass ich diese Lektion gut gelernt hatte (par coer, sagen die Franzosen) Auch mit Geld umzugehen, hatte ich von Kindheit an gelernt, denn es *musste* einfach reichen, auch wenn es immer knapp war. Das änderte sich nach meiner Heirat durchaus nicht, aber ich hatte es ja durch vielerlei Verzicht gut gelernt.

GEGENWART

Wirklich pekuniär sorgenfrei zu leben ist mir zum Glück nun in meinem Alter beschieden, seit 1971, meinem 65. Geburtstag habe ich die Rente von meiner Arbeit, seit 1986 die Witwenrente, die mir nach Ottos Tod zu 30% [60%, 3/5 hatten sie sich geeinigt: Mutter für 30 Jahre und Helga für 20 Jahre Ehe] zusteht. Zusammen fast 2000 DM und das ist heute viel, wenn man kaum noch etwas unternehmen kann.

Seit geraumer Zeit komme ich aus der Wohnung nicht mehr heraus, weil mir die 7 Stufen zur Straße zu schwerfallen und ich außerdem Angst habe, auf der Straße umzufallen, statt wie bisher aus irgendeinem Anlass in der Küche. Eben jetzt hat mein Gesicht zum Teil die Modefarbe des Sommers, lila, angenommen, nachdem ich am Abend des 18. Juni in der Küche gestürzt bin. Die Nase hat allerdings bereits die mehr Sommerliche Farbe Gelb und ich habe Glück, mir den Nasenrücken nicht gebrochen zu haben.

[eine unerfreuliche Erinnerung an eine Bekannte aus dem Park]

GEGENWÄRTIGE BEZIEHUNGEN

Dass es mit dem Loslassen nicht immer so klappt, wie es wünschenswert wäre, musste ich gestern bei einem Telefongespräch mit Ingrid feststellen. Sie sprach davon, wie wenig ihr die augenblickliche Hitze von 26-30 Grad Celsius bekommt und dies von ihrem niedrigen Blutdruck herrühre. Als dann die Rede auf ihre geplante Sommerreise nach Indien kam [1989], wagte ich zu sagen, dass diese Gift für sie sei, was sie als „taktlos“ bezeichnete. Wie sie die Worte, die ich gerade noch rechtzeitig verschluckte, genannt hätte, wage ich nicht mir auszumalen. Es lag nahe, noch zusätzlich den Kommentar abzugeben: „Wenn du dich durchaus umbringen willst, brauchst du nicht unbedingt nach Indien zu fahren, das kannst du hier bei der Hitze genauso und billiger.“

Nach Überlegungen wegen dieses Gespräches bin ich darauf gekommen, mich zu fragen, wie Monika es wohl aufgenommen haben mag, dass ich ihr so von einem Medizinstudium abgeraten habe. Es wollte mir von Anfang dieser Idee an nicht in den Kopf, dass man nach einem mühevollen Studium als fertige Studienrätin, Lehrerin für Kunst, eine feste Anstellung aufgeben kann, um ins Fach Medizin überzuwechseln. Auch wenn sie sagt, sie könne sich für ein Jahr vom Schuldienst beurlauben lassen. Wenn es Andreas gelingen sollte, ebenfalls einen Studienplatz in Bochum zu kriegen, war mein Einwand, würde er dort ein gleichaltriges Mädchen kennenlernen, sich von Monika trennen und sie wäre dann in dieser fremden, nicht mal schönen Stadt allein.

Aber sicherlich ist es unsinnig, wenn man sich mit seiner Lebenserfahrung, die 60 Jahre älter ist, in die Probleme von Dreißigjährigen hineinzufinden versucht. Bei Ingrid beträgt dieser Zeitunterschied ja „nur“ 30 Jahre und bei ihr ist meine Angst, sie endgültig zu verlieren, so viel größer, aber schließlich muss jeder junge Mensch sich ganz allein seine Erfahrungen kaufen und oft schwer bezahlen.

Meine „große Oma“ mit ihren Kassandrarufern fällt mir ein: „Wie kannst du nur Otto Abb heiraten wollen!?“ Das war 1932, ist also 57 Jahre her und ich höre ihre Stimme noch. Ein langes, z. T. ziemlich schwieriges Leben liegt seitdem hinter mir mit Krieg, Nachkriegszeit und Währungsreform, bereut habe ich nichts, es war eben mein Schicksal und ich hoffe, dass ich das nächste Leben nicht schlechter verbringen muss als dieses. Mein Leitspruch steht in der Bibel, Römer 8,28: „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“

Teil II

INFLATIONSZEIT

Eben habe ich noch einmal im TV den alten Film „Wolf unter Wölfen“ nach dem Buch von Fallada gedreht, gesehen. Da steigt die Erinnerung an diese grässliche Inflationszeit 1922/23 in mir auf und ich bin dankbar, dass ich sie bei meiner Mutter im geschützten Zuhause verbringen durfte. Nach der Schule, mit Abschluss der 10. Klasse wollte ich bei meiner Mutter schneidern lernen, hatte nach einem halben Jahr auch schon einiges mitbekommen, sagte aber zu meiner Mutter in weiser Selbsterkenntnis: „Wenn ich *damit* mein Brot verdienen soll, bin ich sehr bald verhungert.“ Da brachte Tante Agnes, die ältere Schwester meiner Mutter, eines Tages eine Anzeige aus dem „Lokalanzeiger“ mit, in dem von einer Bank „junge Damen mit höherer Schulbildung“ gesucht wurden. Ich bewarb mich, wurde bestellt und fand meinen Brief auf einem großen Haufen von Bewerbungen. Der Personalchef fragte mich, ob ich Stenographie und Schreibmaschine schreiben könne und auf meine Antwort: „Nein, aber das kann ich lernen“, war ich engagiert, für 7000 RM (Beginn der Inflation). Den Kurs in einer Privatschule bezahlte Tante Agnes. Da er abends stattfand, ich aber einen 8-Stunden-Arbeitstag hinter mir hatte, schlief ich bei der Buchführung, die auch dabei war, ab und zu ein. Den letzten Schliff bekam ich dann beim Stolze-Schrey-Steno-Verein, bei dem ich sogar bei einem Wettbewerb einen Duden gewann. Diese neueste Ausgabe war von 1926 und halb so dick wie der von 1980.

In dieser Mitteldeutschen Creditbank war ich nacheinander in der Effektenkasse, Personalabteilung und Materialverwaltung Beschäftigt. In der letzteren war Wilhelm Stahl mein Chef, der öfter verschwand, um einen „Kamillentee“- Bier zu trinken. Wie ich nach Jahren hörte, war dieser W. St. einer der drei Mitbewerber um die Gunst meiner späteren Schwiegermutter gewesen. Ein Dorf, dieses Berlin – sie heiratet dann aber Franz Abb.

PATSCHAN

Um Verschiedenes in anderen Abteilungen zu erledigen, musste ich öfter durch die große Schalterhalle, wo ich einem jungen Beamten auffiel, der sich dann endlich mal ein Herz fasste und mich beim Nachhausegehen ansprach. Er wurde eine nette Freundschaft, die ungefähr ein Jahr dauerte und etliche Theater- und Kinobesuche mit sich brachte. Als er mir zum Geburtstag eine rote Rose schicken ließ, anonym, machte ich Schluss, weil ich annahm, die wäre von Patschan.

Diesen Walter Patschan hatte seine Mutter aus dem Spreewald bei Lübben nach Berlin gebracht, damit er hier Jura studieren sollte. Wahrscheinlich um ihn nicht „auf die schiefe Bahn“ kommen zu lassen, brachte sie ihn in einer Familie unter und die waren *wir*. Er wohnte im kleinen Hinterzimmer, das meine kleine Oma verlassen hatte, um ins „Bürgerheim“ zu ziehen, in dem alte Bürger der Stadt Charlottenburg ihren Lebensabend verbrachten. Sie war 75 Jahre und für meine Mutter war es eine Erleichterung. Sie hatte ihre Schwiegermutter mit ihrem chronischen Pessimismus nach dem Tode meines Vaters 7 Jahre ertragen und durch die Inflation war der Rest des Geldes, das Vater in bar und in Papieren zurückgelassen hatte, restlos verbraucht. Sie fühlte sich im Bürgerhaus wohl, wo sie in einem Saal mit 5 anderen netten Damen untergebracht war, gut zu essen bekam und nach anfänglichem starken Sträuben zum ersten Mal in ihrem Leben als Erwachsene die Bekanntschaft mit einer Badewanne machte.

Doch zurück zu Patschan: Er brachte mir auf einem Tennisplatz in der Soorstraße, jetzt ist da alles zugebaut, gutes Tennisspielen bei. Außer seinem Studium an der Uni war er bemüht, allen Einladungen nachzukommen, die er von Corps und Burschenschaften, Landsmannschaften u. ä. erhielt. Er schleppte Mutter und mich mit auf die Bälle, bei denen Conter und Eccossaise getanzt

wurden und bei denen wir viel Spaß hatten. Er landete zum Schluss bei der Burschenschaft Alemannia. Da die Alemannia eine „schlagende Verbindung“ war, saß er eines Tages in seinem Zimmer und ernährte sich mit durchgeschlagener Oberlippe durch ein Röhrchen, als Folge einer Mensur. „Schmisse“ waren damals noch modern für Akademiker. „Man müsste doch wissen, mit wem man es zu tun hatte.“

EIN BEWERBER

Zur selben Zeit kam aus der Schweiz Hugo Hindermann angereist. Doch dazu die Vorgeschichte: Im Nebenhaus von Altherrs wohnte 1916, als wir zu Besuch dort waren, Professor Hindermann mit seiner großen Familie. Er war Organist am Frauenmünster und gab auch Orgelunterricht bei sich zu Hause, wo im Musiksaal eine große Orgel stand. Bei einem Ausflug in die Umgebung von Zürich saßen Altherrs mit uns als Besuch und Hindermanns mit ihren Söhnen im Grünen an einer Schotterstraße. Die beiden ältesten Söhne, der jüngere war Hugo, wollten mir zeigen, wie schnell man bei ihnen während des Militärdienstes zu laufen gelernt hätten. Sie nahmen mich in die Mitte und fort ging's in solchem Tempo, dass ich nicht mitkonnte. Ich hing also zwischen den beiden und da ihr Bremsweg zu lang war, schleiften sie mich mehrere Meter über den spitzen Schotter. Als ich wieder aufwachte, lag ich im Chausseegraben und die beiden waren bemüht, mir die Steine aus den blutenden Knien herauszupolken, was ihnen nicht ganz gelang. Ich wurde also irgendwie, wie habe ich vergessen, in das Haus des Professors gebracht, in das Turmzimmer, das jeweils vom ältesten der Söhne bewohnt wurde. Hier gingen die Bemühungen um mich weiter, mit dickem Verband zu Schluss, der das extreme Beugen der Knie unmöglich machte, sodass ich keine Treppen mehr steigen konnte. Da ich im August 10 Jahre alt wurde, aber noch das Kinder-Retourbillet hatte, mussten wir trotz der Knie am 16. August wieder in Berlin sein. Seitdem habe ich diese fast dauernd schmerzenden Knie, nun schon 73 Jahre lang.

Was ich damals nicht wusste und meine Mutter mir erst viel später erzählte, war, dass Hugo mit ihr eine heimliche Unterredung gehabt hatte, in der er sie bat, mich schweizerisch zu erziehen, dann würde er, wenn ich 16 Jahre alt wäre, nach Berlin kommen und mich heiraten. Hugo war in eine Seidenfirma angestellt und schickte mir, wohl in Wiedergutmachungsabsicht laufend die schönsten Haarschleifen. 1922 bekam er von der Agfa eine Stellung als Filialleiter in Bombay angeboten, kam nach Berlin, um sich für seine guten Schweizer Franken in Deutschland preiswert einzukleiden, was mich ziemlich empörte. Da wir gerade das Balkonzimmer frei hatten, nahmen wir ihn auf Tante Marthas Wunsch hin auf. Einen Schock bekamen wir erst einmal auf dem Bahnhof, als wir ihn mit seiner Geige unterm Arm und einem dicken Notenpaket vor uns stehen sahen. Er war nicht mehr gewachsen und ging mir nur bis zur Schulter.

Was war meine gute Mutter froh, als er ihr sagte, dass er mich nicht heiraten könne, weil er sich mit der „guten Gertrud“, einem Mädchen, das als Dienstmädchen bei ihnen gearbeitet habe, eingelassen habe und sie heiraten würde. Sie war aus Lindau am Bodensee. Mich tangierte das wenig, ich hatte von der Abmachung ja nichts gewusst. In dieser Zeit kam der Schulbesuch etwas ins Hintertreffen, weil Hugo jeden Abend mit Mutter und mir ausging, Theater, Revue etc. und am Tage musste ich ihn auf dem Klavier zu seinem Geigenspiel begleiten, was mir, bis auf den „Reigen seliger Geister“ nicht oft gelang. Nach ungefähr einem halben Jahr waren wir endlich von diesem Albtraum erlöst. Er fuhr, eingedeckt mit vielen Sachen, die er mit unseren billigen Mark – seinen so hoch im Kurs stehenden Franken bezahlt hatte, nach Bombay. An der Küste erlitt das Schiff, mit dem er fuhr, Schiffbruch und seine Schwester, die mit ihm fuhr, verlor ihre gesamte Aussteuer. Wie viel ihm blieb, haben wir nicht erfahren.

DIE ERSTE GROSSE LIEBE

Zur selben Zeit wie Patschan wohnte auch ein Bergbaustudent bei uns im Balkonzimmer. Wilhelm Otto Voigt. Der war eines Tages in Abwesenheit meiner Mutter auf das Schild „Zimmer zu vermieten“, das wir an die Haustür gehängt hatten, mit 4 oder 5 Freunden bei mir aufgetaucht. Ich war zuerst verblüfft über die großen Kerle, aber als sie auf meine erstaunte Frage, ob das Zimmer für alle sein solle, antworteten: „Nur für einen“, war ich etwas gefasster und betrachtete den Anwärter mit Wohlgefallen. Auch meine Mutter war froh, weil zu dieser Zeit die Schneiderei nicht viel einbrachte und ich nach der Deflation arbeitslos war. Die erste Nacht nach meiner selbstständigen Tat war allerdings nicht so gut. Wilhelm Otto Voigt, der stud. rer. mont, kam nämlich anscheinend voll bis zum Stehkragen nach Hause, hielt sich an einem großen Eichenbett, das gleich an der Tür stand, fest und sauste mit dem bis in die Mitte des Zimmers. Obwohl wir merkten, dass wir anscheinend einen Säufer erwischt hatten, er auch nach Aussagen eines Kommilitonen unberechenbar war, wurde er meine erste große Liebe.

Der Freund erzählte uns, dass W.O. auf der Berliner Straße eine Taxe angehalten hätte, den Mann, der sich darin befördern ließ, herausgezerrt und mit seinem Eichenknüppelspazierstock verhauen hätte. Meine Mutter sagte daraufhin zu mir: „Du, ich warne dich vor diesem Mann“ und W.O. bekam ganz grüne Augen vor Wut. Bis dahin hatten wir sie für blau gehalten. Zum Glück wohnte er nur ein Semester bei uns und hatte dann jedes neue Halbjahr eine andere Wohnung. Damals war es in Berlin üblich, dass Studenten ihre Zimmer auch während der Semesterferien bezahlten und das sahen wohl weder er noch seine Mutter ein. Zwischendurch arbeitete er praktisch, in Ilsede, im Rheinland usw. Nach 8 Semestern fiel er durchs Examen und ging ohne Diplom nach Hannover zurück. Ich hatte schon vorher mit ihm Schluss gemacht, traf ihn noch einmal nach vielen Jahren, als mein Mann und ich ihn bei einer Exkursion von der Braunschweiger Volkshochschule bei der Besichtigung einer Zeche in Lengede als Redner beim theoretischen Vortrag hörten. Ich konnte nicht umhin, nach dem Vortrag zu ihm zu gehen und er erkannte mich nach dem Stichwort „Berlin1925“ wieder. Er erklärte uns alles ganz eingehend. Als mir am vorigen 13.11. einfiel, ihm zum Geburtstag zu gratulieren, sagte mir seine Schwiegertochter, er sei 1967 gestorben. Er hatte das Haus seiner Mutter in Hannover Geibelstr. 77 geerbt.

VERSCHIEDENE ARBEITSSTELLEN

Nach der Deflation 1923 wurde ich mit vielen anderen von der Mitteldeutschen Creditbank entlassen, das letzte Gehalt waren 50 Billionen, im neuen Geld 50 Rentenmark¹. Und das für einen ganzen Monat.

¹ <http://www.dhm.de/lemo/html/weimar/innenpolitik/waehrungsreform/>

Die rasant fortschreitende Inflation machte eine grundlegende Reform der Währung unumgänglich. Ein harter Währungsschnitt war zugleich Voraussetzung für die nach dem Ende des Ruhrkampfes von Reichskanzler Gustav Stresemann anvisierten Verhandlungen mit den Siegermächten des Ersten Weltkriegs über die deutschen Reparationen. Mit der Errichtung einer Deutschen Rentenbank leitete die Reichsregierung Mitte Oktober 1923 die Rückkehr zu einer stabilen Währung ein. Da das Deutsche Reich zur Deckung des Grundkapitals der Rentenbank nicht über genügend Goldvorräte verfügte, wurden der Grundbesitz von Landwirtschaft, Industrie und Gewerbe mit einer Hypothek von 3,2 Milliarden Rentenmark belastet.

Die Rentenbank begann am 15. November 1923 die Rentenmark als neues Zahlungsmittel herauszugeben. Der Wechselkurs einer Rentenmark war mit einer Billion Papiermark festgelegt worden, ein US-Dollar entsprach 4,20 Rentenmark. Reichsfinanzminister Hans Luther und Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht gelang es in den folgenden Monaten, den Kurs der neuen Währung durch Einschränkung des Geldumlaufs und drastischen Sparmaßnahmen im Haushalt stabil zu halten. Durch die Normalisierung des Wirtschaftslebens und die Beruhigung der innenpolitischen Situation wurde vom "Wunder der Rentenmark" gesprochen.

Onkel Otto Reimann, der zweite Mann von Tante Agnes, der nach seinem Patent Bäume im lebenden Stamm färbte, engagierte mich für sein Büro in der Bleibtreustraße 45, wo die große Oma, jetzt Großmutter genannt, eine 7-Zimmer-Wohnung in eine Pension umgewandelt hatte. In dieser Zeit wurde ich auch einmal abgeordnet, im Klessener Zootzen bei Friesack in der Mark Großmutter zu helfen, die dort in einem Holzhaus, das Reimann fertig gekauft hatte, für die Holzfärberbelegschaft kochte. Dieses Haus bestand aus 3 Räumen, 2 größeren und einem kleinen in der Mitte. In einem wohnten Großmutter und ich, im anderen mein Bruder Erich, Vetter Erwin und Reimanns Sohn Horst in Etagenbetten. Aus dem nahegelegenen Dorf Fehrbellin wurden noch Arbeitskräfte engagiert, die aber bei uns weder schliefen noch aßen. Da das Haus direkt auf dem Waldboden stand, hatten Großmutter und ich sehr unter Erdflöhen zu leiden. Wir schüttelten des Nachts unsere Nachthemden über einer Schüssel mit Wasser aus, manchmal mehrere Male in einer Nacht. Eines Nachts hörten wir ein seltsames Geräusch an unserer Ecke und als wir das Fenster öffneten, sahen wir, dass sich ein großer Hirsch an der Ecke den Rücken schubberte.

Der Wald, den mein Onkel zum Färben gekauft hatte, hatte zum Besitz Herrn von Bredows gehört, der sein Gut in der Nähe unseres Holzhauses hatte. Die 10 Minuten dorthin ging ich jeden Abend, um Milch zu holen, und es war auf dem Heimweg dämmerig. Abend, um Milch zu holen, und es war auf dem Heimweg dämmerig. und es war auf dem Heimweg dämmerig.

Manchmal schrie ein Kauz. Als meine Mutter mal zu Besuch bei uns war und mich an einem Abend begleitete, schien Frau Venus hellglänzend über dem Weg. Sofort fing meine gute Mutter zu singen an: „Oh du mein holder Abendstern“. Wir sangen dann gemeinsam, sie konnte zu allen Liedern die 2. Stimme singen. Mich hat diese Begabung leider übersprungen, aber jetzt hat sie meine liebe Ingrid, unsere einzige Tochter. Auch die Begabung zum Nähen hat sie von ihrer Großmutter übernommen.

Im Klessener Zootzen gab es auch einen jungen Förster, einen Schweden, der uns, Erich, Horst und mich abends zuweilen abholte, um am Waldesrand das Wild, Rehe und Wildschweine, zu beobachten, die sich abends im abgrenzenden Feld mit Nahrung versahen.

Als das Baumfärben im Friesack beendet war, gingen wir alle wieder nach Berlin zurück. Eines Tages erschien der Förster Hurtig, der uns vom Klessener Zootzen aus als einfaches, armes Volk kannte. Er war auf dem Weg zu seinem Vater nach Schweden und er war völlig überrascht von der großen, schönen Wohnung, der gediegenen Einrichtung und uns ohne Küchenschürze. Als ich ihm dann noch etwas auf dem Klavier vorspielte, war er einfach hingerissen. Er schien am liebsten bei uns bleiben zu wollen, nur leider konnten wir ihm keinen Wald bieten und so fuhr er auf Nimmerwiedersehen davon.

Einige Schieber hatten Onkel Reimann zu einer GmbH überredet und ihn dabei in kurzer Zeit nicht nur um die 24 Patente gebracht, sondern auch auf Ausstellungen die schönen bunten Möbel, die aus dem gelb und rot gefärbten Holz entstanden waren, auf ihre Rechnung verkauft. Oft musste Großmutter ihre Lokomotivführerwitwenpension geben, damit Reimann diese Patente verlängern lassen konnte. Durch dieses Elend bekam ich natürlich kein Gehalt, was ich mir einige Monate ansah und dann dort aufhörte. Wir waren schließlich auf meinen Verdienst angewiesen, da Mutter kaum noch Arbeit hatte.

Die Rentenmark war jedoch nur als Übergangslösung zur Überwindung der Inflation eingeführt worden. Am 30. August 1924 wurde sie im Rahmen des Dawes-Plans von der Reichsmark abgelöst, die durch Gold und wertbeständige Devisen gedeckt war und die deutsche Währungsstabilität garantieren sollte.



Die drei Schwestern Timmermann: Martha Altherr, Hedwig Nürnberg, Agnes und Otto Reimann, undatiert.

Danach erbarmte sich der Bruder meiner Mutter Otto Timmermann unser und ich fing in der AEG, Turbinenfabrik zu arbeiten an. Dort war er Betriebsleiter. Leider wurde man mit dem Gehalt danach eingeteilt, wie viele Silben man stenografieren konnte und ich hatte im Stenografen-Verein immer mehr Gewicht auf Richtigkeit als auf Schnelligkeit gelegt. Außerdem war ich natürlich sehr nervös und so kam es, dass ich nur 50 Silben schrieb und deshalb ein Gehalt von 50 Rentenmark zu erwarten hatte. Ich wurde in einen Riesensaal gesetzt, der an einer Seite 20 Fenster hatte, an denen 40 Schreibmaschinen mit 40 Mädchen davor standen. In den Raum hinein standen 20 lange Tische, an jedem Tisch saßen 4 Ingenieure einander gegenüber. Es waren also unheimlich viele Menschen in diesem Raum zusammengedrängt und das Ganze nannte sich Zentralkalkulation. An der Tür stand Z.K., was von fast allen dort beschäftigten Leuten „zum Kotzen“ übersetzt wurde. Es war ein Höllenlärm, Stimmengewirr und unaufhörliches Schreibmaschinengeklapper. Die Arbeit war monoton, wir mussten die Berechnungen abschreiben, die die 8 Ingenieure an jedem Tisch aufstellten, also kamen auf jede

Schreibkraft 4 Herren, die mehr oder weniger geduldig darauf warteten, abgefertigt zu werden. Also wirklich z.K.



Erna Nürnberg 1923

Hinzu kam noch, dass auch die Angestellten um 7:00 mit der Arbeit zu beginnen hatten, was für mich bedeutete, dass ich um 5:00 aufstehen musste, um die Straßenbahn kurz nach 6 zu erreichen. Die Fabrik war in Moabit, Fahrt dahin ca. $\frac{3}{4}$ Stunden. Nach einer Woche war ich den Terror leid und brach meine Probezeit einfach ab. Auch meine Mutter hatte ja darunter zu leiden, weil sie mir nicht nur Frühstück zurechtmachte, sondern mich auch noch nach der Wilmersdorfer Straße brachte. Sie konnte es nicht über sich bringen, mich im Dunkeln durch die menschenleeren Straßen zur Elektrischen gehen zu lassen. Auch wenn man so früh selten oder kaum angequatscht wurde, kam es vor, dass Leute, die einen warmen Mantel oder gar einen Pelz trugen, auf der Straße ausgeplündert wurden. Kriminelle Elemente gab es viele in Berlin, bei Arbeitslosigkeit, Hunger und Kälte vielleicht sogar zu verstehen.

Nun saß ich also wieder auf der Straße, half meiner Mutter bei der Näherei und schrieb Bewerbungen auf Anzeigen. Antworten kamen kaum und ich war sehr erstaunt, nach $\frac{1}{4}$ Jahr doch noch eine zu bekommen. Ich sollte mich in Berlin, Französische Straße vorstellen. Ich war misstrauisch und das steigerte sich zur Angst, als ich beim Vorstellen die Aufmachung und die

anwesenden Leute sah. Im ersten Stock, einer wohl früher eleganten Wohnung, die die ganze Etage ausfüllte, sah ich als erste eine üppige platinblonde Heroine, die einem unscheinbaren dunkelhaarigen Wesen an einem breiten Schreibtisch gegenüber saß. Schon die Karte, mit der ich zur Vorstellung aufgefordert worden und die ohne Firmennamen war, hatte mich stutzig gemacht. Die beiden Frauen machten es mir zur Gewissheit, dass ich einem Mädchenhändler in die Hände gefallen war. Erst das Erscheinen des Chefs, eines großen weißhaarigen sympathischen Mannes, ließ meine Angst verfliegen und ich setzte mich getrost zu ihm an seinen Schreibtisch. Hier lag auch wieder so ein Stapel Bewerbungsbriefe, er sprach von 120 Stück, und da hatte er sich 6-8 herausgepickt. Gustav Janecke hieß der Chef, der zusammen mit Friedrich Acker nach der Inflation eine Lotterie-Einnahme aufgemacht hatte. Sie waren beide gerade aus Dänemark gekommen, wohin sie sich als Deutsche für Krieg und Nachkriegszeit zurückgezogen hatten.



Geliebter Vetter



Erna Nürnberg 1925



Erna Nürnberg 1928



Belegschaft Acker & Janecke 1929

KRANKHEIT UND KUR

Mein Pech war, dass ich nach einer Woche im Büro bei Acker & Janecke sehr krank wurde und operiert werden musste. Während dieser 6 Wochen Krankenhaus und nachfolgenden Kurz in Bad Polzin von 4 Wochen bekam Mutter mein Gehalt, 100 Reichsmark monatlich ausgezahlt.

In Bad Polzin, wohin man mich nach der schweren Operation 1925 geschickt hatte, damit dieses linke Venenbein im Moorbad wieder seine alte normale Form annehmen sollte, hatte ich bald ein paar Menschen gefunden, die auf meiner Wellenlänge waren. Das ist vielleicht mit 18 Jahren einfacher als später. Bei mir sind die Ansprüche jedenfalls mit den Jahren gestiegen. Außer der Hausdame, die mir wohlgesonnen war, gab es noch eine Frau von Scheele, die die fixe Idee hatte, dass der Arzt, der sie operiert hatte, ihre Gedärme so eingepackt hätte, dass ihr Bauch ganz schief war. Mit ihr war Herr Franke oft zu sehen, den sie wohl gern zu einigen Vertraulichkeiten animiert hätte, war ihr nicht gelang. Dieser Herr Frank machte mir zum Abschied ein Gedicht, von dem ich noch einiges weiß. „Wer wird nach Tisch bei Mutti Agnes (Frau v. Sch.) schlafen,/ wird Sätze bilden mit Glyzerin?/ Mit Zoppotern und ungarischen Grafen/ zum Flirt, zum Tanz, zur Bowle ziehn?/ Wer wird Spaziergänge mit heftigem „Neien“ ablehnen,/ wenn's auch nur soon Stückchen gilt,/ und dann bis Uhre einse, zweie/ ausharren, wenn das Bein auch schwillt?/ Dich rührt nicht unsre Klage kalsche Fatze,/ so geh denn hin und fahre ab./ Noch einmal drücken wir die Schlangentatze,/ uns bleibt im Moorbad nur ein kühles Grab.“

ARBEIT IN DER LOTTERIEANNAHME

Als ich nach 2 ½ Monaten dort wieder auftauchte, wurde ich erst einmal mit dem Sortieren der Bestellkarten beauftragt, die inzwischen auf mehrere tausend Stück angewachsen waren. Als Janecke mich bei dieser Arbeit sah, rief er, mehr entsetzt als bewundernd: „So viele Häufchen würden mich wahnsinnig machen!“ „Mich nicht“, war meine Antwort. Nach der Bewältigung dieser Arbeit bekam ich zwei große dicke Kontobücher mit je 2000 Kundenadressen, die ich nun

zu bearbeiten hatte. Geldeingänge, Korrespondenz, Lose verschicken waren meine Aufgaben. Da habe ich Handschriften zu entziffern gelernt, auch dümmste Fragen zu beantworten und Ortsnamen, deutsche und ausländische.

Mit den Kollegen kam ich gut aus, an einige Namen erinnere ich mich noch: Liselotte Berger (die Platinblonde), Martha Gaitzsch, Johanna Hase, Walder Bondzio, Wolfhaben, Hoffmann, Arthur Vogel, Backhaus, Edmund Hübner. Zu Mittag wurde auf Geschäftskosten ein guter Kaffee gekocht und zu den Geburtstagen von Janecke am 16.12 und Acker am 17.12. gab es Torte und Schlagsahne. Zuerst wie bei einem Kindergeburtstag mit Kakao, später auf unseren Wunsch mit Kaffee. Zwei Tage hintereinander war solche Fettleibe nicht mit Kakao zu ertragen.

NACHTRAG

Zu der Zeit bei der Mitteldeutschen Creditbank fällt mir noch eine kleine Episode ein: Neben der Bank stand das große Gebäude der Berliner Börse. Bei Beginn und Schluss herrschte da in der Nähe ein unheimliches Menschendurcheinander, bei dem ich mich auf dem Weg zum Bahnhof Börse plötzlich einem bekannten Gesicht gegenüber sah. Es gehörte Reinhold Schönfeld, der Börsenmakler war. Viele Jahre hatte er bei Großmutter und Tante Agnes in der Bleibtreustraße gewohnt. Er hatte die beiden großen Vorderzimmer gemietet, die die schönsten in der ganzen Wohnung waren, mit Loggia und Balkon. Leider haben wir später nichts mehr von ihm gehört und ich hoffe, er ist noch rechtzeitig in seine zweite Heimat, Amerika, ausgewandert, er war Jude. An diesem Tag, als ich ihn traf, war er gerade im Begriff, das „Coupé“ zu besteigen, das mit seinem Kutscher und einem sehr schönen Pferd auf ihn wartete. Er wohnte in Westend und lud mich, da ich ja an seinem Weg wohnte, zum Mitfahren ein. Als er unterwegs in der Bismarckstraße einen Schokoladenladen sah, ließ er halten, stieg aus, kaufte ein und brachte mir ein Pfund Konfekt. Über den Preis war er etwas schockiert, RM 7.20 waren damals viel Geld. Ich nehme an, dass ich dieses Konfekt meiner Großmutter zu verdanken hatte, der ich sicherlich erzählen sollte, wie gut es ihm gehe und wie reich er geworden sei. Das ging mir erst auf, als ich den Gruß von ihm ausrichtete und von ihm erzählte. Für Großmutter waren ihre „möblierten Herren“ ihre Kinder, deren Weg sie auch nah Auszug in Gedanken weiterbegleitete. Das Buch „Pitt und Fox“ von Friedrich Huch mit Widmung von Schönfeld habe ich noch immer.

Einmal hatte Großmutter einen chinesischen Studenten in ihrer Pension. Wenn der in ihrer Küche kochte, wick ich nicht von seiner Seite und probierte dann zu Hause die Rezepte aus, die allerdings durch fehlende Zutaten wie Bambussprossen u. ä. nicht so recht gerieten. Eine Zeit lang wohnte Ilse Reimann, Stieftochter von Tante Agnes, in der Bleibtreustraße, ich übrigens auch, wenn Mutter gerade mal wieder verreist war.

TANZSTUNDENHERREN

Ilse war etwas raffiniert. Wenn ihr auf der Straße ein junger Mann gefiel, ließ sie ihr Taschentuch im Vorübergehen fallen und machte so die Bekanntschaft einiger Männer. Einmal hatte sie es auf einen baumlangen Perser abgesehen, den sie dann in unsere Tanzschule einlud, die wir bei Herrn Kaiser in einem Saal des Schillertheaters besuchten. Er hieß Masond Sabeti, tanzte dann aber zu ihrem Ärger nicht mit ihr, sondern mit mir. Auch Trudchen Müller war in dieser Tanzstunde. Unsere Mütter waren befreundet und saßen jedes Mal auf dem „Drachenfels“. So nannten wir die Tische und Stühle, die ringsherum an der Wand standen. Beim Nachhausegehen folgten sie uns in einer Entfernung und lauschten mit Vergnügen unseren Gesprächen. Die waren manchmal recht komisch, da wir in Begleitung von Sabeti und Reno d'Arrigo, einem Griechen, waren, die die Absicht hatten, ihre Sprachkenntnisse an uns

auszuprobieren. Ein Gespräch zwischen Sabeti und mir gefällt mir heute noch. Sabeti: „Sie sind schön wie Mond“. Ich: „Also bin ich ein Mondgesicht.“ Sabeti: „Nein, Mond ist in Persien schöner als Sonne.“ Ein andermal Sabeti: „Ich kann deutsches Lied: Sah ein Knab ein Rösslein stehn“, ich: „Rösslein vor der Droschke.“ Auch unsere Mütter lachten. Sabeti war endgültig zu mir umgeschwenkt, zum Ärger von Ilse, die ihn doch mit ihrem Taschentuch herangezaubert hatte.

BRUDER ERICH

Zur gleichen Zeit waren auch mein Bruder Erich mit seiner Freundin in dieser Tanzstunde. Mir gefiel sie absolut nicht, sie kam mir mit ihrer in die Augen hängenden Ponyfrisur wie ein kleines, wildes Steppenpferd vor. Bald nachdem sie mit unserem schüchternen Erich Schluss gemacht hatte, stand ihr Name Lotte Busacker im Lokalanzeiger. Sie war eine Gangsterbraut geworden und hatte mit einigen Kerlen zusammen Einbrüche gemacht. Ihr Vater war Schlossermeister und hatte die Nachschlüssel gefeilt.

Bald nach diesem Desaster lernte Erich die „kleine Erna“ kennen, die er bald heiratete. Die Hochzeit wurde in der Wohnung unserer Mutter gefeiert. Ich erinnere mich gern an die verschiedenen netten, kleinen Wohnungen, die sie hatten. Ihr Sohn Helmut [1931 geboren] war ein netter Bursche, der nach der Schule bei „Senat der Stadt Berlin“ die Gärtnerei erlernte und während des Krieges für Gemüse sorgte. Tante Agnes war in ein Haus mit Garten gezogen, da konnte er wirken und mit den Erträgen seine hungrige Verwandtschaft ernähren. Von seiner Schwester Erika ist nicht viel zu sagen. Sie ist ein Skorpion vom 13. November [1937]. Manchmal denke ich auch an die Wochen, die ich bei Erich verbracht habe, als seine Frau so elend und krank ihre letzten Tage im Krankenhaus Jungfernheide verbrachte. Oft ging ich mit Erich dorthin, wo er jeden Nachmittag bis zu ihrem Tode war. Bis aufs Skelett abgemagert und quittegelb im Gesicht, lag sie da, sprach kaum noch und war ständig unter Morphium. Ich tat für Erich, was ich konnte, das war nicht viel, beschränkte sich eigentlich auf das Einholen und Mittagessen Kochen.

Um Erich über Ernas Tod etwas hinwegzuhelfen, hatte ich ihn eingeladen, nach Braunschweig zu kommen, und wir fuhren eine Woche später zur Tulpenblüte nach Holland. Das war eine schöne Woche. Von Scheveningen fuhren wir zum Keuckenhof, nach Amsterdam und in Madurodam, der Liliputstadt trafen wir meine Schwägerin Lotte, die mit einem Berliner Reiseunternehmen dort war. Sie hatten eine Bar mit Alkohol im Bus und waren bis auf Ausnahmen mehr oder weniger angeschickert. Auch Lotte war ziemlich vergnügt. Auf unseren allein unternommenen Wanderungen merkte ich bald, dass Erich viel besser zu Fuß war als ich.

Einige Zeit später lernte Erich Frau von Lindemann kennen, die eine gute Bekannte meiner Schwiegermutter war. Sie war sehr mondän gekleidet, mächtig angemalt, aber recht nett. Sie wohnte mit ihrer Schwester zusammen und Erich verbrachte bald jedes Wochenende bei ihnen. Ich war auch mal da. Leider starb auch sie eines Tages, sie war 2 Jahre älter als Erich, der in diesem Jahr, 1989, 90 Jahre alt wird. Wir telefonieren ab und zu miteinander. Er ist geistig und körperlich noch gut beieinander, steigt die 4 Treppen zu seiner Wohnung rauf und verbringt Sonn- und Feiertage mit seiner Nachbarin bei „Huthmacher“ im Zoo, einem recht eleganten Restaurant.

Als Kinder waren wir nicht sehr oft beisammen, weil er bei Großmutter mit Hilfe eines bei ihr wohnenden Lehrers, Herrn Zorn, erzogen wurde. Bis zu seiner Konfirmation glaubte er, dass Großmutter seine Mutter wäre, Onkel Hans Koch klärte ihn auf, dass *meine* Mutter auch die seine sei. Mein Vater hatte bis zur Trauung auch nichts davon gewusst.

Großmutter reiste jedes Jahr zu Weihnachten in Berlin herum und gab zusammen mit Erich „Gastspiele“ in Südde bei Kochs und bei Nürnbergs in Charlottenburg. Darüber, was er dabei empfunden hat, haben wir beide nie gesprochen. Er nahm es wohl einfach so, wie es eben war.

Einmal war seinetwegen große Aufregung. Er hatte Geld für die Kindervorstellung im Kino bekommen und war nicht heimgekehrt. Als Großmutter ihn dann abends endlich suchen ging, hatte er sich durch nachfolgende Filme geschmuggelt, indem er, wenn es hell wurde, unter dem Kinositz verschwand. Als sie ihn da fanden, schlief er fest. Wenn ich mich recht erinnere, hat er dafür von Herrn Zorn eine Wucht bezogen. Großmutter schlug ihn nie, sie sagte nur Herrn Zorn Bescheid.

GROSSMUTTER

Einer von Großmutter's Brüdern war bei Kranzler unter den Linden Konditor geworden. Er hatte eine Bäckerei aufgemacht, hatte eine Frau, die mir als Kind sehr missfiel und mir hässlich vorkam. Wahrscheinlich hatte ich diese Abneigung von Großmutter übernommen, die mir mal erzählt hatte, dass sie bei Besuchen dieser Bäckerei altbackenes Gebäck mitbekommen habe. Sie war wohl als Witwe bei dieser Schwägerin „die arme Verwandte“ mit ihren damals noch unversorgten Töchtern.

Großmutter war sehr früh Witwe geworden. Ihr Mann, mein Großvater, war als Waise bei einem Onkel erzogen worden, der Leibjäger beim Prinzen von Oranien in den Niederlanden war. Der hatte ihn nach einer Schlosserlehre Lokomotivführer werden lassen. Damals wurden in Deutschland noch Strecken für die Bahn ausgebaut und so kam er nach Altdöben und lernte hier die 18-jährige Antonie, Eleonore, Concordia Schneeweiß kennen. Sie war ihm durch eine schlagfertige Antwort aufgefallen. 1874 heirateten sie und zogen von einem Ort zum anderen, sodass jedes der 4 Kinder an einem anderen Ort zur Welt kam. Agnes in Spremberg, meine Mutter in Senftenberg. Endlich blieben sie in Cottbus. Außer dass er Lokomotivführer war, war er auch Erfinder und steckte viel Geld in seine Patente. Nach seinem Tode fuhr sein einziger Sohn, Otto, damit fort und brachte damit seine Mutter zur Weißglut. Er ging vor dem Abitur einfach los, und erst als er in Görlitz heiratete, lud er seine Mutter zur Hochzeit ein. Er war damals schon in der bereits erwähnten Sekte und Großmutter erzählte mir sehr gern, wie sie sich auf dem Weg zu seinen Schwiegereltern gegenseitig mit Bibelziten traktiert hätten. Sie war mindestens so bibelfest wie er. In der Dorfschule war Religion neben Singen Hauptfach. Ich habe von ihr ein Heft aus dieser Zeit geerbt, in das sie neben religiösen Liedern auch vaterländische geschrieben hat, vom „Sturm auf die Düppeler Schanzen“ 1866 und von dem Siegeszug Bismarck, Moltke und Roon. Sie sang oft mit mir und dadurch kann ich diese Lieder heute noch singen. Wenn sie uns in der Krümmen Straße besucht hatte und ich sie nach der Bleibtreustraße nach Hause brachte, sang sie mir mit ihrem hellen Sopran das schöne Lied „Wir pflügen und wir streuen den Segen auf das Land, doch Wachsen und Gedeihen liegt in des Höchsten Hand.“

EHE

In dieses zweite Kommodenschubfach gehört auch meine Ehe, die von 1934 bis 1964 dauerte. Mein Mann war als Stahlhelmer von der SA übernommen worden und als Truppführer an die Geländesportschule in Wahn bei Köln gekommen. Ich kündigte meine Stellung bei Janecke in Berlin und fuhr zu ihm. Nach einigen Schwierigkeiten als „Möblierte“ bekamen wir eine schöne, aber teure Wohnung in Köln-Merheim/linksrheinisch, die wir verließen, weil er die Stellung als Lehrer verlor, als diese Schule aufgelöst wurde, und wir eine preiswertere Wohnung brauchten.

Am 19.9.34 wurde unser Sohn Dieter geboren, am 8.10.36 dann unsere Tochter Ingrid, diese schon in der neuen Wohnung Derfflinger Straße 7. Eine Woche [*es müssen 4 Wochen gewesen sein*] nach ihrer Geburt verunglückte unser lieber Dieter tödlich. Die Erinnerung an ihn lässt mich noch heute, nach über 50 Jahren, weinen.

Eine sehr knappe Zeit folgte, mit Aushilfsarbeiten als Werkstattschreiber bei Ford und Wagenwäscher bei der Reichsbahn. Dann bekam Otto beim Finanzamt Köln eine Anstellung als amtlicher Bodensachhüter. Wir landeten in Kastellauf auf dem Hunsrück, wo der Boden wegen Zusammenlegung der Felder taxiert werden musste. Wir mieteten von einem Holzkaufmann ein Haus, zwei Stockwerke hoch, das innen im Parterre vollkommen getäfelt war. Alles Eiche, die oft knackte, was schlecht für mein Herz war, weil ich jedes Mal bei dem Knall zusammenschrak. Besonders abends, wenn ich allein am Schreibtisch im Herrenzimmer saß, um die wöchentlichen Briefe an meine Mutter zu schreiben, was das schlimm. Otto führte einen SA-Sturm und hatte abends oft Dienst. Alle schriftlichen Arbeiten erledigte ich für ihn.

Unsere Süße, die ihr Zimmer im ersten Stock hatte, gedieh zu unserer Freude prächtig, sie musste uns nun doch auch unseren Dieter ersetzen.

1938 wurde ich in Simmern von Dr. Giovannini wegen Bauchhöhlenschwangerschaft operiert. In dieser Zeit war Ingrid bei Hummerichs, der Bürgermeisterfamilie untergebracht. Mit Frau Hummerich spielte ich in gesunden Tagen Klavier. Sie meinten es mit der Ernährung zu gut mit der Kleinen, und als sie mich auf dem Arm ihres Vaters im Krankenhaus besuchte, war sie so dick geworden, dass ich sie kaum erkannte.

Die gute Arbeit verlor er wegen einer geringfügigen Ursache. Der wirkliche Grund der fristlosen Kündigung war meiner Meinung nach wohl eher die abfälligen Bemerkungen, die er bei seinen Arbeitern über das katholische Leben, Fronleichnam und bei anderen Gelegenheiten, gemacht hatte. So tauschten wir das komfortable Haus in Kastellaun gegen das Balkonzimmer in Mutters Wohnung. So schnell konnte er in Berlin keine Arbeit finden, und als er endlich als Werkstattschreiber eine bei einer Elektrofabrik in Spandau gefunden hatte, war das Geld knapp, das er da verdiente. Also bemühte ich mich selbst und fand eine Arbeit bei Blaupunkt in der Reparaturabteilung Hedemannstraße. Ingrid blieb bei meiner Mutter.

KRIEGSBEGINN UND KURZ DAVOR



Kurz vor dem Krieg: Ingrid und Eltern am Wannsee. Zu gerne hätte sie ja auch mit Hand angelegt!

Was daran schuld war, weiß ich nicht, jedenfalls hatte ich plötzlich eine Herzmuskelschwäche und musste zur Kur nach Bad Liebenstein. Als Nachkur war ich, zusammen mit Ingrid auf Einladung meiner Freundin Käte Hengst in Prerow auf dem Darss. Im Juli 1939 war ich mit li, wie sie sich selbst nannte, durch KdF [*Kraft durch Freude*] in Nieblum auf Föhr. Leider war der Besuch dort nur eine kurze Freude, da wir wegen des Kriegsbeginns alle schnellstens wieder nach Hause geschafft wurden. Schlimm sind die Erinnerungen an diese Heimfahrt. Im Zug versuchte ein Mitreisender das Kind festzuhalten, das nicht stillsitzen konnte und durch die Abteile quirlte. Er tat das so, dass sie aufschrie und ein Ärmchen ausgekugelt war. Durch schnelles Zufassen gelang es mir, es wieder in die alte Lage zu bringen.

In Berlin, es war der 1. August, hörte ich, dass mein Mann eingezogen worden sei, fuhr trotz meiner Angina nach Döberitz, von wo er einrücken sollte, und konnte ihm gerade noch durch den Zaun auf Wiedersehen sagen.

Wegen meines Herzens hatte ich bei Blaupunkt mit der Arbeit aufgehört und hatte nun endlich mehr Zeit für unser Kind. Wir waren beide öfter auf dem Buddelplatz in der Spreestraße. So auch an einem Nachmittag, als es plötzlich Alarm gab. Es war nur Probealarm und ich rannte,

Ingrid in der Karre nach Hause. Am späten Abend war dann der erste richtige Alarm. Beim ersten Ton der Sirene stand unsere Süße in ihrem Nachthemd im Bettchen auf und jubelte: „Au fein, nu rennen wir wieder!“ Meine Mutter nahm die Sache ernster und so saßen wir drei dann manche Nacht im Luftschutzkeller. Ich hielt mich während des Angriffs an meinem Strickzeug fest, Ingrid spielte mit den anderen Kindern aus unserem Haus. Nur Mutter saß schreckensbleich, aber ruhig neben mir.



Erna Abb 1940

EVAKUIERUNG IN DEN WARTHEGAU

Nach ca. einer Woche erschien der NS-Blockwart bei uns: „Der Führer wünscht, dass Frauen mit Kindern Berlin verlassen.“ „Na schön, dann gehen wir eben“, sagte ich. Die NSV [*Nationalsozialistische Volkswohlfahrt*] evakuierte uns nach Sockelstein in den „Warthegau“, wo uns der Ortsvorsteher Haverkamp aufnahm. Wir bekamen ein kleines Zimmer im oberen Stock des Hauses, das wohl einen Ofen hatte, wegen Mangels an Brennbarem aber kaum heizbar war.

Zu Weihnachten hatte ich allerdings etwas Torf aus der Scheune requiriert, um nicht auch an diesem Tag so jämmerlich zu frieren. Dieser Raum hatte ein kleines Fensterchen nach Osten, und das war die ganze Zeit unseres Aufenthaltes dort zugefroren. Da diese ganze Herrlichkeit nur über eine leiterartige Treppe zu erreichen war, blieb ich in steter Sorge um das Kind, zumal das altertümliche Klosett hinten im Garten stand, der Anweg lang und von Gänsen beschmutzt war. Als sich Ingrid mal fragte, was sie da an ihren Schuhen habe, antworte sie: „Scheiße“, auf meinen erstaunten Blick hin „Kacke“ und nach einigem Zögern „Gänse-A-Achen“. Das Auf und Ab auf dieser Hühnerleiter vertrugen meine Knie so schlecht, dass ich eines Tages nicht mehr aus dem Bett konnte und große Schmerzen hatte. *[In meiner Erinnerung folgte jedem einzelnen Wort ein „Aaaber Ingrid!“ Sodass dieser Vorfall zu einem Beispiel für bürgerliche Erziehung wurde.]*

BUCHWALDEN

Zum Glück kam unser Vati gerade auf Urlaub, fuhr nach Wreschen, unsere Kreisstadt, und besorgte uns bei der NSV eine andere Unterkunft. Das Gut Buchwalden, polnisch Biganowo, war einem Herrn v. Sievers und seiner großen Familie, 5 Kinder, zugeteilt worden, nachdem man den Besitzer mit seinen 7 Kindern kurzerhand enteignet und nach Warschau geschickt hatte. Auf dem Gut blieben: der polnische Verwalter + Familie, die Wirtschafterin Frau Kubiak, die Gänsefrau Polka, die Schneiderin [Michalina], einige Stubenmädchen, zwei Vögte und das Mädchen im Guts-Büro. Da Otto einige Tage Urlaub hatte, traf er Herrn v. Sievers, und als der hörte, dass Otto Abb nicht nur Soldat, sondern auch staatl. geprüfter Landwirt war, ließ er ihn UK stellen (unabkömmlich). Nach kurzer Zeit war unser Vater bei uns und leitete das Gut 1 ½ Jahre lang.

Herr Sievers war Obersturmbannführer und leitete ein Erholungsheim für Offiziere auf der Krim. Um auch mich zu beschäftigen, kündigte er die Büroangestellte und ich übernahm für einige Zeit deren Arbeit. Ich kam mit den polnischen Vögten, die jeden Abend zum Rapport kamen, ganz gut aus. Der eine sprach perfekt deutsch, der andere kein Wort. Jeden Abend mussten sie Bericht geben, wer alles zur Arbeit gekommen war und für wie lange. Da hatte ich dann das Vergnügen, 150 polnische Namen vorzulesen und die Stunden, die gearbeitet worden waren, zu notieren. Den Tag über kamen die Kinder der Deputanten und Gutsarbeiter, die Gemüse aus dem Gutsgarten zu bekommen hatten. Biala kapuste, ziolena fasola u. ä. (Weißkohl und grüne Bohnen) waren mir bald ein Begriff.

Über die Kaninchen, die in Buchten im Garten standen, hatte der polnische Gärtner das Sagen, bis eines unglücklichen Tages „Tante Ina“ sie ihm abnahm. An und für sich war diese Baroness von Behr als Erzieherin für die 5 baltischen Kinder engagiert. Sie schien damit nicht ausgelastet zu sein, zumal ein Teil dieser Erziehung in den Händen von Frl. Doege lag, die Russlanddeutsche war und die Brigitte, Marianne und Gert Russischunterricht gab. Tante Ina gab vor, über Kaninchen Bescheid zu wissen, hatte aber bald einen großen Teil dieser armen Tiere mit nassen Rübenblättern zu Tode gefüttert.

Wir hatten 3 hübsche Zimmer im ersten Stock des Schlosses und ließen unsere Möbel aus Koblenz kommen, die dort auf dem Speicher standen, seit wir Kastellaun verlassen mussten. So hatten wir noch ein Jahr das Vergnügen, darin zu wohnen.



Erna, Ingrid und Otto Abb vor dem Schloss Buchwalden. Die Sonne blendet.



Die beiden jüngsten der Sievers-Kinder: Dorothee, genannt Dox (9), und Erika, genannt Ekala (4), im April 1941 (offenbar ein Sonntag, da Ingrid keine Zöpfe hat, in der Hand die Holzpuppe Kathrinchen).



Schulanfang September 1942



Omi Nürnberg aus Berlin zu Besuch, hinter Vater: die Sekretärin Elschen

Als uns meine Mutter für einige Wochen besuchte, war sie ziemlich entsetzt über die Schikanen der Tante Ina, der ich wohl nach der Abfahrt meines Mannes und nach 6 Wochen der Einstellung eines anderen deutschen Inspektors nicht genügend zu tun hatte. Wir, d. h. Ingrid und ich fuhren also mit meiner Mutter zurück nach Berlin. Alles, was wir hatten, Möbel etc. blieb in Buchwalden, Teppiche und Öfen hatte man uns schon in Koblenz vom Speicher gestohlen. Durch diesen Umzug nach Berlin verloren wir zwar alles, entkamen aber 1945 dem Durchzug der Russen, während die Familie v. Sievers Hals über Kopf mit ihren Pferden flüchtete und dabei auch die Familie Kröger mitnahm, die nach unserem Auszug unsere Zimmer und Möbel bewohnt hatten. Zwei Tücher dieser Familie Kröger lernte Ingrid während ihres Studiums in Göttingen kennen. Die eine davon [*Lotte*] heiratete der Studienkollege von Ingrid Klaus Müller-Dyes [*die andere, Karin, den späteren Pastor Joachim Christoph*]. Alles scheint sich irgendwie zu einem Ring zu schließen.



Buchwalden 1941/42 auf der Freitreppe vor dem Schloss

Wir waren kaum in Berlin angekommen, als wir nächtlich die heulenden Sirenen und die schrecklichen Bombenangriffe erlebten. Als Tante Agnes von ihrer Stieftochter Elli, Reimanns Tochter, eingeladen worden war, zu ihr nach Liegnitz zu kommen, fuhren wir mit und standen plötzlich zu fünft vor der entgeisterten Elli.



Ingrid und Erna Abb an der Katzbach in Liegnitz 1943

Die Wohnung einer ihrer Töchter war frei, nachdem man diese verhaftet und ins Zuchthaus gesperrt hatte. In dem Dorf in Schlesien, in dem sie als Kindergärtnerin arbeitete, hatte man sie denunziert, als sie sich mit einem französischen Kriegsgefangenen, der dort in einer Gärtnerei arbeitete, angefreundet hatte. Heute kann man sich so einen fadenscheinigen Grund für eine Verurteilung nicht mehr vorstellen. Mutter und ich, Ingrid und Helmut, Erichs Sohn [*geb. 1931*] gingen zur Schule und es war so ohne Fliegerangriffe fast wie im Frieden. Für sie zum Glück und zum Pech für uns wurde dieses arme Mädchen durch die mit nackten Füßen ausgeführte Feldarbeit schwer nierenkrank nach 4 Monaten entlassen. Also war für uns kein Platz mehr und wir mussten nach Berlin zurück. Vorher aber machte ich mit Ingrid noch eine Achttagereise nach Oberschreiberhau. Die Kleine genoss es, mit mir in den Bergen herumzusteigen.



Liegnitz 1943 mit Omi Nürnberg und Tante Agnes

[Zur selben Zeit war der Vater im Krieg. Hier zwei Fotos: April und Juni 1943.]



OPPELN

Da Mütter mit Kindern von sieben Jahren und älter dienstverpflichtet wurden und wir Angst hatten, dass ich in eine Munitionsfabrik gesteckt werden könnte, meldete ich mich bei der „Deutschen Bergwerks- und Hüttenbaugesellschaft“. Die Adresse hatte ich durch Tante Agnes, bei der Russen wohnten, die dort arbeiteten. Sie waren von der DBHG aus Stalino „mitgenommen“ worden. Ich wurde sofort als rechte Hand für den Einkaufschef Herrn Schäfer eingestellt und wegen der Angriffe auf Berlin nach Oppeln „verlagert“.

Mit dem großen GW69, den ich noch rasch bei Blaupunkt gekauft hatte, auf dem Rücken und Ingrid an der Hand fuhr ich also wieder nach Schlesien, wo in der Malapaner Straße ein Auffanglager eingerichtet worden war. [*Dort waren die Büros.*] Wohnen mussten wir aber irgendwo in der Stadt und es war für eine Frau mit Kind sehr schwer, irgendwo unterzukommen. Als ich mit Ingrid ziemlich hoffnungslos im Büro saß, sagte ich, dass wir beide uns auf einen Schreibtisch legen würden, mit meinem Pelz zugedeckt. Da schlug mein Chef, Herr Schäfer auf den Tisch und prompt hatten wir Unterkunft für eine Nacht bei einer jungen Frau, bei der wir auf einer Chaiselongue, beide hochkant, schlafen durften. Sie hatte wohl Angst, dass wir bleiben könnten, und jagte uns morgens in der Frühe ohne Kaffee oder sonst etwas Warmes bei Schneeregen davon. Von da an schliefen wir abwechselnd in zwei Hotels, weil man in jedem nur jeweils eine Nacht bleiben durfte. Dass wir nie in dasselbe Zimmer kamen und immer in gebrauchter Bettwäsche schlafen mussten, war eine Sache für sich. Durch den Wechsel der Zimmer musste ich auch den großen Radioapparat jeden Tag hin und herschleppen.

Dazu hatte unsere Abteilung, die aus Herrn Schäfer und mir bestand, am Anfang viel Arbeit, weil wir alles neu kaufen mussten und dafür allein verantwortlich waren. Von der Heftklammer bis zu völligen Büroeinrichtungen war alles mehr oder weniger zu beschaffen. Außerdem hatte die „Deutsche Arbeitsfront“ ausgerechnet mich als „Frauenwalterin“ eingesetzt, sodass ich das Vergnügen hatte, den Frauen, die alle Berlinerinnen waren, nachzuspüren, dass sie nicht nach Berlin ausrissen, wenn sie von dort Nachricht über ihre ausgebombten Wohnungen bekamen oder etwa etwas mit einem „Fremdarbeiter“ anfangen. Ein sehr nettes Mädchen, „Ponny“ [*Gisela Kühne, später Rothe, später Borsch*], konnte ich warnen, als sie sich mit einem Tschechen anfreundete. Sie war dann doppelt vorsichtig. Heute glaube ich, dass diese komische Institution mich zum Denunzieren anstiften wollte. Da waren sie bei mir nicht an der richtigen Adresse. Einmal hatte Schäfer ein Betriebsfest arrangiert, zu dem er in der CSSR Gänse, Wein und Geschirr gekauft hatte. Einige Tage nach dem Fest erschien die Gestapo bei uns und recherchierte. Wir wussten gar nicht, dass es verboten war, in der Tschechei einzukaufen und so kam er noch einmal davon.

Nachdem wir uns zwei Wochen in den Hotels herumgedrückt hatten, wandte ich mich an die NS-Frauenschaft, bei der ich seit meiner Heirat war, und siehe da, es fand sich eine Mansarde in einer Apotheke. Herr Buchwald, der Apotheker, wollte uns abschieben, da das Zimmer zwar Anschluss an die Zentralheizung, aber keine Heizröhren hatte. Der Raum war eine Abstellkammer und der Apotheker war sehr erstaunt, als ich die weiße Gartenbank, die mit einigen Corps- oder Verbindungsmützen bedeckt in der Mitte des Raumes stand, an einer der beiden Seitenlehnen anhub und ihn aufforderte, sie mit mir zusammen rauszutragen. Das tat er dann auch. Es war November, das Zimmer mit einem großen Eckfenster nach Norden und Osten nicht allzu gemütlich und es gelang mir, einen Radiator zu beschaffen und anschließen zu lassen. Im Übrigen war der Raum mit einem alten eichenen Schlafzimmer ausreichend möbliert, Doppelbett, Kleiderschrank, Frisierkommode, Chaiselongue, sodass ich meiner Mutter zumuten

konnte, zu uns zu kommen. Dass ich das tat, hatte **zwei Gründe**. Ingrid musste nach der Schule bis zu meinem Nachhausekommen bei fremden Leuten sein. Hier [*das war nur eine von vielen Stationen, ein altes Ehepaar, Wirt, er fiel von einem Wutanfall in den anderen, krebsrot im Gesicht und dick, sie freundlich, also hier*] hatte sie beim Rodeln das rechte Handgelenk an einer gezackt aufgemachten leeren Konservendose direkt neben der Schlagader verletzt. Ich wurde gerufen und dachte, der Apotheker könnte uns helfen. Er schmierte Salbe drauf, schickte uns dann aber doch ins Krankenhaus, wo sie genäht wurde. [*Hier hat die Mutter einen von mir geschriebenen Zettel eingelegt: {Zusatz April 2014: Meine Mutter wurde nicht „gerufen“, Wirts hatten gar kein Telefon, sondern Frau Wirt versuchte die Blutung mit einem dicken Verband zu stillen. Am Abend nach der Arbeit kam meine Mutter mich abholen und sah das dick verbundene Handgelenk. Dann gingen wir nach Hause.} Die Wunde wurde durchaus nicht genäht. Als wir am nächsten Morgen ins Krankenhaus kamen, schimpfte er Arzt fürchterlich, weil der Apotheker Salbe in die klaffende Wunde gestrichen hatte. Nun könne er nicht mehr nähen. Wenn das nicht zuheile, sei meine Mutter selbst schuld, warum sei sie auch nicht gleich gekommen, sondern zum Apotheker gerannt. Meine Mutter erklärte, dass sie spät von der Arbeit gekommen sei und wir bei dem Apotheker wohnten.*]

Auch in der Schule hatte sie es sehr schwer, die Schlesier waren mehr oder weniger alle gegen uns „Fremdlinge“. Sie konnten nicht ahnen, dass sie eines Tages in derselben Lage sein würden. Auch die Kinder teilten diese Abneigung, wovon ich erst erfuhr, als Ingrid eines Tages ganz zerschunden nach Hause kam. Andere Kinder hatten sie in eine Hecke gestoßen. [*Hier in der Schule zeigten sich Schwächen in der Rechtschreibung. Ein fehlerhaftes Diktat brachte meine Mutter am Abend einmal zum Weinen, nun ja, das hatte mir gerade noch gefehlt. Wir mussten keine unvorbereiteten Texte lesen und so fiel es nicht auf, dass ich sie auswendig hersagte. Mutter hatte sie zuvor für mich entziffert. Noch ein Gedankenschritt und sie hätte mein Geheimnis entdeckt, denn sie fragte beim Üben: „Wo guckst du eigentlich hin beim Lesen?“*]

Der zweite Grund waren die vielen Luftangriffe, denen meine Mutter in Berlin ausgesetzt war. Dass es nicht einfach für sie war, wusste ich aus Erfahrung, die drei Treppen runter und wieder rauf mit Luftschutzkoffer waren zu viel für ihr Herz, auch wenn sie erst 64 Jahre alt war. Die beiden Waagen, Mutter vom 2., Ingrid vom 8. Oktober, verstanden sich gut. Mutter kochte im Badezimmer, das uns, allerdings ohne Warmwasser, zur Verfügung gestellt worden war, unser Essen. Backen konnte ich unten im Labor der Apotheke in einem „Kuchenwunder“ auf einem Bunsenbrenner. Ab und zu holte uns Ingrid auch aus einem nahe gelegenen Lokal in einer Milchkanne eine Suppe (ohne Lebensmittelkarte). Ingrid saß nachmittags oft vor dem Radio und sang bald „Fräulein, komm, spiel Mandoline“ [*das war ein Duett, ich sang beide Stimmen in verschiedenen Tonlagen*]. Als sich Omi und ich uns unterhielten, sagte sie etwas beleidigt: „Sie singt ganz umsonst, keiner hört zu.“ Das bezog sich aber auf die Sängerin im Radio, Ingrid hörten wir gern zu.

An den Luftschutzräumen in Oppeln stand LSR, was einen meiner Mitarbeiter veranlasste, das mit „Lernt schnell russisch“ zu übersetzen. Als Frauenwalterin hatte ich auch die Aufgabe, die Frauen zusammenzutrommeln, weil auf höheren Befehl Gräben vor Oppeln ausgehoben werden sollten, die das Durchkommen der russischen Panzer vereiteln sollten. Da es an diesem Sonntag sehr heiß war, hatte ich zu dieser schweißtreibenden Arbeit nur ein leichtes Lufthemd mit dazu passender Hose an. Als plötzlich Tiefflieger kamen, legten wir uns im daneben stehenden Wäldchen flach auf die Erde. Es wurde niemand getroffen, aber ich hatte, nassgeschwitzt auf dem kühlen Waldboden, sofort eine Unterleibserkältung weg. Die war sehr schmerzhaft und dauerte einige Zeit. Der komische Arzt, den Zahnarzt Unger mobilisiert hatte, erschien um

Mitternacht in unserer Mansarde und erschreckte mich derart, dass mir der Schweiß ausbrach und ich dadurch fieberfrei wurde. (Mehr über Ooppel S. 150.)

Dieser Zahnarzt Unger nahm sich unser ein bisschen an, machte mit Ingrid und mir Sonntagsausflüge etc. Ich war bei ihm in Behandlung. Er war ein ziemlich versoffener Löwe und tauchte nach der Vertreibung der Schlesier durch die Polen kurz bei uns in Heiningen auf. Da er in Seesen eine Praxis übernehmen konnte, heiratete er [*eine Hebamme*]. Ingrid und ich machten per Rad mal einen längeren Ausflug nach Seesen [*ich erinnere mich dunkel, dass das einer von Mutters Ausbruchversuchen aus ihrer Ehe gewesen sein könnte*] und besuchten das neue Ehepaar dort. Er soff immer noch.

HEININGEN

In Heiningen lebten wir von 1945 – 51 zuerst nur in Baracke 5, später in einem richtigen Haus an der Bundesstraße 4 im Lager [*bis Ende Oktober 1955*]. Otto hatte sein Barackenzimmer behalten, 4 m lang, 2 m breit und Bettnische. In der Nische stand zuerst ein eisernes Feldbett, unter dem wir unsere Fleischbüchsen aufbewahren konnten. Odding hatte vom Bauern aus Börßum ein Schwein besorgt und wir hatten es beim Gastwirt und Fleischer Held im Dorf schlachten lassen. Nachdem dieser Vorrat fast aufgebraucht war, kam das Bett raus und er schlief in der oberen Etage. Unten kamen ein Tisch und zwei Sessel hin. O. arbeitete außer auf dem Gut auch bei der DBHG, der das Barackenlager z. T. gehörte, abends „kungelte“ er und sauste per Rad zwischen Wolfenbüttel und Werlaburgdorf hin und her, um die Städter mit Lebensmitteln und das Dorf mit allem Möglichen aus der Stadt zu versorgen. Die Leute tauschten viele ihrer nicht lebenswichtigen Sachen gegen Speck, Mehl, Eier usw. ein und das Geschäft ging recht flott. Eine Kristallvase aus dieser Zeit habe ich noch.

Im Herbst klauten wir Zuckerrüben, die die Gutsbesitzerin uns nicht verkaufen wollte. Wir zogen mit einer quietschenden Schubkarre los, O. suchte die besten Rüben aus und wir fuhren den ganzen Segen in unsere Baracke, wo sie im Herrenwaschraum abgespritzt, säuberlich abgeschabt, in einer Presse zerdrückt und zum Sirup-Kochen in die große Küche am Wasserwerk gebracht wurden. Vor dem Kochen wurden sie dort gepresst. In dieser Großküche standen 2 Waschkessel, sie war vorher eine Waschküche gewesen. Diese Kessel nahmen nun statt Wäsche Rübenschnitzel auf. Wir hatten mit einer Familie Schneider zusammen Rüben und Holz gegeben und teilten uns nun die Arbeit: Rübenschnitzel kochen, auspressen und den Saft auf einem großen Herd bis zur zähflüssigen Konsistenz einkochen. Wir machten das mit den 3 Schneiders in Schichten. Als die Tochter und ich am Abend an der Reihe waren, hatten wir eine Überraschung: In der Tür standen plötzlich drei englische Soldaten in Uniform. Sie wollten ins nächste Dorf tanzen fahren, waren aber wegen einer Panne an ihrem Auto vor Heiningen stehengeblieben. 2 davon brachte ich zur Baracke 5, wo Herr Wiese sie in ein leeres Zimmer steckte, der dritte nahm auf einem Tisch in der Waschküche Platz, stellte seine Schuhe fein säuberlich vor den Tisch und war sofort eingeschlafen. Durch Überdruck gab der eine Kessel einen schrillen Pfeifton von sich, der Engländer fuhr mit einem Schreck hoch und sah sehr ängstlich aus. Ich nahm an, dass er an ein Attentat glaubte und versuchte ihn mit meinem schlechten Schulenglisch die Sache zu erklären. Das gelang mir. Morgens um 5 wurden wir abgelöst und ich ging in unsere Baracke 5 zurück, um erst einmal zu sehen, was die beiden anderen Engländer machten. Sie schliefen bei Licht, hatten nicht mal die Schuhe ausgezogen, das Gewehr an der Seite, und, ich glaubte zu träumen, auch noch den Stahlhelm auf dem Kopf. Sie trauten den bösen Deutschen wohl nicht. Ein Eimer Rübensaft war unser Erfolg und dadurch für lange ein süßer Brotaufstrich gesichert.

Zur Beschaffung von Holz wurde den Männern der DBHG erlaubt, oben im Oderwald Bäume zu fällen. Wir hatten ja fast alle zum Kochen diese kleinen runden „Kochhexen“ aus Blech und Kohlen gab es nicht. Als Odding eine schöne Buche gefällt hatte, fand er sie zum Verheizen zu schade, lud sie auf ein Pferdegespann, das er vom Gut geliehen hatte, und ließ sie in der nächsten Schneidemühle zu Brettern zersägen. Nachdem sie in unserer Abstellkammer, die wir in der Holzbaracke hatten, getrocknet waren, brachte er sie in die Tischlerei, die in einem Teil des Lagers von Bethel eingerichtet worden war. Ein blinder Korbflechter machte an 3 Seiten und am Bettkasten ein schönes Geflecht, das noch heute nach 43 Jahren wie neu ist. Zuerst schlief Ingrid in diesem Bett, dann Odding, heute ich. Nachdem mir Ingrid die alte dreiteilige Schlaraffia-See gras-Matratze in eine neue durchgehende umgetauscht hat, schlafe ich wie in Abrahams Schoß darin.

In der Nacht vor dem Kriegsende war ich mit Ingrid im Splittergraben bei den russischen Angestellten der DBHG. Das hatte eine Vorgeschichte. Die Frauen, Tanten etc. der Russen gingen wie wir auch bei Alarm in den großen Bunker, den man an den Eingang ins Lager gestellt hatte. Diese Weiblichen Angehörigen gingen dann aber nicht mehr raus wie wir, wenn Entwarnung kam, sondern blieben auf ihren „Pölstern“, die sie mitgenommen hatten, auch am Tage sitzen. Das missfiel unserem „Luftschutzwart“ sehr, aber bevor er Anstalten machen konnte, das zu ändern, hatte ich das mitbekommen. Als Frauenwalterin war ich ja schließlich auch für die Russinnen da, die verängstigt in ihren dunklen Ecken hockten, weil sie dachten, dass das russische Heer noch vor den Amerikanern auftauchen könnte und sie dann schwer bestraft würden, weil sie für die Deutschen gearbeitet hatten. Herr Hahn, dieser Luftschutzwart, war halsstarrig, blieb bei seinem Beharren, die Frauen rauszuschmeißen und legte sich deswegen mit mir an. „Wenn Sie die Russenfrauen aus dem Bunker jagen, werde ich mit meinem Kind die nächste Nacht im Splittergraben bei den Russen schlafen“, warf ich ihm an den Kopf und hatte damit Erfolg.

Die Verwirklichung meiner Worte war dann etwas schwieriger, denn als Ingrid und ich mit unseren Habseligkeiten am Splittergraben ankamen, stellte sich einer der jüngeren Russen vor den Eingang: „Nurr für Rrussen!“ Wir traten also den Rückzug an, waren aber kaum in unserer Baracke 5 angelangt, als eine Abordnung von älteren Ingenieuren kam, sich mit unseren Sachen belud und uns doch noch zu dem verweigerten Einzug verhalf. „Das ist nicht unser Kamerad.“ Anscheinend hatte der Verweigerer noch nichts davon gehört, wie ich das Verbleiben seiner Mutter und der anderen Frauen im Bunker verteidigt hatte.

Diese Nacht werden wird weder Ingrid noch ich je vergessen. An den Wänden dieses langen schmalen Ganges waren Sitzbretter angemacht, die durchaus nicht zum Liegen gearbeitet waren, völlig ungeeignet, aber Ingrid, müde, wie sie war, schlief trotzdem. Durch die kleinen Luftschächte fielen Granatsplitter von der Flak, es hatte wohl einen Luftangriff auf Börßum gegeben.

Als wir nach dieser grausigen Nacht ans Tageslicht auftauchten, war der 8. Mai und der Krieg war zu Ende. Wir wussten das aber natürlich nicht sofort und Ingrid wollte in Deckung gehen, als Flugzeuge dicht über uns dahinbrausten. Erst als ich ihr sagte: „Das sind unsere“, war sie beruhigt. Es waren nicht „unsere“, aber sie schossen wenigstens nicht mehr, wie wir es bis dahin erlebt hatten. Einmal, als wir Kartoffeln in das schmale Stückchen Garten zwischen den Baracken gelegt hatten, war so ein Tiefflieger über uns hinweggebraust, in einer Höhe, die das Schlimmste befürchten ließ. Um nicht in dieser Endphase des Krieges doch noch umzukommen, liefen wir schnell in Baracke 5.

Die Amerikaner waren nicht lange in Heiningen, dann kamen die Engländer, die wesentlich älter als die Amerikaner waren. Die Amerikaner hatten in einer der Baracken am Wasserwerk eine Küche eingerichtet. Dort war ein schwarzer Koch mit einem weißen Spitz, der den Kindern unseres Lagers wohlgesonnen war. Diese hielten sich gern dort auf, weil ab und zu mal etwas Essbares abfiel.

In die Bürobaracken am Wasserwerk, in denen wir vorher gearbeitet hatten, waren nun die Engländer eingezogen. Wie ich an dieses englische Lied gekommen bin, weiß ich heute nicht mehr, ich hatte mir die Noten dazu in Berlin bei Bothe & Bock gekauft und es auch Ingrid vorgesungen. Unsere Kleine hatte eine gute Auffassungsgabe und ein noch besseres Gedächtnis, also sang sie es einmal bei den Engländern: „It’s a long way to Tipperary, it’s a long way to go“, woraufhin sie von einem Raum in den anderen gereicht wurde. Für ihr Lied wurde sie mit Weißbrot und Fleisch belohnt, sodass sie zeitweise die Zusatzernährerin ihrer Familie wurde.

[Diese Geschichte von Mutters guter Idee und der Macht der Musik ist erst nachträglich in Mutters Gedächtnis entstanden. Offensichtlich habe ich den ganzen Text oder wenigstens diese Stelle 2002 gelesen und ein Blatt eingefügt:

18.02.02 Wahrscheinlich wird das niemand mehr lesen...

Mit den Engländern war es anders. Mein Erfolg im Esseneinsammeln beruhte nicht auf einem von der Mutter einstudierten Lied. Sie waren ja nicht blöd und hätten auf ein dressiertes Äffchen sicherlich nicht reagiert, denn sie hätten zu Recht Drahtzieher vermutet.

Eine kleine Gruppe Kinder. Kann sein, dass ich das größte war. Ich wies die anderen an, mit mir gemeinsam „Kinder spielen“ zu spielen. Zwischen den Baracken der Engländer lag ein kleiner Haufen des weißen Sandes, der auch an anderen Stellen zu finden war. Arbeitsmaterial für irgendetwas. Er war feucht. Wir formten ein Haus daraus. Ich sagte den anderen, sie sollten sich nicht um unsere Zuschauer kümmern, die sich inzwischen eingestellt hatten. Ein paar der englischen Soldaten. Wir waren also ganz „kindlich in unser Spiel vertieft“, obwohl wir alle natürlich längst aus dem Sandspielalter raus waren. Das Haus war eckig, hatte ein schräges Dach und stand. Da trat einer der Soldaten näher und steckte seine brennende Zigarette mit der Glut nach oben ins Dach: ein Schornstein auf unserem Haus. Daraufhin mussten wir ihn natürlich wahrnehmen. Damit war der Kontakt hergestellt, von einem der Soldaten initiiert. Ich war wohl eine gute kleine Psychologin. Wir gingen auf zurückhaltende Weise auf das Angebot ein, um nichts zu verderben.

Ich hatte damals – und habe heute – den Eindruck, dass ich in dieser Zeit meine Mutter und mich ernährte. Sonst gab es kaum etwas. Also weder „Familie“ (Vater war noch nicht zurück) noch „beitragen“. Ich trug alles nach Hause. Nur einmal zwang mich ein Soldat, das dick belegte Käsebrot, vor das er mich gesetzt hatte, an Ort und Stelle zu essen. Er war streng und von uns gefürchtet, denn er trieb uns aus den Baracken, wenn er uns hatte reingehen sehen. Wohl zu unserem Schutz, denke ich heute.]

Weniger gut hatte sie es in der Schule. Den einheimischen Kindern waren die zugereisten, wohl auch von den Eltern unterstützt, ein Dorn im Auge. Wohl auch durch ihr apartes Aussehen hatte sie es bei Lehrer Klapproth unerträglich [*Lehrer Warkehr schätzte meine Fähigkeit, die 2. Stimme zu singen und verfolgte mich nicht wie der andere*]. Als sie dann nach Wolfenbüttel in die Schlossschule kam, atmeten wir alle auf.

Mit den Mitschülerinnen kam Ingrid in Wolfenbüttel gut aus, etwas anderes war es mit einigen Lehrern. Da musst ich dann schon einmal selbst aufkreuzen, hinbestellt natürlich. Als meine Mutter zusammen mit ihrer Schwester bei uns in Heiningen zu Besuch war, war auch so ein Tag. Wir fuhren also zu dritt nach Wolfenbüttel, die beiden alten Damen setzten sich in eine Gaststätte und ich ging nach dem Schloss. Da ich gerade während des Unterrichts ankam, verbrachte ich die Zeit bis zur Pause vor einer Klasse, die eine Glaswand hatte, und konnte sehen, wie sich der Unterricht abspielte. Die Mädchen strickten fast alle und vorn stand ein alter Herr, dessen Worte wie ein tropfender Wasserhahn fielen, nur nicht so schnell. Dass Ingrid mit ihrem lebhaften Geist das aushielt, fand ich bewundernswert. Als ich dann schließlich mit dem guten Mann sprach, es war „Pulle Söchtig“, merkte ich, dass Ingrid sich diesen Tropfenunterricht wohl doch nicht so klaglos hatte bieten lassen. „Ja, aber wenn sie mich dann so anguckt und sagt ‚Ach, Herr Doktor‘, kann ich natürlich gar nichts machen.“



Vor Baracke 5: Ingrid, Mutter, Frau Elisabeth Palka und meine Freundin Christa Palka

Ich war nicht der Meinung, dass das meine Sache wäre, und sagte nichts dazu. Als mich aber auch noch ein anderer Lehrer mit irgendeiner Beschwerde abging, war ich froh, zu Mutter und Tante Martchen zurückkehren zu können, und wir aßen erst einmal zu Mittag.

Um ihre Schule in Wolfenbüttel zu erreichen, musste sie von Börßum mit der Bahn fahren, bevor es einen Schulbus von Heiningen gab. Das waren 3 km bis Börßum und mit der Bahn 12 km bis Wolfenbüttel und dann noch der damals weite Umweg vom Bahnhof zum Schloss. Bald bekam sie ein Rad, ziemlich alt und klapperig, so laut, dass man sie schon hörte, wenn sie ins Lager hereinkam. Dann setzte ich die Kartoffeln auf. Der Weg nach Börßum war eine feste Straße, die

allerdings im Frühling und Herbst überflutet war, weil weder die Ilse noch die Oker reguliert war und dadurch diese ganze Niederung nass war.

Solange es in Heiningen noch keinen Fleischverkauf gab, musste ich entweder zu Fuß oder mit dem Rad nach Börßum, wo oben im Dorf auch unsere beiden Ärzte, der Zahnarzt Carnier, der Friseur und andere lebten. Bevor ich dorthin fuhr, ging ich immer zu Herrn Lucas, um ihn nach seinen Wünschen zu fragen, und erledigte dann auch seine Besorgungen. Bei Schnee, Regen oder Wind war Herr Lucas voller Bewunderung, dass ich diesen Weg wagte. Obwohl er kein Oblomow war, erschien ihm mein Unterfangen als zu riskant.



Otto Abb, Januar 1952, auf der Straße nach Börßum, hinter ihm links das Lager, sichtbar ist das „Lehmhaus“. Die Straße führt hinter ihm rechtwinklig auf die B4, dort geht es rechts am Friedhof vorbei ins Dorf.

Im Lager lebte bei uns noch eine 2. Familie Schmidt, die von Leipzig hierher verschlagen worden war. Wir nannten sie die „Lehm-Schmidts“, weil Herr Schmidt im Lager Häuser aus Lehm baute. *[Es wurde aber nur eines fertig, in dem er dann selbst wohnte.]* Mit Frau Schmidt spielte ich vierhändig. Als ich einmal in Wolfenbüttel im Krankenhaus Neuer Weg lag – ich hatte mich verhoven –, war Herr Schmidt zur selben Zeit da und kam mich eines Tages besuchen. Er hatte eine Flasche bei sich und lud mich zu einem Gläschen ein. Er war schwer zuckerkrank, erklärte aber strahlend, dass der Arzt ihm täglich ein Glas Alkohol erlaubt habe. *[noch weiter über die Familie]*

[Umzug November 1955 aus Heiningen nach Braunschweig. Vater erfüllte sich den Traum einer Eigentumswohnung: 76 Quadratmeter, 3 Zimmer, Küche, Bad, langer Flur, parterre (damit er seine Waren ein- und ausladen konnte) am Wollmarkt, gegenüber vom CVJM-Haus. Eigentlich wollte er nach Gifhorn, weil sein Arbeitsgebiet die Heide war, aber die Mutter wollte lieber nach Braunschweig. Es war für mich gerade rechtzeitig zum Semesterbeginn an der (damals) TH, ein

halbes Jahr vor dem Abitur. Ich meldete mich für insgesamt 6 Stunden bei den Professoren an: Vorlesungen in Philosophie (Antike) bei Prof. Glockner und Germanistik und ein Seminar in Germanistik, beides bei Prof. Hoppe, der später noch wichtig werden sollte.]

REISEN

Einen großen Sprung möchte ich machen, um zu den verschiedenen Reisen zu kommen, die ich in meinem Leben als Erwachsene gemacht habe. Mitzuzählen sind nicht die kriegsbedingten Umzüge, über die ich z.T. schon berichtet habe, auch chronologisch soll es nicht werden, eben so, wie es mir gerade einfällt, will ich schreiben.

Um gleich mit der letzten Reise in unserer 30-jährigen Ehe zu beginnen: 1963 hatten wir Karl Otto Schrader, unseren Nachbarn, aufgefordert, mit uns zu reisen, seine Frau hatte keinen Urlaub bekommen und so fuhren wir zu dritt. In allen Jahren nach 1945 war ich von unseren jährlichen Reisen mit einer Venenentzündung im linken Bein nach Braunschweig – also nach 1955 – zurückgekommen. Ich kam einfach mit Ottos Vitalität nicht mit, der alles eingehend besichtigen musste und beim Herumrennen kein Ende fand. Als wir 1963 mit K.O. Schrader fuhren, hatte ich den Gedanken, dass dieser mit Otto alles ansehen würde und ich dadurch nicht so sehr strapaziert werden würde. Er tat bis auf einige Ausnahmen sein Bestes, trotzdem hatte ich schon nach einigen Tagen wieder eine Venenentzündung im linken Bein wie alle Jahre vorher. Mein Stoßgebet war in jedem Jahr: „Lieber Gott, schick ihm doch jemanden, der mit ihm rumrennt, ohne krank zu werden!“ Dass dieser Wunsch endlich erfüllt werden würde, aber nicht von K.O. Schrader, stand schon bei dieser letzten Reise fest.

Bei Ausflügen mit der Volkshochschule hatte O. eine attraktive, 25 Jahre jüngere Frau kennengelernt, die dann 1964, nach unserer Scheidung, seine 2. Frau wurde und 21 Jahre lang schöne große Reisen mit ihm machte, ohne jedes Mal danach krank zu werden. Er hatte Glück, sie blieb bis zu seinem Tod Weihnachten 85 bei ihm.

Danach hatte ich Zeit, mich Ingrid und Till zu widmen. Dass ich mit dem Entschluss, mich scheiden zu lassen, das Richtige getan hatte, zeigte sich in späteren Jahren an den Reisen, zu denen ich fähig war, ohne mich zu überanstrengen. 1964 und 1968 nach Italien. *[Nach der Scheidung kam der Vater jede Woche die Mutter besuchen und er brachte ihr, wie es seiner stets fürsorglichen Art entsprach, immer viel mit.]*

ITALIENREISE MIT ILSE UND SOHN ERICH

Bei meinem Besuch bei Ilse Kleine, geb. Brachwitz, den ich auf einer Fahrt zum Klassentag nach Berlin machte, wollte sie mit ihrem Sohn Erich nach Italien. Sie hatte einen VW-Käfer gekauft und die Bedingung daran geknüpft, dass er sie in dieser Neuerwerbung bis nach Rom fahren sollte. Sie konnten beide kein Wort italienisch und ich hatte von 1956 bis 58 Italienisch gelernt. So nahmen sie mich gerne mit. Als ich von Berlin aus Ingrid telefonisch von der Absicht zu dieser Reise Mitteilung machte, war sie ziemlich empört, Till war noch so klein, war wohl auch gerade nicht gut drauf und außerdem hatte sich ihr Schwiegervater Bernt von Heiseler angesagt.

[Das war in meinem Examensjahr in Göttingen. Anfang April 2014 schickte mir Heide die Kopie eines Briefes von mir. Sie selbst war inzwischen mit Christoph an der See und hatte Till offenbar vor ihrer Reise in ihrer Braunschweiger Wohnung, in die zu Katrins Versorgung die Schwiegermutter aus dem Harz gekommen war, aufgenommen.]

17. Juni 64

Meine liebe Heide, [...]

Ich staune sehr über Till. Er ist sehr lieb und vernünftig, spricht einiges mehr – und ißt sehr manierlich. Man kann ihn jetzt richtig mit am Tisch haben und braucht ihm nur wenig zu helfen.

Reiserei und Transport ging alles gut. Ich bekam den früheren Zug, ließ meinen Koffer auf dem Braunschweiger Bahnhof und lief schnell mit einer leichten Tasche Euern Berg rauf.

Helmut und seine Mutter erwarteten mich noch gar nicht. Till schlief und legte sich ein paarmal von einem Ende seines Bettes ans andere. Beide Kinder waren am nächsten Morgen sehr früh auf. Sie vertrugen sich ganz und gar gut bis auf einen kurzen Augenblick, in dem jedes brüllend an einem Ende des Plastikbaggers zog. Das war aber schnell geschlichtet.

Katrin rief zwar „Utti“, aber sie war auch zufrieden, als wir mittags an ihr Bett kamen. Sie ging mit mir, kam auf meinen Schoß.

Ich war vormittags mit den beiden draußen. Die Luft hatte wieder einen kühlen Unterton. In der Zeit besorgte Deine Schwiegermutter die Wohnung und das Essen. Allen hat es sehr gut geschmeckt, die Heiseler hielten sich ans Fleisch, während die Gabriels nicht so begeistert davon waren. Mittags schliefen beide Kinder sehr lange. Wir konnten nach dem Aufstehen und Kaffeetrinken gerade noch ein bisschen rausgehen, ehe mein Vater kam, der auch Helmut gleich mitbrachte.

Das Bettgeschraube dauerte eine Weile. Hier stellten wir es auf und während ich noch Till ins Bett brachte, entschwand mein Vater ins Theater. Till schlief offenbar gleich ein.

Ab und zu sagt er Heide zu mir und verbessert sich dann. Am ersten Tag bei Euch, wenn er seinen Irrtum nicht sofort bemerkte, und ich fragte: Wie Heiß ich? Dann sagte er manchmal, schelmisch seitwärts lächelnd: Heide!

Ich bin sehr froh, daß Till es bei Dir so schön gehabt hat und er in puncto Liebe und Zärtlichkeit so auf seine Kosten gekommen ist. Du hast ihn in dieser Zeit ja auch nun gut kennen gelernt; und ich könnte mir denken, daß, wenn man sich weiter in einigen Abständen sieht, es doch die Grundlage zu einem länger andauernden engeren Verhältnis gewesen sein könnte.

Gestern war er den ganzen Tag trocken und hat nur aufs Töpfchen gemacht. Dafür hat er mir heute ein Würstchen in die vertrauensvoll windellose Hose gelegt. Draußen im Wald, auf unserem Ausflug.

Es ist ganz deutlich, daß ihm diese letzte Zeit gut getan und ihn gefördert hat. Es liegt offenbar in seiner Art – oder seinem Alter – nicht nachzufragen: Er hat nach niemandem weiter verlangt, auch hier wieder nicht.

Ich staune über seinen Wortschatz. [...]

PS. Deine Schwiegermutter ist ja sehr nett, vor allem mit Katrin. Du hast es ja gesehen. Mein Sohn hat für Euch ein Bild gemalt. Grüß Dich sehr Ingrid.]

Nichtsdestoweniger stand dann am 1.6.64 das rote Autochen hier am Wollmarkt vor meiner Tür und die z. T. etwas turbulente Fahrt nach Italien begann. Die Hinfahrt war noch nicht so abenteuerlich, das, was dann kam, umso mehr. In Florenz hatte sich gleich bei unserer Anfahrt ein Motorradfahrer an unsere Fersen geheftet, der uns in ein komisches Quartier brachte. Wir hatten Zimmer, die allem Anschein nach für anderes gedacht waren, mit kleinen Fenstern direkt unter der Decke und einer kleinen Schildkröte, die munter durchs Zimmer lief. Mit dem Wirt, der uns übers Ohr hauen wollte, konnte ich mich mit meinen mangelhaften Sprachkenntnissen doch

noch auf den richtigen Preis einigen. Die nächste Gelegenheit zur Übernachtung fanden wir über einem *Ristorante*, in dem die ganze Nacht in voller Lautstärke Musik gemacht wurde. Für uns war auch die *Autostrada del Sole* eine ganz neue Erfahrung. So ca. alle 3 km war eine Kontrollstelle, an der man 1000 bis 1250 Lire bezahlen musste. Sie war aber gut ausgebaut und sauber. Wenn Ilse fand, dass ihr Erich zu schnell fuhr – und das war öfter der Fall –, musste ich beweisen, dass ich meinen Führerschein 1954 nicht umsonst gemacht hatte, und musste ans Steuer. Es war sehr heiß und wir hatten alle Fenster offen.

In Pisa war das nächste Abenteuer fällig: Erich verlor den Zündschlüssel vom VW und wir mussten während der ganzen Zeit dort den Motor laufen lassen. Die nächste VW-Reparaturwerkstatt war in Rom, also fuhren wir über Grosseto, wo wir erst einmal u Mittag aßen, nach Roma. Als wir dort am 4.6. kurz nach 17:00 ankamen, verpassten wir die Brücke, an der die Werkstatt lag und fuhren wieder auf der anderen Seite des Tibers zurück. Von der Engelsburg kommend, konnte man rechts vom Tiber in die Stadt und links zurück. Wir hatten das Glück, noch einen aus der Werkstatt kommenden Arbeiter zu erwischen, aber was heißt Zündschlüssel auf Italienisch? In meinem kleinen Langenscheidt kam der noch nicht vor. Mit Zeichensprache und lebhafter Gestik verstand mich der gute Mann und machte mir begreiflich, dass man mit einem 10-Lire-Stück den Motor wieder in Gang bringen kann. Mit diesem Geldstück, das uns der Mann geschenkt hatte, fuhren wir die ganze Zeit über bis zurück nach Deutschland.

In Rom blieben wir 4 Tage in einem sehr eleganten Hotel S. Prisca. Um diese 40 Grad im Schatten auszuhalten, duschte ich dreimal am Tag. Die mir so notwendige Milch konnte ich erst nach langem Suchen in einem Laden bekommen. Die Besichtigungen des Kolosseums und des Vatikans haben wir trotz der Hitze mitgenommen, aber am liebsten zog ich mich nachmittags auf den kühlen englischen Soldatenfriedhof zurück, und zwar allein.

Eines Tages machten wir einen Ausflug nach San Marino, den wir alle drei sehr genossen. Aber dann wollten wir quer über den Stiefel an die Adria. Der Himmel wurde immer gelber, und als wir an Rimini vorbei in Pinarella anlangten, brachen Sturm und Regen über uns herein, sodass wir gerade noch unser Hotel *Admiral* erreichten, wo wir zum Glück wohnen konnten. Es war ein Orkan, der Schiffe auf den Strand warf und sämtliche Scheiben, die für die Balkons bestimmt waren, auf die Erde schmetterte. Das Hotel war noch nicht ganz fertig. An die große Eingangsglastür, die nur mit einem ganz kleinen Schlüssel verschlossen war, wurde ein großer Tisch gerückt, auf dem mehrere Gäste Platz nahmen, um das Aufspringen der Tür zu verhindern. Ilse saß auf einem Sessel inmitten des Vestibüls: „Hier muss ich nun herkommen, um zu sterben!“ Sie war kreidebleich. Eine andere Dame stand, fest an den Schornstein gepresst, sodass ich sie fragte, ob sie Berlinerin sei. Sie war es. Während der Bombenangriffe war das allein Übrigbleibende eines Hauses oft der Schornstein und das war dieser Frau nach 9 Friedensjahren anscheinend noch gegenwärtig. Durch den Druck des Sturmes ging im 1. Stock ein Fenster zu Bruch und da das im Treppenhaus geschehen war, kam das Wasser in Kaskaden die Treppe runter.

Am nächsten Morgen schien die Sonne, als wäre nichts gewesen, mehrere Schiffe lagen auf dem Strand, die Bäume waren ganz schief gedrückt und in dem Campinglager im Pinienwäldchen am Meer versuchten die Menschen, ihre Zelte in Ordnung zu bringen. Dann fiel mir auch noch eine Plombe aus einem Backenzahn und ich bekam scheußliche Schmerzen. Der Dentist Ventimiglia in Cesenatico wurde mir empfohlen, ich ging aber erstmal zum Apotheker und der verordnete ein Fläschchen dunkelbrauner Flüssigkeit. Auf Watte in das Loch gesteckt, beruhigte sich der

Zahn sofort und ich konnte, auf einem Liegestuhl ausgestreckt, die herrliche Sonne und frische Brise vom Meer so richtig genießen. Erich, der sich auf einer Luftmatratze auf dem Meer vergnügt hatte, und auch Ilse unter unserem Sonnenschirm hatten sich einen starken Sonnenbrand zugezogen und hüteten den Rest unserer Tage in Pinarella das Bett.

Die Rückfahrt über die Großglocknerstraße war durch die vielen Kurven etwas beschwerlich, aber durch Deutschland bis nach Braunschweig ging es gut mit keinem einzigen Stau, wie er heute üblich ist. Ich bin dankbar für mein Gedächtnis, das mir diese Reise nach 25 Jahren wie gestern erlebt vor Augen stellt.

ZWEITE ITALIENREISE

Die zweite Italienreise machte ich vom 6. – 28.9.68 mit K.O. Schrader. Da wir die letzten Gäste waren, die Saison war schon zu Ende, standen unsere Liegestühle am völlig touristenfreien Strand und wurden jeden Morgen vom Inhaber der kleinen Bar, die ebenso verloren wie wir dastand, extra herbeigeht. Es stellte sich heraus, dass K.O. sich italienisch besser ausdrücken konnte als ich. Dafür las ich ihm ital. Zeitungen vor, die ich besser als er übersetzen konnte. Ich badete in der nicht allzu sauberen Adria, fast immer allein und schwamm einmal bis zur Brenta-Einmündung ins Meer. Die Brenta brachte eiskaltes Wasser mit, das sich nicht mit dem Salzwasser der Adria mischte. Der Strand wurde jeden Tag mit einer großen Egge gesäubert, aber nur vor Sottomarina, also lief ich, weil ich vom Schwimmen genug hatte, durch den Müll am Strand zurück. Erinnerunglich ist mir auch der Abend unserer Ankunft im Hotel *Skorpion*. Um zu lüften, ließ ich das Fenster bis zum Schlafengehen offen und fand danach die Stube voller Mücken. Aus Angst vor Malaria bat ich um einen DDT-Zerstäuber, mit dem ich mich vor dem Viehzeug retten wollte. Wir saßen noch eine Stunde in der Gaststube. Als ich dann aber oben den Raum völlig ausgeräuchert vorfand, war ich gleich wieder unten und erklärte den Leuten, dass ich bestimmt eher eingehen würde als die Mücken. Und das auf Italienisch!

Von Chioggia, der nächsten kleinen Stadt, machten wir eine Fahrt nach Venedig, wo ich 64 ja nur am Abend bei Dunkelheit mit Ilse und Erich gewesen war. Diesmal bei hellem Sonnenschein erschien mir alles wunderbar, sogar die abgeblätternen Palazzi und die „duftenden“ Kanäle. Auch der Blick vom Markusturm war herrlich, der Dogenplast innen und der Cappuccino im Restaurant am Meer.

Auf der Heimreise rettete ich K.O.s Koffer, mit dem ein alter Herr unserer Reisegesellschaft abrücken wollte. Sein Koffer sah nämlich genau so aus. Auch diese Reise war ganz ohne Stress und Überanstrengung. Der Barbesitzer in Sottomarina, der gleichzeitig Eigentümer eines der großen Hotels war, der uns auch jeden Tag Speiseeis verkaufte, zerbrach sich den Kopf und fragte uns dann schließlich direkt, in welchem Verhältnis wir zueinander stünden, Mutter und Sohn? Freund und Freundin? Oder was sonst. Ihm klarzumachen, dass wir Nachbarn seien, schien ihm nicht so recht verständlich, obwohl wir es mit vereinten Kräften italienisch versuchten.

Celentano sang damals den Schlager *Azurro*, der mir sehr gefiel und den ich dann, wieder in Braunschweig, mit Hilfe eines Italieners aus dem CVJM übersetzte. Dieses Lied erklang jeden Morgen bei unserer Ankunft am Strand.

REISE 1961

Als Erinnerung an Onkel Otto Timmermann und Tante Hilde (Hulda) möchte ich auch noch von der Reise 1961 erzählen. Geplant war ein Besuch bei ihnen in ihrer Sommerfrische zwar nicht, aber als Odding kurz vor Melsungen sah, dass Bergheim, wo sie waren, ganz in der Nähe war, führen wir hin. Nach längerem Palaver beschlossen beide, uns nach Freudenstadt zu begleiten. Platz genug für beide aber war nur, wenn die Matratzen entfernt würden, die 2/3 des Caravans füllten. Otto und Tante Hilde fuhren also die Matratzen zurück nach Braunschweig, wo Ruth Schrader sehr erschrocken über Ottos schnelle Rückkehr war. Sie hatte gedacht, mir wäre etwas passiert. Die genaue Beschreibung dieser Reise ist auf 22 Seiten, die ich hier beilege [*nicht abgeschrieben*].

Es wurde viel besichtigt, was für Onkel O. wohl zu anstrengend war. Als wir jedenfalls in Freudenstadt in unserem Quartier Abendbrot aßen, bekam er aus einem nichtigen Anlass eine Art Schreikrampf, was mich veranlasste, ihm zu sagen: „Du, das ist nicht normal, du musst zum Arzt!“ Er ging also am nächsten Tag und erzählte dem Arzt, was wir so alles mit ihm veranstaltet hatten, bergauf, bergab, immer im Auto, aber zu viel für seine 85 Jahre. Die Antwort war: „In Ihrem Alter sollten Sie sich die Berge lieber von unten angucken“, sie veranlasste ihn, auf dem Weg in unsere Pension einen großen Koffer zu kaufen und mit seiner Frau die Zelte in Freudenstadt abzubrechen. Nun waren wir ohne die beiden, aber auch ohne die Matratzen und Betten. Also waren wir wieder auf die Suche nach Unterkünften für die Nacht angewiesen.

In Straßburg waren wir auf einer Sitzung des Europarates, wo wir den Reden eines Deutschen, eines Engländers, eines Niederländers und eines Italieners zuhörten. Es war grässlich. Als Quittung für die großen Anstrengungen, denen es ausgesetzt war, streikte mein linkes Bein und ich lag mit kalten Umschlägen im Bett. Als ich wieder fast gesund war, ging die Reise weiter, die nachzulesen in meinem Tagebuch von damals besser ist, als sie hier noch einmal zu beschreiben. In Frankfurt besuchten wir Borschs [*Gisela und Norbert*], die uns Unterkunft für die Nacht besorgten. Odding war einen ganzen Tag auf der Automobilausstellung. Es ist merkwürdig, dass ich an diese Reise so wenige Erinnerungen habe, anscheinende sind sie damals in dieses Tagebuch und nicht in mein Gedächtnis geflossen.

KANADA

Einige Zeit war ich im Bertelsmann-Lesering und als von diesem Verlag ein Charterflug nach Kanada ausgeschrieben wurde, flog ich im September 1970 zu Helmut und Helga nach Toronto. Als ich das Flugzeug betrat, hatte ich den Eindruck, dass es sich hier um ein bereits ausrangiertes altes Vehikel aus der Vorkriegszeit handeln müsse, das spätestens über Grönland abstürzen würde. Ich war auf alles gefasst, aber trotzdem ganz wohlgenut. Zur gleichen Zeit mit uns landete ein italienisches Flugzeug in Toronto. Unter den Fahrgästen beeindruckte mich eine alte Frau, die noch ihre Küchenschürze umhatte. Sie sah nicht sehr fröhlich aus, eher wie jemand, dem man gegen seinen Willen aus seiner Arbeit gerissen hatte. Bei der Ankunftskontrolle konnte ich meinem Vordermann mit Dolmetschen helfen und bekam daraufhin meinen Koffer ohne Kontrolle durch den Zoll.

Helmut und Helga standen, durch eine Glaswand von den Ankommenden getrennt, auf so einer Art Amphitheater und schienen sich zu amüsieren. Sie waren jedenfalls froh, dass ich gut angekommen war. Da sie kein Fremdenzimmer hatten, schlief ich im Souterrain auf einer Couch, auf der ich jede Nacht um ein Uhr saß und Tagebuch schrieb. Ich hatte mich auch nach 4 Wochen Kanada nicht an die Zeitverschiebung gewöhnt, was auf der Rückreise dazu führte, dass ich eine

Nacht ganz ohne Schlaf auskam. Wir flogen um Mitternacht ab, bis dahin hatten wir noch zusammengesessen und erzählt, nach ca. einer Stunde Flug wollte ich ein bisschen schlafen, aber da ging die Sonne auf und die Stewardess servierte Frühstück. Meine Sitznachbarn hinzu führen nach „Naietjere“, was ich mit Niagara übersetzte. Sie wollten mit mir zusammen einen Ausflug nach New York machen und mich dazu in einem *Greyhound* abholen. Mich hatte aber ein solches Phlegma befallen, es waren 100 Grad Fahrenheit – 40 Grad Celsius – und ich konnte mich nur zu kleinen Ausflügen mit Timmermanns aufschwingen: Besichtigungen von Helmut's Gartenarbeiten, seinem kleinen Wald, einem Kunden mit sonderbarem Haus, in dem von einer Seite zur anderen ein breiter Gang war, von dem aus auf beiden Seiten etwas erhöhte Zimmer abgingen, jedes mit einer Tür. Der Besitzer war Jude mit zahlreicher Nachkommenschaft. An einem Wochenende fuhr Helmut uns an die Niagarafälle, aber heute kann ich mich leider nicht mehr an den Eindruck erinnern, den sie auf mich machten. [*kurze Krankheit, hohe Luftfeuchtigkeit*]

SCHLAGANFALL Januar 1971

Leider war vor dieser Reise mein Blutdruck nicht gemessen und die Luftreise vom Arzt als unbedenklich angesehen worden. Ich nehme an, dass alles zusammen, also Blutdruck und Hitze, den Schlaganfall z. B. mit veranlasst haben. Das war am 2. 1. 1971 ein großer Schreck, als ich nach einem kurzen Stich in die rechte Gehirnhälfte plötzlich links gelähmt war. Till war gerade bei mir, wir hatten im Badezimmer herumgealbert, als er mir zeigen wollte, wie er sein Pferd striegte, das er bei Bauer Müller reiten und auch versorgen durfte. Er rief seinen Großvater in Bienrode an, der verständigte Schraders, die wiederum dem Arzt Bescheid sagten. Gleich nach einer Spritze kam der Krankenwagen und ½ Stunde später war ich im Krankenhaus Holwedestraße, Haus 5, am Tropf. Der Schnelligkeit dieses Ablaufs war es sicherlich zu verdanken, dass es bald besser wurde, und sie nach 5 Tagen schon erste Gehversuche mit mir machten. [*Später erzählte die Mutter, Till habe beide Türen fest zugemacht und dann in der Küche laut geweint.*]

Die anschließende Genesungszeit zu Hause wurde mir durch die Bibliothekarin Frl. Domeyer verschönt, die ich aus der Städtischen Bücherei kannte. Ich war ihr aufgefallen, als ich dort in der Kinderabteilung Till vorgelesen hatte und sich so nach und nach auch andere Kinder zu diesem Spaß eingefunden hatten. So brachte sie mir für längere Zeit fast jede Woche 8 bis 10 Bücher zum Lesen und tauschte sie jedes Mal gegen andere um. Ich hatte viel Zeit, keine Arbeit mehr für Otto, Till wieder bei seiner Mutter. Ein Lesewurm war ich ja von klein auf.

[*Freundinnen aus der Kindheit. Eine Hochzeitsfeier, bei der sie Helmut Peltzer kennenlernte*]

EINE REISE ALS JUNGE FRAU – ohne Datierung

Mit Helmut Peltzer traf ich mich, als ich auf meiner Reise nach Hannover zu B's in Hamburg war. Ich hatte mir, gegen die Warnungen meiner unkenden Verwandten ein Ticket zu einem Flug Berlin-Hamburg besorgt und flog mit einer 8-sitzigen 2-motorigen Maschine. Großmutter, Mutter, Tante Agnes, ihr Mann und meine spätere Schwiegermutter hatten mich händeringend nach Tempelhof gebracht und wohl mit einem sofortigen Absturz gerechnet. Ganz so schlimm wurde es nicht, aber es brannten schon über Staaken zwei Kerzen durch, worauf ein ziemlich steiler Landeflug auf den Flugplatz Staaken erfolgte. Es wurde eine Stunde, bis der Pilot einen Mechaniker gefunden hatte, der die Kerzen auswechseln konnte, da es Samstagnachmittag war.

Helmut Peltzer wartet in seinem weißen Wanderer und war froh, dass ich überhaupt noch kam. Abends waren wir in einem Riesenlokal auf der Reeperbahn, in dem ohne Pause zwei Kapellen spielten, eine Tortur für meine Musikerohren. Und dabei hatte ich extra für diesen Besuch auf St. Pauli bei Erich Rahn Jiu Jitsu gelernt, der damals Europameister in dieser Selbstverteidigungssportart war. Das war nicht ohne blaue Flecken abgegangen, die meine Mutter abends beim Ausziehen zu Schreckensschreien veranlasst hatten. Am nächsten Tag fuhren wir nach Bremerhaven, Zwischenstation Buhnen, wo wir bei einsetzender Ebbe badeten. Mit dem ablaufenden Wasser zogen auch die Quallen ins Meer zurück und eine davon direkt an meinem Bein vorbei. Es war fürchterlich und durch den Schmerz war mir die Freude an der Fahrt in dem schönen Auto etwas vergangen.

Von Bremerhaven fuhr ich allein weiter, mit einem Schiff nach Helgoland. Die See war rau und um mich herum alles seekrank. Auf Helmut's Rat hin hatte ich morgens nur ein trockenes Brötchen gegessen und schien nun unter den vielen grünen Gesichtern die einzige Gesunde zu sein. Beim Ausbooten hätte es mich allerdings beinahe noch erwischt.

Um bei diesem ersten Besuch auf der Insel auch alles mitzukriegen, fuhr ich zur Düne zum Baden. Bei dem Wellengang ging einer der beiden Badeschuhe davon, also legte ich mich auf einen Liegestuhl und hoffte, er würde wieder angeschwemmt werden. Ich muss dabei eingeschlafen sein, hatte durch den starken Wind die Sonne nicht gespürt und einen Sonnenbrand bekommen. Das Gesicht war rot und verquollen, die Augen nur noch Schlitze und ich hatte 40 Grad Fieber, wie meine Wirtin entsetzt feststellte.

Nach einer Woche war ich wieder o.k. und fuhr zurück nach Hannover, wo mich Helmut Peltzer erwartete, um mit mir zu einem Ball seines Paddelvereins zu gehen. Übermüdet von diesem Fest, musste ich am nächsten Morgen zusammen mit seinen Freunden, einem Zahnarzt Ehepaar, in deren Auto nach Steinhude fahren. Im Paddelboot auf dem Steinhuder Meer, todmüde, wie ich war, sollte ich mich auch noch auf Helmut's Fragerei nach dem „Sinn des Lebens“ einstellen, was mir natürlich nicht gelang. Ich muss keine angenehme Partnerin gewesen sein, noch dazu war ich dem Zahnartpaar wohl wegen meines mit blauen Rosen bedeckten Kunstseidenkleides von Anfang an noch dazu als Berliner in suspekt. Nachdem HP mich bei B's besucht hatte und ich ihm den Schlager „Einmal sagt man sich Adieu“ auf hannoversch vorgesungen hatte „Anmol sögt...“, merkte ich, dass dieser Abschied der letzte war. Voller schöner Erinnerungen an diese erlebnisreiche Reise fuhr ich gern wieder zu Muttern nach Hause. Helmut P. hatte seine kleine Nebenrolle bei mir beendet.

ITALIENISCH

Ganz genau weiß ich heute nicht mehr, was mich 1956 dazu bewogen hat, Italienisch zu lernen, aber ich glaube, es war das Lied Santa Lucia oder genauer gesagt, der Anfang *Sul mare luccica l'astro d'argento;/placida è l'onda, prospero il vento*. So hatte ich während der Schulzeit auch mit jedem neuen Schulbuch, das es jedes Jahr gab, mir zuerst die darin enthaltenen englischen und französischen Lieder herausgesucht und gelernt. Bei Rektor Karutz durfte ich sogar vorsingen „Home, home, sweet, sweet Home“ und war erstaunt, welche Rührung das bei Käte Strehler ausgelöst hatte – sie war aus Ratzeburg und nicht durch eigenes Dazutun Berlinerin. Wie mir diese schöne Sprache, die mir nicht so schwer vorkam wie Russisch, in Italien geholfen hat, habe ich schon beschrieben.

Zuerst lernte ich in der Volkshochschule, als der Lehrer gestorben war, lernte ich bei der Brücke weiter. Hier unterrichtete Dieter Buck, ein Mann dessen Italienisch stark braunschweigisch

gefärbt war. Als ich wiederum mit einer Venenentzündung lag, lud ich den ganzen Zirkel ein und der Unterricht fand hier in meinem Wohnzimmer statt. Ich dazwischen im Bett.

Die Brücke ist vom Wollmarkt aus nur zu Fuß oder Taxe zu erreichen und so kam es, dass Buck sich anbot, mich mit seiner Isetta nach Hause zu fahren. Dieses, heute nach 30 Jahren völlig aus der Mode gekommene Vehikel hatte an der Vorderseite eine Klappe, durch die man sich hineinschwingen musste, und ratterte derartig über den damals noch mit Kopfsteinpflaster belegten Wollmarkt, dass ich Buck bat, mich nicht mehr bis vor die Tür des Hauses 7, sondern das Gefährt gleich in seinen Garten zu bringen. Dieser lag hinter einer dicken Mauer neben der „Kemenate“, einem uralten Feldsteinbau, der im Mittelalter zu einem großen Geschäftshaus gehört und zur Unterbringung von Geld und Geschäftspapieren gedient hatte. Es hatte die Bombenangriffe überstanden, das große Haus nicht. Das wurde dann von der Firma Stecher & Tostmann wieder aufgebaut. In diesem Monstrum zu fahren war auch auf glatten Wegen eine Tortur. Ganz davon abgesehen, dass man sich neben Lastwagen wie Gewürm vorkam.

Die italienische Konversation, die auf den Lehrkurs folgte, war so langweilig und ohne Gedanken, dass ich damit aufhörte und nur noch las.

PARIS

Einigermaßen verständlich machen konnte ich mich französisch, verstehen fast alles, sofern es nicht um tiefer schürfende Dinge ging. 1954, als ich nach der Büsum-Reise mit Ingrid 150 DM Regenversicherung ausbezahlt bekommen hatte, beschloss ich, dieses Geld in einer Parisreise anzulegen. Eigentlich hatte ich vor, allein zu fahren, aber das ließ unser Vati nicht zu, und so fuhren wir alle drei mit dem „Kulturverein Wolfenbüttel“ im Bus. Gut erinnern kann ich mich an ein Abendessen zu dritt in einem eleganten Restaurant. Ingrid hatte auf der Speisekarte eine *Soupe Parmentier* entdeckt und bestellt, weil sie dabei an meine dicken Kartoffelsuppen dachte. Sie wusste, dass Parmentier die Kartoffel in Frankreich eingeführt hatte. Dass eine dünner Wassersuppe, verziert mit einigen kleinen Kartoffelstückchen kam, hatte niemand von uns erwartet. [...] mit dem Essen gab es fast täglich Unstimmigkeiten, weil O. sich [aus *Sparsamkeit*] von dem Obst aus den Hallen ernährte.

Unsere zweite Parisfahrt war 1957. Wir holten Ingrid von der Familie de Beauprès ab, in die ich sie vom Sonnenberg aus vermittelt hatte. Sie war durchaus nicht froh, Paris verlassen zu sollen, und wäre wohl am liebsten überhaupt dort geblieben. Als kleine Ablenkung fuhren wir mit ihr heimzu über Kastellaun, wo sie die ersten zwei Jahre ihres Lebens zugebracht hatte, und Köln-Merheim, wo wir in der Derfflinger Str. 7 vier Treppen emporklommen, um ihr die Wohnung zu zeigen, in der sie zur Welt gekommen ist.

SICH UM JEMANDEN SORGEN

1958 holten wir Ingrid aus Tübingen ab, wohin sie nach ihrer ersten Griechenlandreise zurückkehrte. Die Ankunft verzögerte sich und so warteten wir in ihrem Zimmer auf sie. O. hatte noch etwas zu besorgen, und als ich allein war, besah ich mir einen Koffer, den Ingrid dort hatte stehen lassen. Als ich ihn aufklappte, fiel das schwarze Erbe meines Vaters, der Pessimismus, über mich her, denn obenauf lag ein Brief mit einem Testament, ihre Uhr, Kettchen und Ring. O. wollte mich natürlich, wohlgenut wie immer, von meiner Schwarzseherei abbringen, froh waren

wir aber alle beide, als Ingrid dann, nachdem wir lange gewartet hatten, auftauchte. Sie waren von München per Anhalter gefahren. Meine Mutter nannte mich „ihr einziges Bisschen“ und so erschien mir Ingrid damals auch. Gott sei Dank hat diese ständige Bange um sie mit den Jahrzehnten sehr nachgelassen, wenn auch nicht ganz aufgehört. Diese Angst um jemanden haben, nicht nur um das eigene Kind, teile ich sicherlich mit vielen Frauen, es ist wohl nicht nur mein Schweizer Erbe.

Es mag 25 bis 30 Jahre her sein, als ich Odding an einem Sonnabend von seiner Kundentour zurück erwartetete. Ich saß am Fenster unseres kleinen Büros und sah besorgt, dass der Wollmarkt immer blanker zu werden schien. Es war fast Mitternacht und Glatteis, weit und breit kein Fahrzeug zu sehen. Bis er endlich um die Ecke Kaiserstraße bog, war ich schon halbtot. Er war unterwegs in einen Graben gerutscht, hatte ins nächste Dorf gehen und einen Bauern bitten müssen, ihn mit seinem Trecker herauszuziehen. Ganz verwundert war er, als ich ihn fragte, ob der Bauer kein Telefon gehabt habe. „Du weißt doch, dass ich immer wiederkomme“, war alles, was ich nach meiner stundenlangen Angst zu hören bekam. Dann luden wir den Wagen aus.

KLASSENTREFFEN

Eine nette Erinnerung an Kindheit und Jugendzeit sind auch die Klassentreffen, die jedes Jahr, von Hilde Werner zusammengerufen, in Berlin stattfanden. Bis auf 4 Berlinerinnen ist dieser Kreis zusammengeschrumpft, d. h. eigentlich sind nur 3 Berlinerinnen treugeblieben [...] 1977 war ich nach langem Überlegen doch noch gefahren. Ich hatte ja für den September die Kanadareise geplant und wollte mein Geld deswegen nicht vorher „vergeuden“ [...] Auf der Fahrt hatte ich meinen Schirm am Gepäcknetz hängen lassen, sodass ich mich tagelang bei der Deutschen Reichsbahn Ost vergeblich bemühte, ihn wiederzukriegen. [...]

Diese Klassentage waren mir auch eine willkommene Gelegenheit, Verschiedenes zu erledigen. 1972 war ich bei der Deutschen Bank, wo mein Vater seine Wertpapiere deponiert hatte. Die Unterlagen dazu hatte ich 1952 von meiner Mutter geerbt, war aber erst 20 Jahre nach ihrem Tod zur Bank gegangen. Es tut mir heute noch leid, dass wir nie über Geld gesprochen haben und ich deshalb nicht weiß, ob Mutter je die Rendite für diese 8650 Goldmark werten Papiere erhalten hat. Ein Beleg, dass sie sie verkauft hätte, war nicht dabei, sie werden also wohl in der Inflation wertlos geworden sein.

Am Klassentag 1977 fuhr ich bei Schneegestöber direkt zu Lydia Breddin (Krause), die uns zu sich nach Tegel eingeladen hatte. Wir waren noch 10. [*Veranstaltungen und über eine der Klassenkameradinnen. Über chinesisches Horoskop: 1906 geboren: Feuerpferd*]

GESCHWISTER

Den Vorteil, ein Einzelkind zu sein, konnte ich nicht recht einsehen. Als ich mit Mutter eine kinderreiche Familie besuchte, die gerade ein neues Kind bekommen hatten, sagte ich: „Hier, nimm das Täschchen und den Schirm und gib mir ein Brüderchen dafür.“ Mutter hatte versucht, mir klarzumachen, dass man als ein Kind von vielen so hübsche Sachen niemals bekäme. Vater hatte sich nie zu einem zweiten Kind entschließen können. Mutters Sohn, meinen Halbbruder Erich, hätte er vielleicht adoptieren können, aber der war bis zu seiner Konfirmation der Meinung, er wäre Großmutterns Sohn. Er blieb bis zu seiner Hochzeit bei ihr und sie war glücklich, für ihn sorgen zu können, nachdem sie sich mit seiner Existenz abgefunden hatte. Mutter hat durch die Arbeit ihrer Hände bestimmt das Ihre zu seinem Unterhalt beigetragen.

Um 1900 war es eben noch eine Schande, ein uneheliches Kind zu haben, und Mutter hatte auf eine Heirat mit Arthur Wuttig verzichtet, weil dieser sich während seiner Soldatenzeit in Berlin mit einer bösen Krankheit angesteckt hatte. Aus Furcht vor seinem Besitzanspruch an den Jungen, nahm sie außerdem keinen Pfennig Alimente von ihm und antwortete auf spätere Briefe von ihm aus demselben Grund überhaupt nicht. Das Verheimlichen von Erichs Existenz Vaters Verwandtschaft gegenüber war auch für mich nicht einfach und ich war glücklich, das erste Mal Bruder sagen zu dürfen, als Vater und kleine Oma tot waren. So tragen jetzt nicht nur Erich, sondern auch sein Sohn Helmut und seine Tochter Erika den Namen Timmermann.

Dieses Kapitel soll als Überschrift ein Lutherwort tragen: GUTE FREUNDE – GETREUE NACHBARN UND DERGLEICHEN. Was sie wert sind, habe ich viele Male erlebt, wenn ich mich selbst entsprechend benommen habe. Meine Erinnerung reicht dabei nicht in frühere Jahre zurück, sie beschränkt sich auf die letzten 34 Jahre, die wir seit 1955 hier in Braunschweig, Wollmarkt 7 verlebt haben. Dass man nicht mit allen gleich gut auskommen kann, ist bei so gegensätzlichen Temperamenten und Herkunftsarten verständlich. Ich habe versucht, das Beste daraus zu machen. [*Eigentümer*] Gute Nachbarn sind für mich Ruth Schrader und Renate Hochsprung. Mein guter Engel, Frau Crüsemann, ist leider Weihnachten 85 verstorben, sie wurde nur 66 Jahre alt. [*S. 81 – 87, 86 unbeschrieben: Hausbewohner*].

LIEBER KEIN GAS

Schraders, Sauers und ich haben die riesigen Kästen der Elektronachtspeicherheizung einbauen lassen, weil wir es für am saubersten hielten. Bei mir hatte es noch einen anderen Grund, dass ich kein Gas wollte. Ich war auf meinem Schulweg morgens an einem halben Haus vorbeigekommen und hörte, dass sich in der anderen Hälfte eine Frau hatte mit Gas vergiften wollen. Ihr Möblierer hatte beim Heimkommen Licht gemacht und damit das halbe Haus in die Luft gesprengt. Der Anblick dieses zerstörten Hauses hat sich mir so tief eingegraben, dass ich, als ich dann selbst bestimmen konnte, niemals Gas in der Wohnung geduldet habe, auch nicht zum Kochen.

KASTELLAUN

In Köln hatte ich durch eine Annonce einen Kohleherd gekauft, an dem an der einen Seite 2 Brenner für Gas eingebaut waren. In Kastellaun auf dem Hunsrück gab es überhaupt kein Gas, sodass ich gezwungen war, sogar zum Frühstück Feuer zu machen, um Otto nicht ohne ein Tasse Kaffee weggehen lassen zu müssen.

Wir hatten dort einen ziemlich großen Garten und so kam es, dass mich die Lust zum Einwecken befiel. Als die grünen Bohnen so weit waren, habe ich die halbe Nacht damit verbracht, die vielen Gläser Bohnen zum Kochen zu bringen, dabei hatte ich früh morgens angefangen. Mit diesem großen Herd fertigzuwerden hat mich oft meine ganze Kraft und dazu auch meine gute Laune gekostet. Als ich dann nach meiner Operation ein Mädchen bekam, war auch der Herd ihre Sache. Da mich nach dieser Bauchhöhlenschwangerschaftsoperation noch starke Schmerzen peinigten, saß ich oft heulend am Küchentisch und sah ihr zu. Natürlich nicht lange, denn im ersten Stock hatte unsere kleine Tochter ihr Kinderzimmer und das Versorgen dieses süßen kleinen Wesens überließ ich natürlich keiner anderen. [*Meta über Gedankenverbindungen*]

Bei schönem Wetter stand ihr Torfbettchen auf dem großen Balkon an ihrem Zimmer. Gegen die manchmal allzu warme Sonne wurde es mit einer Zeltbahn abgedeckt. Auch einen Tisch hatten wir hingestellt, auf dem unser Herzeschatz nackt Freiübungen machen konnte, natürlich von mir

oder meiner Mutti festgehalten. Sie schob Ingrid auch im Wagen durch den Garten, um mit ihr in der Laube zu sitzen. Mit 13 Monaten lief sie allein und bewegte sich bald rhythmisch, tanzend oder schunkelnd, wenn ich Klavier spielte.

INGRIDS TAGEBUCH

Ich freue mich, dass ich alles das in dem Tagebuch, das ich für sie geschrieben habe, nachlesen kann. Glücklicherweise bin ich auch über die vielen Fotos, die sich über die vielen Jahre hinweg angesammelt haben und die in dem dicken Buch einen großen Platz einnehmen. Festgestellt habe ich beim Nachlesen in diesem Tagebuch aber auch, dass die Erinnerung sich nicht immer genau ans Wort hält. So sagte Ingrid zum Beispiel: „Ich glaube nicht!“ auf meine Worte: „Ich habe dich wohl nicht mit der nötigen Delikatesse (nicht Akkuratessse) behandelt.“ Aber „delikat“ war in ihrem Wortschatz ja auch noch nicht enthalten. Ich hatte den Eindruck, dass sich Ingrid alle fremden Vokabeln mit Begeisterung einverleibte. Nicht zu vergessen seien ihre eigenen Wortschöpfungen wie *Apfeltrone* = saurer Apfel, *Hinterleuchter* für Rücklicht, *Wackeltür* für Drehtür, *einanderrein* für herein, *falleneune* für alleneune, *Leiftif* für Bleistift, *kullullull* für Ball. *Ti* (von hatschi) ist jede Blume. Während eines Aufenthaltes in einer Bank, in die ich sie mitgenommen hatte, wollte einer der Bankleute wissen, ob sie schon zählen könne. Sie muss etwa 3 Jahre alt gewesen sein und zählte erst einmal bis 10 und weiter, ohne sich bremsen zu lassen.

BERLINER ERINNERUNGEN MIT KIND

Wenn man nicht fotogen ist, sollte man sich besser nicht bei Photomaton knipsen lassen, nicht mal für ein Passbild. Eines Tages zog ich dennoch mit Ingrid in der Kinderkarre zu Hertie, wo eine solche Einrichtung war. Ich war deprimiert, als ich die Fotos sah. War ich wirklich so schrecklich hässlich? Aber als ich sie Ingrid zeigte, sagte sie begeistert: „Mutti!“ Ich hatte gehofft, sie würde mich nicht darauf erkennen, riss die Fotos in kleine Stücke und warf sie in den nächsten Gully. Ich hatte eine kleine Identitätskrise zu überwinden.

Etwas, das Ingrid noch im Gedächtnis behalten hat, war ein Sturz auf der Wilmersdorfer Straße. Auf dem Fußweg war eine große Lache grauer Ölfarbe, die wohl einem Maler ausgelaufen und nicht beseitigt worden war. Es war genug Platz, drum herumzugehen, aber Ingrid trat mitten rein und saß nun auf ihrem dunkelblauen Strickröckchen, das ich ihr das erste Mal angezogen hatte. So schnell wie möglich sauste ich mit ihr nach Hause, wo ich, zusammen mit meiner Mutter versuchte, ihre Oberschenkel [*und den Po*] von der Farbe zu befreien, nachdem wir ihr den verschmierten Rock ausgezogen hatten. Es war Krieg, wir hatten keine Lösungsmittel, nur einen kleinen Rest Benzin, der bald verbraucht war. Ingrid erinnert sich an das Messer, mit dem wir versuchten, die Farbe von ihrer Haut abzukratzen und wie weh ihr das getan hat. Ich weiß, dass ich Angst hatte, die Poren könnten zu lange verschlossen sein, dass das tödlich sein könnte, hatte ich irgendwo gelesen und sogar selbst mit Dieterle erlebt. Die Farbe aus dem neuen Röckchen zu entfernen war mit unseren unzureichenden Mitteln nicht möglich und ich schnitt sie heraus. Es tat mir leid um die Mühe, die ich mir mit dem Stricken gemacht hatte, ganz abgesehen davon, dass ich diese Wolle noch rasch vor der Einführung der Bezugsscheine für Textilien in einem kleinen Laden hatte kaufen können. Jahrelang hat Ingrid diesen lädierten Rock noch getragen.

Gleichzeitig mit dieser blauen hatte ich eine rote Wolle gekauft, die ich in ein Kleidchen verwandelte, das Ingrid viele Jahre trug. Es wuchs mit und sie sah mit 8 Jahren darin noch nett

aus [*Es wurde dann aufgetrennt und die rote Wolle wurde zu einem größeren Kleid mit breiten gelben Streifen verarbeitet*].

TEXTILIEN UND ANDERE VERLUSTE

Wir hatten keinen von den wunderschönen Stoffen, die uns Vati aus Frankreich geschickt hatte, von Buchwalden mitgenommen. Sie wären sicherlich wie viele andere Sachen von den Polen gestohlen worden, als wir aus dem Warthegau abfuhrten. Alle Bettwäsche war bei Transport zu Bahnhof Wreschen oder auf der Bahn schon in andere Hände übergegangen, sogar Ingrids kleiner Koffer mit silberner Sparbüchse und Geld darin. Sie war über diesen Verlust sehr unglücklich. Als es Winter wurde, gelang es ihrem Vater, einen karierten Wollstoff zu beschaffen und ich nähte ihr daraus ein Kleid für die Schule. Gesagt hat sie zwar nichts dergleichen, aber ich glaube, es gefiel ihr und sie trug es gern. Vielleicht sind mir ihre Äußerungen darüber auch nur entfallen.

GEDENKEN AN OTTO ABB

Heute ist der 5. Juli 1989, Odding wäre 88 Jahre alt und meine Erinnerung an ihn hört durchaus nicht 1964 auf. Von den 30 Jahren unserer Ehe haben wir nur wenige Jahre zusammen verlebt. Es gab lange Trennungen, in denen wir ohne einander auszukommen hatten, was ich, als Einzelkind groß geworden, nur während des Krieges als schmerzlich empfand.

Er war ein lebendes Beispiel dafür, um wie viel besser ein Mensch sich im Leben zu behaupten versteht, der mit Geschwistern aufgewachsen ist. Auch wenn er als Krebs sensibel war, hat er eigentlich selten davon Gebrauch gemacht oder aber es nicht merken lassen. Geschwister sind eben eine Abhärtung fürs Leben. Wenn man wie ich es nie nötig gehabt hat, sich zu verteidigen, lernt man das auch später nicht mehr, wenn man es dringend nötig hätte. Etwas anderes ist es, glaube ich, dass man vieles nachholen kann, wenn man als junger Mensch aus dem Haus geht und draußen, zum Beispiel im Studium, seinen Mann stehen muss. Dann sieht man sicherlich bald ein, dass nicht jeder Mensch es so gut mit einem meint wie die eigene Mutter.

Dunkel erinnere ich mich an die vier „Abbschen Wänster“, wie meine Mutter sie geringschätzig nannte. Zum Zusehen hatte mich unser Erich mal mitgenommen, als er mit Otto und Franz zum Rollschuhlaufen verabredet war. Ich muss ungefähr 5 Jahre alt gewesen sein und war etwas erschrocken über die beiden kleinen Jungen mit den roten Haaren, die mir, im Vergleich mit Erich, hässlich vorkamen. Angefangen hatte diese Bekanntschaft schon eine Generation vor uns. Die drei Schwestern Timmermann Agnes, Hedwig und Martha hatten im Veit'schen Konservatorium zusammen mit den beiden Schwestern Hedwig und Elise [*Hertzog*] chorgesungen. Bei Veit studierte Martha Klavier.

Erst als die beiden Töchter von Agnes Koch und Elise Abb in Berlin in dieselbe Klasse gingen, fanden Agnes und Elise sich wieder und es wurde eine Freundschaft fürs ganze Leben. Während des Ersten Weltkrieges war Tante Agnes Bürovorsteherin bei der Reichsgetreidestelle und hatte Beziehungen zu Lebensmittelhändlern, von denen sie mit Käse versorgt wurde. Elise Abb, die ihre vier Kinder und ihren Trinker-Mann versorgen musste, trieb einen schwunghaften Handel mit Kleiderstoffen, an die sie über ihre Nähstube kam. Der Tausch Stoff gegen Käse wurde telefonisch abgewickelt und ich war in der Bleibtreustraße mal Zeugin, wie das vor sich ging. Aus Angst vor Mithörern wurde der Käse „gelber Taft“ genannt. Nahrungsmittelschiebungen wurden, soviel ich weiß, strenger bestraft als solche mit Stoffen.

Teil III

PERSÖNLICHE BEDEUTUNG DER MUSIK

Du holde Kunst, in wie viel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
Hast du mein Herz zu warmer Lieb entzündet,
Hast mich in eine bessre Welt entrückt!
Oft hat ein Seufzer, deiner Harf entflossen,
Ein süßer, heiliger Akkord von dir,
Den Himmel bessrer Zeiten mir erschlossen,
Du holde Kunst, ich danke dir dafür,
Du holde Kunst, ich danke dir!

Dieses Schubertlied musste ich an den Anfang der Erinnerungen setzen, die nur von Musik handeln, meinen Instrumenten und den Menschen, mit denen ich sie erlebt habe.

Ich nehme an, dass mir schon als Ungeborener Töne zugeflossen sein müssen, das Klavier stand ja in dem Zimmer in der Kaiser-Friedrich-Straße, in dem ich zur Welt gekommen bin. Meine ganze Kindheit über hatte die Musik einen großen Platz in meiner Seele, auch wenn ich erst mit acht Jahren anfangen durfte, Klavier zu spielen. Bis zu seinem Tode hatte mein guter Vater das nicht gewollt du heute weiß ich weshalb: Mein Vater als Musiker hatte einfach nicht die Nerven, mir Unterricht zu geben neben den vielen musikalischen Beschäftigungen, die er ausübte und die ja auch sein und unser Brot waren. Er nahm mich wohl zu „Neuner“ mit, wenn er in die Stadt fuhr, um eine neue Geige zu kaufen. Ich war vier oder fünf Jahre alt, als ich diesen großen Musikinstrumentenladen das erst al sah und wie ich dem Ausprobieren mehrerer Geigen durch meinen Vater wie gebannt zuhört Wie tief dieser Eindruck war, zeigt, dass ich mich so genau daran erinnere.

In der Wohnung Krummestraße 32 war das Wohnzimmer das Durchgangszimmer zum Schlafzimmer, in dem ich meine Spielecke mit Bücherschränkchen hatte. Da war ich öfter Mithörerin bei Klavier- und Geigenstunden, die mein Vater gab. Neben begabten Schülern gab es da auch elende Stümper, die so ab und zu von Vater zurechtgerückt wurden. Er war ein schöner Mann und seine Schülerinnen himmelten ihn an, sodass er manchmal mit einem kleinen Lineal einen Klaps auf die Widerwilligen Finger gab. Sie kamen aber trotzdem immer wieder.

Die nächste Erinnerung ist, dass ich sehr bald nach Vaters Tod vor meiner Mutter stand: „So, nu will ich Klavierspielen lernen.“ Von da an wurde ich bei den Kollegen vom Opernhaus zum Unterricht herungereicht. Der erste war Herr Henkel, ein Holländer, der als erster auch theoretischen Unterricht gab. Nach seiner Heimkehr erschien Herr Schnell, der es wohl mehr auf meine Mutter als auf meine Kunst abgesehen hatte, der mich endlos Tonleitern spielen ließ und von dem ich mich nur an sein ewiges „Nicht stutzen!“ erinnere, wenn die Tonleitern immer wieder von mir mit ganz kurzen Intervallen zwischen den einzelnen Tönen vorgetragen wurden. Er wurde bald abgeschafft, meine Mutter konnte ihn ebenso wenig ertragen wie ich, er war wohl zu deutlich geworden.

Eine sehr liebe Lehrerin war mir Erna Mahlke, an deren Flügel in der Eosanderstraße ich gern saß und die außerdem einen reichbestückten Bücherschrank besaß, aus dem sie mir jede Woche ein anderes Jungmädchenbuch auslieh. Leute mit Büchern hatten eine große Anziehungskraft

für mich. So las ich mich durch die Gesamtausgabe von Wilhelm Raabe, die mir der Rektor meiner Schule, Herr Karutz, lieh.

Weniger Glück hatte ich mit Geigenstunden bei Hans Mahlke, Konzertmeister im Deutschen Opernhaus, der Vaters Freund gewesen war. Der betrachtete mich als völlig unbegabt und wollte sich trotz Pietät für seinen toten Freund nicht weiter mit mir abgeben. Das tat dann Richard Baumbach, ebenfalls ein guter Freund von Vater, zu dem ich allerdings durch halb Charlottenburg bis nach dem Charlottenburger Ufer pilgern musste und das mit dem schweren Holzgeigenkasten unter dem Arm. Das lief alles in meiner Freizeit nach der Schule und nach stundenlangen Schularbeiten. Wenn ich die vier Treppen bei Baumbachs geschafft hatte, erwartete mich das eiskalte „gute Zimmer“, eine kalte Pracht, in der ich stehend und geigend eine Stunde und mehr zubringen musste. Es war fruchtbar und ich hielt das nicht lange aus. Das alles war unbezahlter Unterricht, den ich dem Andenken an meinen Vater zu danken hatte. Er war in seinem Orchester sehr beliebt gewesen.

Den ersten selbst bezahlten Unterricht hatte ich erst nach der Schule, als ich selbst verdiente. Frau Hahn, Frau eines Lehrers, gab ihn und ließ mich endlich das spielen, was ich wollte, nämlich Opern. Hier machte ich gute und schnelle Fortschritte, das lag mir. Dabei fällt mir ein, dass mein Vater beim Rasieren oft Opernarien sang, ich ihm gern zuhörte und sie dann ebenfalls schmetterte. Von meiner Mutter hörte ich mehr Paul Lincke. Sie hatte mit ihrer Mutter „Frau Luna“ u. a. Melodien von ihm gehört und gesehen. Bald sang ich auch „Schlösser, die im Monde liegen“ u. a.

CHORSINGEN

Das Chorsingen begann in der Schule, wo ich bei Herrn Hirche im ersten Alt sang. Er nannte mich „die Säule dieser Stimme“ und setzte mich an die Ecke, an der die vier Stimmen aneinanderprallten, hinter mir der erste Sopran, neben mir der 2. Alt. Mich konnte so schnell nichts erschüttern, das schätzte er sehr. Einmal waren wir bei ihm eingeladen und ich spielte ihm das Scherzo von Schubert vor. Da meinte seine sonst ganz unmusische Frau, ich hätte einen viel zu weichen Anschlag und solle lieber bei ihrem Mann Unterricht nehmen. Ich tat es nur meinem Vater nach, wenn ich piano und pianissimo mehr liebte als forte und fortissimo.

Der nächste Chor kam erst nach Jahren. Es sollte Anfang der 20er Jahre ein Verein zur Förderung des Chorsingens gegründet werden. Die erste Besprechung dazu fand im Rathaus statt und da wurde dem Chor auch gleich der Name „Charlottenburger Musikverein“ gegeben. Studienrat Mießner leitete ihn. Es waren etwa 150 Sänger und Sängerinnen. Nach langem Üben sangen wir in der Hochschule für Musik das Brahms'sche „Deutsche Requiem“. Mutter hatte mir extra dafür ein schwarzes Seidenkleid mit rosa Krägelchen genäht, d. h. mein Einsegnungskleid wurde umgearbeitet, denn für ein neues fehlte das Geld. Es war eine wundervolle Aufführung, bei der es nach unserem Gesang auch noch „Die Unvollendete“ gab. Ich hatte außer Mutter auch noch Onkel und Tante Reimann und Patschan mitgeschleppt. Da ich mir den Klavierauszug zum „Deutschen Requiem“ gekauft hatte, sang ich auch zu Hause oft, bis sich Mutti endlich „wie lieblich sind deinen Wohnungen, Herr Zebaoth“ verbat. Ich konnte nämlich außer meinem Alt auch alle anderen Stimmen singen. Das war ihr dann zu viel.

In Köln ging ich wegen des Singens in die NS-Frauenschaft. Mein eben erst angetrauter Mann hatte mich dazu überredet. Es lohnte sich aber nicht, es wurden nur 100-prozentige Lieder gesungen und die schienen mir nicht des Singens wert zu sein. In Kastellaun war es dann dasselbe, nur konnte ich da ein Liederbuch schreiben, das viele Volkslieder enthielt, und,

gebunden, in den Osten geschickt wurde, mit anderen natürlich. Ich nehme an, dass es für die Deutsch in Lettland, Litauen etc. War, die dann „heim ins Reich“ mussten.

Während des Krieges war ich nirgendwo lange genug, um in einem Chor zu singen. Erst nach dem Krieg gab es in Heiningen einen Kirchenchor, der von Schwester Selma geleitet wurde, und zwei andere, einen bei August Nieder und einen bei Baurat Guddat. Beide fanden in unserem DBHG-Lager statt.

TANZMUSIK

Es war auch noch in Heiningen, wo in der „Essbaracke“ ein gutes Klavier stand und wir erst zu dritt: Ingenieur Merker Geige, seine Freundin Akkordeon und ich Klavier spielten. Es war bald nach dem 8. Mai 1945, dem Kriegsende. Wir mussten unserer Freude über den Frieden Luft machen. Da wir auch Tanzmusik machten, zu der ich in Wolfenbüttel Noten besorgt hatte, tanzte bald alles, Was im Lager Beine hatte, nah unserer Musik, die „Fremdarbeiter“, vor allem Polen, aber auch Holländer und die Besatzungsmacht: Amerikaner, Engländer.

EIN UNTERWARTETER ZUHÖRER

Einmal zog ein Trupp fußkranker Russen, die aus irgendeinem Lager kamen, bei uns durch. Ich spielte gerade so für mich allein mal etwas aus der Klavierstunde, als ein großer blonder Russe eintrat, sicherlich von der Musik angelockt. Zuerst bekam ich einen Schreck, weil mir die Schauergeschichten vom Einzug in Berlin einfielen. Als sich der junge Mensch aber ruhig neben das Klavier stellte, den Kopf in die Hand gestützt, den Ellenbogen auf dem Klavierdeckel, fielen mir alle russischen Lieder ein, die ich von früher kannte oder von Herrn Lucas gelernt hatte. Für einen Moment sah ich zwischendurch auf sein Gesicht, das einen Ausdruck von Glückseligkeit zeigte, ganz entrückt wie nicht mehr anwesend.

MUSIKINSTRUMENTE

In der ganzen Zeit unserer Ehe sorgte Otto dafür, dass ich nie ohne ein Musikinstrument war, sofern ich das nicht selbst tat. In Heiningen war es allerdings die Blockflöte, die ich, zusammen mit Frl. Metzler und Frau Garbe spielte, zuerst die C-, später, als die für die Leute in der Baracke wohl zu durchdringend geworden war, die F-Flöte, die wir uns aus Leipzig hatten schicken lassen. Im Sommer saßen wir draußen vor Baracke 1 und flöteten. Zu den C- und F-Flöten kaufte ich mir noch eine Tenor-C-Flöte.

In der Kungel-Zeit brachte Otto mir ein 12-bässiges Akkordeon und Schule dazu, die ich in einigen Stunden durchgearbeitet hatte. Als ich damit fertig war, wollten einige Kinder aus dem Dorf bei mir spielen lernen und ich brachte ihnen bei, was ich konnte. Bald hatte ich genug Geld beisammen, um ir ein größeres, 36-bässiges Instrument kaufen zu können, und das kam dann bei jeder passenden Gelegenheit zum Klingen, einmal sogar auf einer Reise nach Geislingen, wohin wir mit Ottos Geschäftspartner Schramm gefahren waren. Auf der offenen Ladefläche des kleinen DKW-Lieferwagen saßen Ingrid und ich auf Kisten und ich spielte. Ab und zu mit Zuhörern in neben uns fahrenden Autos.

Auf einem Fest, das Guddat für seinen Chor gab, sang ich ein für ihn umgetextetes Lied, von dem ich heute noch die Noten habe, nachdem er seit vielen Jahren tot ist.

DAS IBACH-KLAVIER

Irgendjemand hatte Odding eine Berliner Anschrift gegeben und wir fuhren während einer Reise dorthin. Es war ein Ehepaar mit Tochter, die Musik studierte, die ein bombengeschädigtes Ibach-Klavier zu verkaufen hatte. Die schwarze Politur war mit kleinen Löchern von Bombensplittern übersät, der Klang hatte nicht gelitten. In Heiningen wurde es in Ingrid's Zimmer gestellt und sie bekam Klavierstunden [*muss 1952 oder 53 gewesen sein*]. Als wir 1955 hier in Braunschweig die Wohnung kaufen konnten und helle Möbel dazu, gefiel Otto das schwarze Klavier nicht und es wurde in ein modernes Schimmelklavier umgetauscht. Ich traure heute noch um das Ibach-Klavier. Als Ingrid 1957 zum Studium nach Tübingen ging und Otto nur zum Wochenende zu Hause war, arbeitete ich ein Jahr im Büro des „**Sonnenbergs**“ [*das war wohl ein Jahr früher, als ich in die Frauenfachschule Mathilde-Zimmer-Stiftung in Kassel-Wilhelmshöhe ging*]. Zur selben Zeit wurde ich nach Stimmprüfung in den Philharmonischen Chor des Staatstheaters Braunschweig aufgenommen. Wir übten lange am „König David“, der dann auch im Theater aufgeführt wurde. Danach erlahmte mein Interesse etwas, wohl auch deshalb, weil ich nach acht Stunden Büro einfach zu müde und luftbedürftig war und deshalb einschliefe, wenn die anderen Stimmen sangen und der Alt zu schweigen hatte.

MIT ANDEREN MUSIZIEREN

Durch eine Anzeige, in der ein Klavierspieler gesucht wurde, lernte ich Herrn Bierschwale kennen, der dann jede Woche mit seiner Geige kam und viele Noten mitbrachte. Wir musizierten 10 Jahre bis zu seinem Tode miteinander. Er hinterließ eine große Lücke, aber mein guter Engel oder meinetwegen auch der liebe Gott sorgte im richtigen Moment für Ersatz.

An einem Nachmittag saß ich auf einer Bank am Springbrunnen in Löbbeckes Park, neben mir ein junger Mann, der eifrig in einem dicken Buch las. Ich riskierte einen Blick aus den Augenwinkeln und sah, dass es Mathematik war. „Das wäre nicht mein Fall“, sagte ich spontan. „Und was ist Ihr Fall“ war seine Antwort. „Musik“. „Spielen Sie etwa Klavier?“ „Ja“ „Wir suchen gerade einen Menschen mit Klavier, der Interesse hätte, mit uns, Flöte und Cello, zu musizieren.“ Schon am nächsten Vormittag erschien Jens Buriam mit Flöte und Bettina Müller mit Cello. Gleich der erste Versuch klappte wunderbar und seitdem spielen wir regelmäßig jede Woche zusammen. Bach, Telemann u. a. sind mir dadurch noch näher gerückt. Jens war vier Wochen in Amerika, aber jetzt ist er zu meiner Freude zurück und in der nächsten Woche, am 2. Mai 1989, werden wir wieder spielen. Allerdings zum Leidwesen von Herrn Crüsemann, der über mir wohnt und sich zu Anfang telefonisch beschwerte, nur die Töne des Klaviers waren im ganzen Haus zu hören. Jetzt ruft er nicht mehr an, hat sich wohl daran gewöhnt.

Sehr viel Freude macht mir auch das Vierhändig-Spielen, das ich nach Ottos Tod im Dezember 85 mit seiner zweiten Frau allwöchentlich praktiziere. Sie übt vorher bei sich zu Hause fleißig und ich kann mich gut einfügen, allerdings oft mit 1,2,3 oder 1,2,3,4, und so setzen wir uns dann, glücklich über unseren Diabelli in Ingrid's Zimmer zum „Skrabbeln“ hin. Helga war nach unserer Scheidung 1964 och 21 Jahre glücklich mit Otto verheiratet, aber auch mir fehlte er nach seinem Tod, denn er hatte mich auch diese Lange Zeit über regelmäßig besucht und mich it Blumen, Obst, Gebäck und anderem verwöhnt. Seine Rolle hat nun Helga übernommen, die mich mit allem, was man sich nur wünschen kann, überschüttet. Heute bin ich froh, dass ich mich so einfach und ohne Groll habe scheiden lassen, ohne auf das Lamentieren verschiedener Bekannten und Verwandten zu hören.

REISEN MIT ODDING

Noch einmal zu den Reisen. 1959 hatte eine davon auch mit Musik zu tun, darüber gibt es ein Fotoalbum mit Tagebuch. Wir fuhren über Rothenburg ob der Tauber, wo wir auch in Creglingen die herrlichen Schnitzereien von Riemenschneider sahen, Dinkelsbühl, Augsburg, Landsberg am Lech zur Wieskirche. Hier hatte ich ein Erlebnis, das unvergesslich war. Unterwegs dahin hatte ich Zahn-, Kreuzschmerzen und auch das linke Bein schmerzte schon wieder. Als ich hinter dem Altar in der Wies die vielen Votivtäfelchen sah, dachte ich, naiv aber gläubig: „Bitte, hilf mir doch auch, lieber Gott!“ Als wir aus dieser Kirche kamen, waren die Schmerzen wie weggeblasen, sie kamen auch während der ganzen Reise nicht wieder und ich war glücklich ohne sie. Ob sie wirklich weg waren, ist mir nicht mehr erinnerlich, die Reise über aber hat das Stoßgebet vorgehalten.

In Füssen kamen wir am Spätnachmittag an, nachdem wir vorher im Eilzugtempo Neuschwanstein besichtigt hatten. Den Berg hatten wir in 25 Minuten geschafft. Weiter ging's über den Fernpass nach Innsbruck, alles im schönsten Sonnenschein und bis Heiligenblut in Kärnten, wo uns in Dunkelheit und Regen ein kleines Mädchen ansprach, um uns ein Nachtquartier bei ihren Eltern anzubieten. Wir nahmen sie im Auto mit bis in das Seitental, wo ihre Leute ein Haus hatten, und übernachteten dort. Die nächsten Stationen waren Villach, der Wörthersee, Klagenfurt und Wien. Durch den Verkehrsverein bekamen wir ein Zimmer in der Domgasse, wo auch Mozart drei Jahre gewohnt hat. Gleich für den ersten Abend bekamen wir Karten für das „Theater in der Josefstadt“, wo wir „Kennen Sie die Milchstraße“ sahen. Unser VW blieb die ganze Zeit unseres Aufenthalts in Wien stehen und wir gingen zu Fuß zur Spanischen Reitschule, wo gerade trainiert wurde, in die Hofburg und die Schatzkammer. Der Erste Bezirk ist voller grandioser Gebäude, auch das Schloss Schönbrunn ist wunderschön. Mit dem Riesenrad im Prater mussten wir natürlich auch fahren. Nach wenigen Tagen wurde unser Autochen aus seiner Ecke geholt und wir fuhren nach Gmunden, erkundeten die Anschrift von Ferdl Putz, den ich auf meiner Reise 1933 kennengelernt hatte und nun nach seiner heimlichen Flucht aus Berlin wiedersah. Er hatte 1936 in Berlin geheiratet, war mit dieser Deutschen nach dem Zusammenbruch zurück nach Österreich gegangen, wo sie vielen Anfeindungen ausgesetzt waren. Er war bis dahin ein überzeugter Nationalsozialist gewesen. Sie hatten nun, 1959, in St. Wolfgang eine Gärtnerei, einen Andenken-Laden und zwei große Töchter. Als ich sie neulich mal anrief, lebten sie noch. Wir waren noch in Salzburg und sahen Mozarts Geburtshaus von innen und den Mirabellengarten mit seinen scheußlichen Zwergen. In S. herrschte hektischer Verkehr.

Unser Endziel war Tübingen, Ingrid's erste Uni. Wir aßen zu viert Mittag, wozu wir auch Ingrid's Freund Wolfgang Gerstenlauer eingeladen hatten. Über Stuttgart fuhren wir nach Frankfurt zur Autoausstellung, die Odding aber allein besuchte

1960 machten wir eine Reise nach Norden. Diesmal im Opel Caravan, zuerst nach Hamburg, wo wir den Chef von Wela, Busch, besuchten, für dessen Firma Odding Vertreter war. In Hamburg fanden wir auch die Familie Klaus wieder, mit der ich in Berlin befreundet gewesen war. P. Klaus hatte auch bei Janecke gearbeitet. Wir trafen sie zum Abendbrot im Bahnhofsrestaurant und sie lotsten uns zum Konzerthaus, wo wir den Donkosaken-Chor unter Serge Jaroff hörten. Es war himmlisch und wir ertrugen die zweite Nacht im Hotel am Bahnhof leicht. Wegen des Verkehrslärms waren wir in der Nacht zuvor kaum zur Ruhe gekommen.

Am nächsten Morgen ließen wir den Wagen an den Landungsbrücken stehen und fuhren mit der „Bunter Kuh“ nach Helgoland. Windstärke 6 und meine Seezungenfilets musste O. essen, mir wurde übel, wenn ich die Butter sah, in der diese Filets durch den Seegang hin und herschwammen. Von unserem hübschen Zimmerchen auf Helgoland machten wir einen

Rundgang oben auf der Insel. Es hat sich seit 1929 nicht viel verändert. Eins allerdings doch: nach der Fahrt zur Düne watete ich barfuß den Strand entlang und hatte in Kürze die Füße und einen Teil der Beine mit schwarzen Teerflecken bedeckt. Nach nur 30 Jahren Umweltverschmutzung. In der Apotheke gab man mir Äther zum Entfernen dieser Schweinerei. Die Rückfahrt nach Hamburg über war die See ruhig und in der „Wappen von Hamburg“ war es auch nicht so laut wie auf der „Bunten Kuh“.

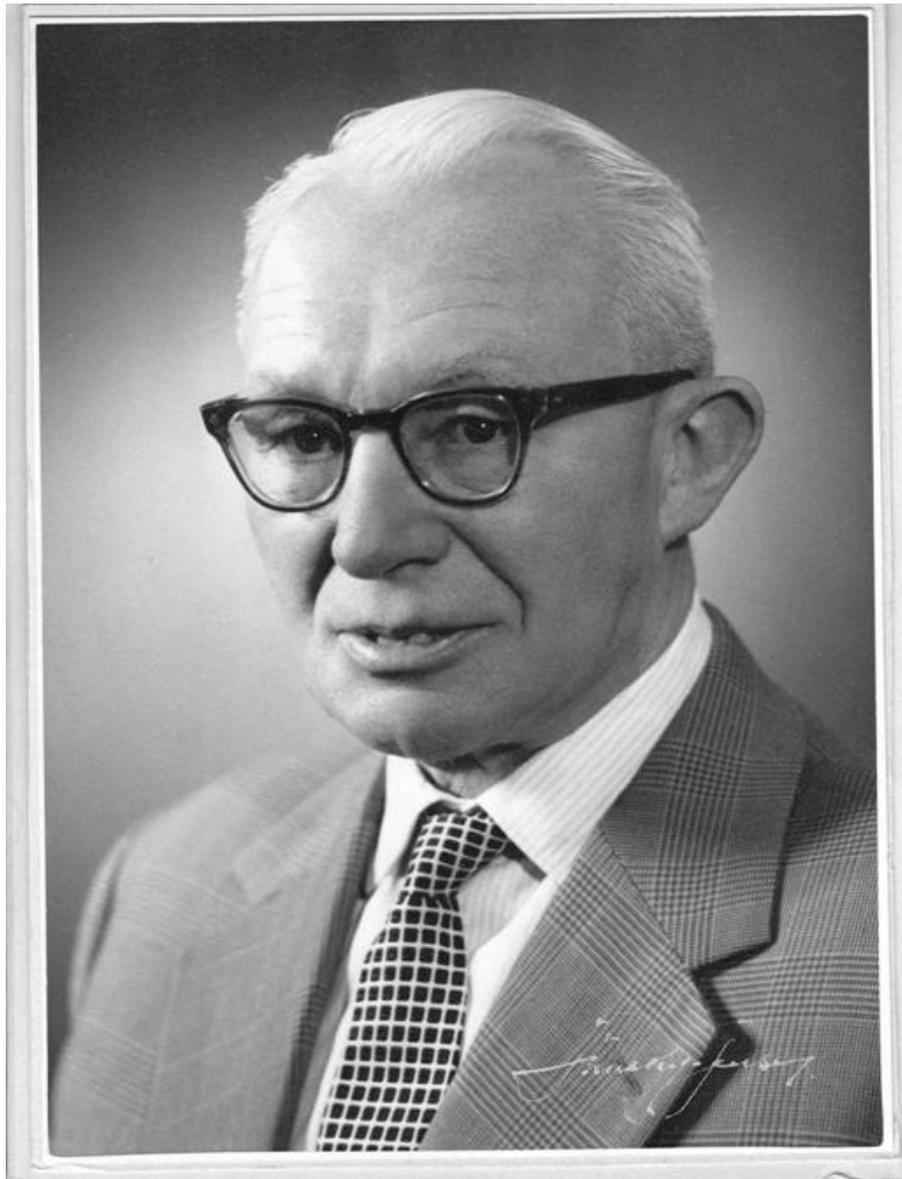
Wir hatten unseren Caravan mit Matratzen ausstaffiert für den Fall, dass wir in Dänemark mal kein Quartier finden würden, und das kam uns gleich in der ersten Nacht zupass, als wir nach der Fahrt Lübeck, Großenbrode von Gedser aus zur Insel Moen fuhren. Hier ließen wir erstmal den Wagen im Wald stehen und sahen uns die Kreidefelsen an. Inzwischen war es dunkel geworden und bei der Suche nach unserem Wagen kam uns plötzlich ein Wagen entgegen, den ich für den unseren hielt. Als ich Otto eilig meinen Verdacht sagte, sprang dieser mit einem Satz vor das fremde Auto und auf sein lauten „Halt“ hin hielt der Fahrer an. Er muss uns für Wegelagerer gehalten haben und fuhr auf Ottos Wink hin schleunigst davon. Der hatte sich davon überzeugt, dass dieser Wagen nicht der unsere war.

Um vor Überraschungen sicher zu sein, schliefen wir bei geschlossenen Fenstern und heizten durch unsere Körperwärme den Wagen fast unerträglich auf. Um 6 Uhr war deshalb für uns die Nacht vorbei, wir kletterten noch eine Weile auf den Kreidefelsen herum. Bei der Weiterfahrt bemerkten wir, dass ein Schild an einer kaum sichtbaren Stelle angebracht war: „Betreten verboten“. Um einem Bäume aufladenden Team auszuweichen, fuhren wir neben der Straße her und hatten uns sofort im dicken Laub festgefahren. Mit dem Spaten versuchte O. uns freizuschaukeln, was aber nicht sofort glückte. Die Arbeiter, welche das mit ansahen, sagten „böd, blöd“, was nach meinem dänischen Wörterbuch aber durchaus nicht denselben Sinn wie im Deutschen hat, sondern „weich“ heißt. Ich setzte mich ans Steuer, O schob an und dann ging's.

Wir fuhren nach ganz oben ins dänische Land und sahen, wo sich Skagerak und Kattegat zu einem einzigen großen Wasser verbinden, wo die große Kirche bis zum Turm im Sand verschwunden ist, waren dann auch in Odense im Geburtshaus des Dichters Christian Andersen, mit dessen für mich z. T. unerträglichen Märchen man mich in der Kindheit gequält hatte. „Der tapfere Zinnsoldat“, „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“ u. ä. Nichtsdestoweniger kaufte ich mir da ein kleines Märchenbuch, wohl vor allem, weil es so hübsch in rotes Leder gebunden war.

Von dem Essen, das wir in Dänemark so nach und nach verzehrten, missfielen uns am meisten die „Pölster“, diese nitritrot gefärbten Würstchen. [*Hinweis auf Reisetagebuch*] Kopenhagen mit Tivoli-Besuch, Stadt- und Kanalrundfahrt waren Höhepunkte, nach denen wir, sehr befriedigt von der schönen Fahrt, über die Hosteinische Schweiz, Eutin, Ratzeburg, Gesthacht nach Braunschweig zurückkehrten. Es hatte sich gelohnt, die Matratzen mitzunehmen. Einmal waren wir durch das Schlafen im Wagen zu einem zauberhaften Morgen im Wald gekommen.

[*In Kopenhagen ließ sich der Vater vom Fotografen Jens Junker-Jensen fotografieren. Ich hatte ihn 1957 in Griechenland kennengelernt, als er Thomas Leppien und mich auf einem für eine Reisegruppe, die er leitete, gecharterten Boot mitnahm.*]



KÖLN

Auch an Köln, wo wir von 1934-36 gelebt haben, gibt es viele Erinnerungen. Zuerst ist da 1934, als unser einziger Sohn Dieter im „Severinsklösterchen“ zur Welt kam und auch gleich getauft wurde. Außer uns waren alle katholisch, da musste für den kleinen Ketzer natürlich extra ein evangelischer Pastor kommen. Dies schreibe ich zusätzlich zu meinen Aufzeichnungen im zweiten Teil, weil Köln nicht nur aus trüben Erinnerungen besteht, sondern auch Erfreuliches zu melden ist. Z. B. fand ich es recht komisch, dass sich die Namen der vier Familien, die das Haus Lobositzstr. 4 bewohnten zu einem kurzen Satz verbinden ließen: Wir fahren mit *Sack* und *Paque Abb* nach *Rom*. Es stellte sich heraus, dass Alice Sack geborene Berlinerin war und wir freundeten uns an. Als 1935 der Karneval begann, fand ich es zuerst albern, da mitzumachen, ließ mich dann aber doch von Alice dazu überreden. Obwohl Karl-Hans Sack als Ingenieur bei Ford sehr gut verdiente, hatten sie nie Geld und so versetzte Alice ihren Schmuck, um sich ein Kostüm nähen zu können. Ich hatte noch vom Sommer ein rosa Kleid, machte mir dazu einen Pompadour und einen Schuten-Hut und fand mich als Biedermeierdame sehr schön. Alice ging als Gärtnerin. Auch ohne ihr Smaragdgeschmeide sah sie reizend aus. Wir fuhren also mit der Straßenbahn zum Ford-Fest in die Stadt. Wohlweislich hatte Karl-Hans Otto 50 Mark zur

Aufbewahrung gegeben und sein Auto in der Garage gelassen. Wir hatten keins, arm, wie wir waren.

Zuerst ließ sich alles ganz gut an, aber bald merkten wir, was für ein grässlicher Kerl Karl-Hans werden konnte, sobald er etwas getrunken hatte. Otto dagegen war nett, freundlich und hilfsbereit. Karl-Hans beachtete Alice überhaupt nicht mehr und führte sich auch sonst unmöglich auf. Für den Heimweg hatten wir eine Taxe genommen, die Karl-Hans unterwegs zweimal anhielt, weil er durchaus zum Fest zurückwollte. Beim ersten Mal war er dabei einem Polizisten in die Quere gekommen, den er tätlich angriff und erst losließ, als Otto ausgestiegen war und ihn festgehalten hatte. Beim zweiten Mal auf der Neußer Straße, wo zum Glück ein Kiosk stand, brachte er den Taxifahrer dazu umzukehren. Auf Ottos Wink umfuhr dieser den Kiosk und dann in der alten Richtung nach Merheim weiter. Karl-Hans hatte nur die erste Wendung bemerkt. Alice weiten. „Dafür habe ich nun meinen Schmuck verkauft.“ Noch schöner war unsere Ankunft in der Lositz-Straße. Karl-Hans stieg über die kleine Hecke, die den Rasen vor der Tür einfasste, ging zum Balkon, riss an der kleinen Fahne, die dort hing und schrie: „Was soll denn dieser Dreckschlappen!“ Es war geflaggt, weil Hindenburg gestorben war. Karl-Hans hatte das goldene Parteiabzeichen, war also unter den ersten Mitgliedern der NSDAP.

Vor Roms Tür machte er im Haus noch Theater: „Komm raus, du katholischer Hund!“ Wir wohnten über Roms und waren ihnen wohl mal zu laut gewesen, sodass sie sich beschwert hatten. Am Morgen danach wollte Otto nach Wolterdingen, wohin seine Geländesportschule verlegt worden war. Karl-Hans, der nach Hannover musste, hatte versprochen, ihn dorthin mitzunehmen. Endlich gegen Mitter erschien Karl-Hans. „Pater peccavi“, waren seine Worte zu mir, mit der Bitte, doch das Du beizubehalten, das wir uns auf dem Ford-Fest gegeben hatten.

Als Otto arbeitslos wurde, brachte ihn Karl-Hans bei Ford als Werkstattschreiber unter. Die 50 Mark vom Fest, die ihm Otto am nächsten Tag gab, waren der Rest eines Monatsgehältes, das er auf diesem Fest restlos verpulvert hatte, mit allen möglichen Leuten, überwiegend Frauen. In unserer guten Zeit war es aber auch nett mit ihnen, so lernten wir z. B. gemeinsam Bridge spielen, wobei ich Otto unheimlich auf die Nerven gefallen sein muss. Wenn ich auch Canasta und Rommee mit der Zeit gelernt habe, sind mir Skat und Bridge ein Rätsel geblieben.

ÜBER DAS SCHREIBEN DER ERINNERUNGEN

„Erst besinn's, dann beginn's“, waren die Worte meiner kleinen Oma, mit denen ich eigentlich immer gut gefahren bin, wenn sie mir zur richtigen Zeit einfielen und nicht erst hinterher, wenn nichts mehr zu reparieren war. Diesmal geht es um die Einteilung dieser Erinnerungsschubladen. Richtiger wäre sie gewesen in 0-30, 30-60 und 60-90 Jahre, aber das kann ich ja ändern, zumal viele Dinge einfach in mehrere Fächer passen.

Da ich mir vorgenommen habe, das Jahr 2000 zu erreichen, müssten dann in das 3. Fach sowieso mehr Jahre kommen. Dann hätte ich genau zwischen 2 Jahrhunderten gelebt, aber ganz wie Gott will, ich nehme schon lange alles, was er mir schenkt, als unverdiente Gnade an.

Aber nochmal zurück zu Sacks. Sie waren nach Freudenstadt gezogen, wir nach Kastellaun und Berlin und so sahen wir uns selten. Vor dem Krieg habe ich sie einmal in Freudenstadt besucht, einmal kam Karl-Hans zu uns nach Buchwalden. Er brachte einen Freund mit und kam wohl hauptsächlich, um sich endlich mal wieder sattzuessen. Als Otto im Krieg war, erschien Karl-Hans bei meiner Mutter und führte mich ganz groß aus. Am Zoo war eine Gaststätte, wo man ohne Marken etwas zu essen bekam. Wir wussten, dass Sacks nach Karlsruhe gezogen waren,

und erkundigten uns bei der Ford-Verkaufsstelle nach ihnen. Das war während der Reise, die wir 1963 mit Karl-Otto Schrader machten. In Durlach machte uns eine Frau auf, die nicht wie Alice aussah, es auch nicht war, aber auch Alice hieß. Karl-Hans hatte sich scheiden lassen und Alice 1 hatte den Mann seiner Schwester oder vielmehr den Witwer geheiratet. Danach haben wir nichts mehr von ihnen gehört.

So viele Erinnerungen gehen durch Jahrzehnte, weil sie ja fast immer mit Menschen zusammenhängen, die wir über viele Jahre kannten, und deshalb ist es doch ziemlich schwierig, sich derselben Menschen in vielen Phasen zu erinnern. Da sind denn Gedankensprünge unvermeidlich und das Ganze wird unübersichtlich. Was ist da zu tun? Ich hoffe, dass es mir möglich sein wird, so zu schreiben, dass Ingrid und Till, andere wird es ja kaum interessieren, doch Sinn darin finden.

Mit Musik haben auch die nächsten Erinnerungen zu tun, d. h. mit VIERHÄNDIG KLAVIERSPIELEN

[Zuerst mit der Mutter, Stücke – wohl aus Klavierschulen – werden aufgezählt]

Alles ging gut, bis zu dem Tag, als kleine Oma in der Tür stand und mit bösem Gesicht sagte: „Das müsste Walter sehen!“ Es muss mindestens vier Jahre nach Vaters Tod gewesen sein – und wir hatten es gewagt, vergnügt zu sein. Mutti hatte immer Zeit für mich, auch wenn sie viel Arbeit hatte, um uns einigermaßen zu ernähren. Das war mit der Nähnadel sicherlich nicht einfach.

[Vierhändig in Mohrin. Einige Verehrer, die kamen und gingen. Vor ihrer Verlobung verbrannte sie alle Briefe dieser Männer] Es wurde sehr warm.

Netter und dauernder ist die Erinnerung an Edmund Hübner. Bei Janecke hatte ein junger Mann, Sohn eines Lottereeinnehmers in Breslau, mit der Arbeit begonnen. Wir saßen oder standen an hohen Stehpulten, die Janecke wohl im Gedenken an seine Jugendzeit für uns hatte anfertigen lassen. das war aber erst im neuen Büro [...]. Mein Pult stand am Fenster und auf ihm zwei Telefone, die ich zu bedienen hatte. gegenüber saß Edmund Hübner. Als eines Tages E.H. wegen Personalabbaus entlassen werden sollte, wurden wir alle zusammengerufen und es wurde uns gesagt, wenn jeder von uns 10 Mark weniger Gehalt gezahlt würden, könnte er EH halten. Wir verzichteten alle, aber heute ist mir nicht klar, wie ich von meinem kleinen Gehalt, ich war die Jüngste und wurde entsprechend bezahlt, mich damit hatte einverstanden erklären können, zumal ich nicht nur Kontoristin, sondern auch noch Stenotypistin für Janeckes Privatpost war. Vielleicht hatte dieser Gehaltsabbau auch damit zu tun, dass eines Tages Unterschlagungen der Lieselotte Berger, der Platinblonden, ans Licht kamen, die sie bei den Massenauslieferungen an die Post über ihre Portokasse gemacht hatte. Obwohl es sich um 2500 Mark handelte, zeigte Janecke sie, nach einem Kniefall ihrerseits in seiner Villa in Zehlendorf, nicht an.

Edmund Hübner saß mir also gegenüber und hatte wohl im Hinblick auf unseren allgemeinen Verzicht uns gegenüber kein gutes Gefühl. Da lag es nahe, dass er versuchen würde, wiedergutzumachen. Sein Vater war reich und er bekam von daheim Zuschüsse. So lud er schon mal Kollegin Lotte Brunk und mich zu Lutter & Wegener zu einer Flasche Wein oder zum Essen sein, war aber auch sonst gern gefällig, auch wenn er damit Arbeit hatte. Als ich mal einen Schnupfen und nicht genügend Taschentücher hatte, sauste er die vier Treppen runter, kaufte ein ganzes Dutzend und legte es mir, als ich einen Moment nicht im Raum war, heimlich in mein Pult. Als ich in seiner Begleitung bei Wertheim am Leipziger Platz einkaufte und einen kleinen Stoffhund bewunderte, fand ich ihn ein paar Tage später ebenfalls in meinem Pult. Nach seiner

Heimkehr nach Breslau korrespondierten wir noch eine Weile, ich heiratete dann 1934, der Krieg 39-45, der mich auch nach Liegnitz brachte, ließ mich an ihn denken. Ich rief in Breslau an, er hatte gerade Fronturlaub und wir trafen uns in Breslau. Er hatte inzwischen auch geheiratet und hatte einen kleinen Sohn. Als er mich nach einem langen Kaffeehaus-Besuch abends zum Bahnhof brachte, war Fliegeralarm und alles verdunkelt. Beim Abschiedshändedruck knisterte es papiere in meiner Hand und unterwegs, als es wieder hell wurde, sah ich dass ich 400 Mark darin hatte. Er muss mich für sehr arm gehalten haben, was ich damals eigentlich schon nicht mehr war. Die Verwendung dieses unverhofften Geldes war einfach. Ich legte es in einer einwöchigen Reise nach Oberschreiberhau an, wo Ingrid und ich dann auch neben täglichen schönen Ausflügen das Grab von Hannchen Koch besuchten.

Zehn Jahre nach dem Krieg ließ ich die Familie Hübner durch das Rote Kreuz suchen und bekam die Adresse. Seine Frau und sein Sohn waren aus Breslau geflohen und lebten jetzt in Bad Pyrmont, er selbst war tot. Bei einem Besuch sah ich diese nette Frau das erste und letzte Mal. Edmund Hübner war im selben Jahr, als ich dort zur Kur war, an Blasenkrebs gestorben.

UNTERMIETER IN DER BRAUNSCHWEIGER WOHNUNG

Manchmal erinnere ich mich an die verschiedenen jungen Menschen, die nach Ingrids Auszug in ihrem Zimmer wohnten, das ich eigentlich gern unbewohnt gelassen hätte. Aber da suchte Frau Lehmann für einen befreundeten Studenten ein Zimmer. Dann kam eine Mutter mit ihrem Sohn, der in Braunschweig studieren sollte, aber nirgendwo einen Schlafplatz fand. Als ich mich endlich an die Anwesenheit eines anderen Menschen in meinem Zuhause gewöhnt hatte, bekam er einen Platz im Studentenwohnheim.

Salah Elsharif, einen Ägypter, lernte ich im Park kennen, als er auf einer Bank neben mir saß und mit seinem deutschen Lehrbuch nicht fertig wurde. Ich guckte mir dies mal an und wunderte mich, dass man daraus Deutsch lernen sollte. Bestimmt hatte bei dem Inhalt dieses Buches kein Deutscher mitgewirkt. Ja, er möchte richtig Deutschlernen und außerdem suche er in Zimmer, weil er durch Auflösung des Wohnheimes seiner Firma irgendwo anders unterkommen müsse. Unter dem Vorbehalt, dass ich erst die Zustimmung meiner Tochter einholen müsse, nahm ich ihn mit, rief Ingrid an und sie war sehr einverstanden, dass ich ihm Deutschunterricht geben wollte. Er rückte also mit seinem ganzen Gepäck, zu dem außer einem Gebetsteppich auch ein Riesenbeutel Knoblauch, z. T. völlig verschimmelt war, der meiner Küche einen ungeheuer fremdländischen Touch verlieh.

Er war Fräser oder Schweißer oder etwas Ähnliches, arbeitete in einer Stahlwarenfabrik, war aber vor allem Moslem. Da in der Kantine viel Schweinefleisch verwendet wurde, kochte er in meiner Küche abwechselnd Rindfleisch und Huhn mit Reis. Angebranntes wurde mit einem meiner dünnen silbernen Löffel ausgekratzt, was ich ihm aber sofort verbot. Seit dieser Zeit haben alle die stabilen, eisernen Kochtöpfe am Boden abgeplatzte Stellen in der Emaille.

Beim Unterricht lernte ich ein bisschen Arabisch. Nur in unseren theologischen Gesprächen konnten wir keine Übereinstimmung finden. Er war nicht davon abzubringen, dass Jesus nicht Gottes Sohn, sondern ein Prophet wie Mohammed gewesen sei. Natürlich blieb ich bei meiner Überzeugung und so redeten wir uns oft die Köpfe heiß. Salah war an sich und seiner Kleidung sehr sauber und ging jede Woche in das frühere Wohnheim, wo eine Waschmaschine stand. Die nasse Wäsche trocknete er hier auf der Heizung. Nach vier Monaten hatte ich genug davon, suchte ihm telefonisch eine andere Wohnung und ließ ihn ziehen. Er kam noch öfter nach seinem Auszug mit Blumen mich besuchen. Vorher aber hatte sich noch so Verschiedenes ereignet, da

war ein Onkel mit Frau und zwei Kindern zu Besuch aus dem Rheinland gekommen, die sich hier alle völlig ungezwungen benahmen, im Wohnzimmer tafelten und in der ganzen Wohnung herumgeisterten, ganz zu schweigen von der Tochter, die ihren Ring ins Waschbecken fallen ließ, der, runtergespült, erst nach Abschrauben der unteren Armatur wiedergefunden wurde. Die Reparatur des völlig zerdrückten Anschlusses kostete 50 DM. Ein anderer Moslem erschien mit seiner Frau und zwei Kindern. Sie war Deutsche und kam öfter, mir ihr Leid über ihren unmöglichen Mann klagen, der soff. Das alles los zu sein macht mich heute noch froh.

Als Krönung des Ganzen brachte mir Ingrid einen früheren Schüler, Thomas Jäger. Er war von Kindheit an zuckerkrank, kochte Riesentöpfe Tee u. a., auch in der Nacht, und brachte es fertig, die Wäscheschleuder und die Glasplatte im Mikrowellenherd kaputtzumachen, wusch Hemden, Pullover usw. in meiner Waschmaschine und trocknete alles in der Wohnung auf einem Wäschetrockner auf dem Korridor. Der Erfolg waren angeschimmelte Kleider und Mäntel in den Schränken. Als er dann auch noch an einem Sonntagnachmittag die Couch, auf der er vorher geschlafen hatte, ohne mich darüber zu verständigen einfach auf den Boden schaffte und sich ein Bett kaufte, hatte meine Toleranz den Höhepunkt überschritten und ich riet ihm, das neue Bett gleich in eine neue Wohnung zu stellen. Der Schlussstrich unter diese Episode wurde nach genau 2 Jahren gezogen.

Seitdem bin ich nicht mehr in Versuchung gewesen, Ingrids Zimmer zu vermieten. Um gerecht zu sein: Es gab in den ersten Monaten auch gute Gespräche und, da ich die monatliche Miete von 200 DM aufsparte, konnte ich für das Zimmer einen schönen Berberteppich kaufen und den langen Korridor mit Auslegeware versehen lassen.

[Nachtrag von S. 63 im Manuskript] Die erste Mieterin war Roswitha Pieper, Tochter eines Kunden von O., bei dem er übernachtete, wenn er in der Nähe von Neuhaus zu tun hatte *[und der für uns den VW kaufte, den er erst nach einem Jahr hätte verkaufen dürfen. Es wurde manchmal – offenbar angekündigt – kontrolliert, sodass der Käfer ab und zu ziemlich eilig nach Neuhaus gebracht werden musste. Man kann sagen, dass die Männer befreundet waren. Roswitha war ein paar Jahre jünger als ich und jemand erzählte mir später, ich sei hinsichtlich Ausbildung ihr Vorbild gewesen. Ich habe später in Wolfsburg Roswithas jüngeren Bruder als Tischler wiedergegesehen. Er hat mein Eichenbett, wohl 1994 nach meiner ersten Hüftoperation, gemacht.]* Bis auf die fürchterliche Eigenschaft, wie ein Schlot zu rauchen, war Roswitha gut zu leiden. Nach ihrem Auszug hatte ich Mühe, den Tabakgestank aus dem Raum zu kriegen, ich tapezierte sogar. Sie wurde Lehrerin und ist jetzt verheiratet. Ihr Vater verunglückte tödlich, als er eines Abends mit seinem Auto einen seiner Kunden „noch schnell“ beliefern wollte. Mit ihrer Mutter habe ich neulich telefoniert. Ich freue mich immer, wenn ich jemanden, den ich von früher kenne, noch am Telefon erreichen kann. Zu oft ist mir bei diesen Versuchen der Tod begegnet.

Zu diesem Nachtrag hat mich Ingrid angeregt, die mich gestern am 28.5.89 besuchte und der ich Verschiedenes aus den Aufzeichnungen vorlas. Ingrid holte bei dieser Gelegenheit die Abschriften der sieben Kriegstagebücher ihres Vaters ab, die ich auf 207 Din A 4 Briefpapierblättern für sie gemacht hatte, weil sie die deutsche Schrift *[Vaters Schrift! Mutters Schrift in meinem Tagebuch konnte ich gut lesen und also auch - mit der Hand – abschreiben]* nur sehr mühselig lesen kann.

MONIKA

Aufgenommen in Ingrids Zimmer, ohne es zu vermieten, habe ich Monika Winter für kurze Zeit. Winters hatte ich vor ca. 10 Jahren kennengelernt, weil ich über die Transzendente Meditation

etwas hören wollte, da Till sich dafür begeisterte, und ich nicht wusste, worum es sich dabei handelte und ob es für ihn gut sei. Sie waren beide Lehrer in der TM, Arthur versuchte, auch mich zu bekehren, hatte aber kein Glück damit, weil mir für meine Seele Jesus Christus vollkommen genügt und niemand zweien Herren dienen kann. Arthur war da allerdings anderer Ansicht, konvertierte und wurde mit Monika katholisch getraut. Anfangs ging alles gut, aber bald merkte auch ich als Außenstehende, dass er sich in einen Despoten verwandelte. Monika musste viel Geduld mit ihm gehabt haben, als sie aber ihre Examina gut hinter sich gebracht hatte und in Goslar an einem Gymnasium als Lehrerin angekommen war, wurde A unausstehlich. Um rechtzeitig zum Schulbeginn in Goslar zu sein, musste sie um 5:00 aufstehen und bei Wind und Wetter mit Bahn oder ihrem Auto hinfahren. A beklagte sich nur, dass ihn ihr Aufstehen störe und so zog Monika zu mir in Ingrid's Zimmer. Schließlich nahm sie sich ein Zimmer in Goslar in der Nähe der Schule

Am Beginn unserer Bekanntschaft wollte A Klavierspielen lernen und ich begleitete ihn und Monika nach Wolfsburg, um auf eine Anzeige hin ein Klavier zu kaufen. Sehr begabt war A nicht, ich gab ihm aber trotzdem Unterricht. Fast jede Woche saßen wir zusammen an meinem Klavier und sangen. [*A verbot Monika, lange Hosen zu tragen.*] Eines Tages kam sie weinend bei mir an. Sie hatte wieder lange Hosen angezogen, was im Auto und bei der Kälte, die herrscht, ganz einfach zweckmäßiger als ein Rock war. Da hatte er sie mit roher Gewalt auf die Erde gestoßen und ihr die Hosen ausgezogen. Das war der Anfang vom Ende dieser Ehe. Eine Weile wohnte sie bei mir, bevor sie nach Goslar umsiedelte, und nahm sich später eine Wohnung hier in Braunschweig. Mit Blumen, Briefen und Anrufen bemühte er sich noch lange, sie zurückzugewinnen, hatte aber keinen Erfolg damit, zumal ihr ein anderer inzwischen sehr viel besser gefiel. [...] [*Die innige Freundschaft nahm dadurch ein für die Mutter äußerst scherzvolles Ende, dass Monika zu ihrer neuen Liebe nach Santorini ging. Zunächst probeweise, dann für „immer“.*]

LETZTE GEMEINSAME REISE IM SEPTEMBER 1963

[...] Dass Odding alles genau sehen musste, war mir ja schon oft begreiflich gemacht worden. So stieg er natürlich auch in den Landwehrturm in Boffzen, um nachzusehen, wo die Wackerhahnsche gehaust hatte. Diese Figur kannten wir von Ingrid aus Wilhelm Raabes *Hastenbeck*. Diesen Roman hatte sie bei Prof. Hoppe für die Gesamtausgabe bearbeitet [*und ihre Staatsexamensarbeit darüber geschrieben*].

Unser Besuch bei Tamara, Wanjias Mutter, muss ziemlich schrecklich gewesen sein, sie meinte es mit dem Essen zu gut, sodass mir noch zwei Tage danach elend war, obwohl ich nichts davon bei mir behalten hatte.

In Bad Kreuznach besuchten wir Ludwig Wohlleben, der in seinem Brückenhaus ein Stoffgeschäft aufgemacht hat. Er war einer der Freunde von Ernchen Brockmann. [*wieder das Bein*] Otto und Schrader unternahmen unterwegs viel, während ich im Auto sitzen blieb, strickte und las.

Bei Altherrs, die beim Bau eines Hauses im Centovalli waren, kletterte ich allerdings ganz wohlgenut zu dem Neubau empor. Wir bewunderten auch die von Jürg gemachte Steinplastik, von der aber keiner von uns sagen konnte, was sie eigentlich darstellen sollte. Er selbst übrigens auch nicht.

In Ronco wohnten wir im *Albergo purgatorio*, nicht gerade im Fegefeuer, aber ziemlich primitiv. Im Cannobio, wohin wir nach dem Überfahren der schweizerisch-italienischen Grenze kamen, sah ich, dass Frauen auf der einen Seite ihres Balkons Wäsche zum Trocknen aufgehängt hatten, derweil sie auf der anderen ihre Teppiche über die Brüstung ausklopfen. [...]

Ich wünschte, dass auch das viele Schöne bei mir haften geblieben wäre, aber leider scheint es so wie bei einem richtigen Kommodenkasten zu sein, alles hat nur begrenzten Platz, und wenn man zu viel reinstopft, klemmt er oder geht nicht mehr zu.

Auch der Aufenthalt auf der „Forch“, wo Alfred Altherr ein modernes Haus gebaut hat, das die wohlwollenden Nachbarn das Verkehrsunglück nannten, ist mir wieder eingefallen und ich habe Greti [*Alfreds Frau, Mutter von Regula, Verena und Jürg*] angerufen, die jetzt in Gebenstorf in der Nähe von Mucio, ihrer jüngsten Tochter, wohnt. Es ist schön, dass ich ihre Schweizer Telefonnummer so im Selbstwähldienst problemlos erreichen kann und ihre Stimme klingt, als wäre sie im Nebenzimmer. Sie sagte, dass mein Anruf „wie ein Besuch“ sei.

[über meine Schweizer Reise 1947] Als ich 1916 mit meiner Mutter in Zürich war, kam ich mit den vier Kindern meines Onkels Alfred Altherr und seiner Frau Marta [*jüngste Schwester Timmermann*] sehr gut aus. Es waren Annemarie, Adrane-Marthe, Alfred und Heiri. Mit dem Onkel Alfred war es anders, da er von Kindern forderte, dass sie bei Tisch den Mund hielten und ich das von zu Hause nicht gewohnt war. Bezeichnend für ihn war, dass Heiri, sein jüngster Sohn, der ihm gegenüber saß bei Tisch einmal sagte: „Papa, du bist ein Tüfel!“ Er war zwar wie mein eigener Vater dunkelhaarig und braunäugig, aber was für ein Gegensatz! Eben teuflisch. Mutter behauptete, dass er von seinem Vater, der Pastor in Basel war, wohl erblich belastet sei. Diese Erbanlage schien nun auch zwei seiner Kinder getroffen zu haben. Heiri verfiel mit 18 Jahren dem Irrsinn, der ihn von einer Anstalt in die andere wandern und schließlich mit 46 Jahren sterben ließ. Er hatte mehrere Selbstmordversuche und tätliche Angriffe auf seine Mutter unternommen. Martels und Alfreds Geist waren intakt geblieben, sie hatten geheiratet und gesunde Kinder bekommen. Beide Geschwister hatten Angst, Heiri könnte, wenn er mal gerade frei war, bei ihnen auftauchen und irgendetwas anstellen. Er war schon einmal aus dem Zürichsee geborgen worden und auch andere Selbstmordversuche waren gescheitert.

REISE 1969

A eine schöne Reise mit Helene Preuß 1969 denke ich gern zurück. Ich hatte von Bekannten den Magdalensee in Kärnten empfohlen bekommen, hatte Fr. Preuß, einer Mitschülerin beim Italienischlernen, erzählt und sie damit zu dieser Fahrt in ihrem VW angeregt. Zuerst waren wir in Brannenburg-Degerndorf und ich besuchte Gertrud von Heiseler und das Grab ihres Mannes Bernt, das noch mit welkenden Blumen bedeckt war. Er war am 24.8.69 in seinem Badezimmer tot umgefallen. 1965 war ich mit Till dort in Vorderleiten und der Junge sauste hinter Bernt her: „Opi, Opi!“. Die Fahr über die Großglockner-Hochalpenstraße war für Fr. Preuß etwas schwierig, sie fuhr wohl noch nicht lange und ich musste ihr öfter Mut zusprechen. Umso schöner war es dann am Magdalensee, in dem sie jeden Tag schwamm, während ich nur ab und an hineintauchte, er war sehr kalt. Schön waren auch die verschiedenen Ausflüge: zur Burgruine Landskron nach Villach, zum herrlichen Dom in Gurk, Mittersill mit Blick auf die Tauern. Die Heimfahrt ging diesmal über die Felbern- Tauernstraße und war nicht so grauslich wie der Hinweg über den Großglockner. Trotzdem war Fr. Preuß durch Staus u. ä. die ganze Zeit sauer.

REISE 1957 UND 1977

Im September 1957 war ich mit Otto und Ingrid in Langenargen am Bodensee. Mit dem Schiff hatte ich allein eine Fahrt nach Mannenbach gemacht, um die Nachkommen meines Schweizer Urgroßvaters Sebastian Fehr zu suchen, der als Maler auf seiner Wanderschaft in Berlin hängen geblieben war, geheiratet hatte und der Vater dieser unglücklichen vier Kinder wurde, von denen ich an anderer Stelle geschrieben habe.

Zwanzig Jahre später, 1977, hatte ich diese Verwandten, die ich 1957 gefunden hatte, noch einmal, auf der Heimreise von Zürich besucht. Im Gasthaus „Zum Löwen“ lebte der Urenkel des Jakob Fehr, des ältesten Sohnes Jakob. Sebastian war der jüngste Sohn dieser Familie und ausgewandert, weil die Schweiz damals ein armes Land war und nicht genug Arbeit und Brot für alle ihre Kinder hatte. Wie ich aus seinem Ausgabenbuch, das ich geerbt habe, sah, hat er oft Pakete an seine Verwandten nach Mannenbach geschickt. In diesem Buchchen war alles säuberlich verzeichnet, in Talern, Mark und guten Groschen. Das Dezimalsystem wurde erst später eingeführt. Wahrscheinlich nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71. Außer Jakob Fehr fand ich im Löwen noch seine Frau Zenzi, Sohn Otto und Frau Heidi und zwei Söhne. Der jüngere war 1977 zur Welt gekommen. In Ermatingen, dem Nachbarort, besuchte ich noch Kusine Elsbeth Jauslin-Fehr, Schwester Jakobs, mit der ich das Napoleon-Museum Arenenberg ansah und anschließend elegant und teuer im Gasthof Hirschen Bodensee-Felchen aß. Viele Fotos der Reise sind in einem braunen dicken Album, das auch Bilder von 1973 Meran und 1978 Fischerhude enthält.

Auf der Insel Reichenau streifte ich allein umher, nach Stein am Rhein fuhr ich mit Elsbeth. In Mannenbach wohnte ich im Hotel Schiff, aß auch da und machte Ausflüge. Die Hauptsache aber war, dass ich in alten Kirchenbüchern mit Erlaubnis des Pastors nach den Vorfahren der Fehrs forschen und dadurch so etwas wie eine Familiengeschichte erforschen konnte. Erstaunlich, wie eine Familie mit sieben Kindern so ausufern kann. Ein alter Lehrer Elsbeths konnte mir mit den Daten helfen.

Im Gasträum des Hotels Schiff hing ein Kalender, von dem ich den 22. und 23. Juli mitnahm, weil die Rückseite dreisprachig war, wie ja die ganze Schweiz. Deutsch, französisch und italienisch waren die Sprüche, Sentenzen etc., die zu übersetzen mich reizte. Einen ähnlichen Kalender schickte mir Elsbeth dann jedes Jahr und ich hatte Spaß daran, nicht nur zu übersetzen, sondern auch den verschiedenen Verfassern nachzuspüren. Wenn ich so ca. 10 Autoren notiert hatte, ging ich in die Bücherei, setzte mich in der Nähe der Lexika, suchte und schrieb. Das machte ich 11 Jahre lang, schrieb alles auf, schaffte 2 Karteikästen an, es einzuordnen und habe nun dadurch eine Sammlung berühmter Männer und ihrer Aussprüche. Nach verschiedenen schweren Stürzen hörte ich auf, in die Bücherei zu gehen, und sammelte nur noch die Kalenderblätter. In diesem Jahr 1989 habe ich mir den Kalender von der Herstellerfirma besorgt, weil Elsbeths Kaufmann Läubli, von dem sie jedes Jahr die Kalender bekommen hatte, aus Altersgründen seinen Laden schloss. Es wird das letzte Mal sein, denn die alten Griechen und Römer verwenden Wörter, die es im Langenscheidt gar nicht mehr gibt, und da macht das Übersetzen keinen Spaß mehr.

Otto und Helga waren 77 in Meersburg und besuchten mich von dort aus in Mannenbach, wo wir einen schönen Sommertag zusammen hatten. Auf der Heimreise von Mannenbach machte ich halt, um den Rheinfluss bei Schaffhausen noch einmal zu sehen. Es war ein nasskalter Tag und ich saß in einem überfüllten Lokal gegenüber vom Fall, wohin ich den Taxifahrer bestellt hatte, der mich auch hingebracht hatte. In Mannenbach hatte ich eine Fahrkarte über Schaffhausen nach Basel gelöst, natürlich für die Schweizer Bahn. Da dieser Zug viel später abfahren sollte, ließ ich

mich beraten, mit der deutschen Bahn nach Basel zu fahren, musste nicht nur nachzahlen, sondern hatte in Basel 6 Stunden Aufenthalt, die ich zu einem Spaziergang in die Stadt benutzte, dann aber noch viel Zeit hatte und in einem komischen, völlig menschenleeren Wartesaal bis Mitternacht zubrachte. Der Zug war sehr voll, der Liegewagen mit Koffern belegt, dass es ein Kunststück war, heil in sein Bett zu kommen, das man mit den Koffern teilen musste. Auch in Hannover Aufenthalt und endlich wieder zu Hause in Braunschweig. Das war die erste Reise, bei der ich empfand, wie schwierig das Alleinreisen ist, wenn man 30 Jahre lang nicht alles selbst hatte bedenken und tun müssen.

NOCH MEHR MUSIK

Zurück zur Musik, die das eigentliche Thema dieses Kapitels ist. Elli Ney, die große Beethoven-Interpretin, habe ich das erste Mal im Theater des Westens in Charlottenburg gehört und bin von da an bis zu ihrem Tode ihr „Fan“ geblieben. Ihr grandioses Spiel ermunterte mich zum Üben, ich spielte mehr Musik von Beethoven, obwohl mein erklärter Liebling Mozart war und geblieben ist. Einmal ga sie in Simmern ein Konzert und ich fuhr hinten auf Ottos Motorrad die 17 km von Kastellaun aus hin. In ihrer Begleitung spielte Prof. Hölscher Cello. Nach dem Krieg war ihr erstes Konzert hier in Braunschweig in einem Kino, das zweite in würdigerem Rahmen in der Aula der Kant-Hochschule 1957. An letzteres erinnere ich mich besonders gut, weil ich einen großen Strauß rote Nelken gekauft hatte, den ich ihr in der Pause überreichte. Ich war spät von meiner Arbeit im Sonnenbergbüro müde nach Hause gekommen, hatte mich ein Weilchen ausruhen wollen, war eingeschlafen und 10 Minuten vor 8:00 erst wieder aufgewacht. Drüben beim CVJM hielt gerade eine Taxe, die mich in höchster Eile hinbrachte. Beim hastigen Anziehen des blauen Honankleides hatte ich vergessen, die 6 Knöpfe zu schließen, was ich erst merkte, als ich nach überreichen des Nelkenstraußes an meinen Platz zurückkehrte. Nicht mal Said Modabber, den ich zufällig dort traf, hat etwas gemerkt. Als Antwort auf den Brief, den ich an den Strauß geheftet hatte, schickte sie ihr Bild mit Dank. Mit ihrer Beethoven-Mähne sieht sie ihm sehr ähnlich.

Das letzte Mal erlebte ich sie in Vorderleiten, wo ich 1965 mit Till zu Besuch war. Wieder war Prof. Hölscher mit seinem Cello dabei. Diesmal war ihr der Rahmen gerecht. Die beiden Flügel, frisch gestimmt, standen im großen Saal des Hauses „s, die unheimlich vielen Zuhörer mussten z. T. auf Kissen sitzen, die auf dem Fußboden lagen, sogar die schweren Holzbände, die sonst vor dem Haus standen, waren hereingewuchtet worden, wobei sich auch Ekkehart Müller betätigt hatte, der mit Ingrid gekommen war, um Till und mich nach Hause zu holen. Am Morgen nach dem Konzert saß ich zum Frühstück mit Gertrud, Elli Ney, Prof. Hölscher, als Till vorgestellt werden sollte. *[Bernt wollte ein dressiertes Äffchen vorführen: „Sag mal, wie du heißt!“ Darauf Till: „Das weiß dieser doch schon.“]* Außer viel Jugend war der Adel der Umgebung da. Nach dem Konzert saß man im kleinen Kreis am brennenden Kamin. Es waren noch ungefähr 15 Leute. Ich hatte meinen Platz an der Seite einer netten Dame, die sich mit „Wolf“ vorstellte und mit der ich mich gut unterhielt, ohne zu ahnen, dass sie eine Gräfin war. Bei einem jungen Mann, den Ekkehart kurz aufgefordert hatte: „Fassen Sie man mit an!“, als die schweren langen Holzbänke transportiert werden mussten, handelte es sich um den Baron Itzenplitz.

Bei diesem Namen fielen mir die Gebete märkischer Bauern aus dem vorigen Jahrhundert ein: „Vor Köckeritz und Lüderitz, vor Krachten und vor Itzenplitz behüt uns, lieber Herre Gott!“ Diese

Raubritterzeit ist zwar lange vorbei, aber auch heute umgibt diese Namen ein gewisser Nimbus, auch wenn die Träger oft nicht den Vorstellungen entsprechen, die man von ihnen hat. [...]

VON HEISELER

Ein solcher Verdienstadel war auch das „von“, das ein Zar dem deutschen Einwanderer Heiseler im 20. Jahrhundert verlieh, der im Ersten Weltkrieg sein Leben im Kampf gegen die Deutschen verlor. [*stimmt nicht, der Vater und Bankier Paul war auch schon adelig*] [...]

LANGES LEBEN TROTZ VIELEN OPERATIONEN

Es wundert mich manchmal, wie es möglich war, 83 Jahre lebendig zu überstehen, und ich kann mir nur denken, dass es der liebe Gott gut mit mir gemeint hat, den Tod so lange zurückzuhalten, bis ich hier mein Soll erfüllt hätte. Nahe genug ist er mir öfter auf den Leib gerückt, aber immer gab es Menschen, die mich ihm nicht gönnten. Da fällt mir als erste mein gute Mutter ein, die im Mai 1925 eine ganze Nacht an meinem Bett wachte, als ich, nach einer Operation noch $\frac{3}{4}$ im besseren Jenseits, versuchte, meinen entsetzlichen Durst nach der Narkose mit dem Wasser aus dem Maiglöckchen-Glas, das auf dem Nachttisch stand, zu löschen. Sie sagte mir, dass die Frau, die man gerade tot raustrug, an einem einzigen schluck Waser gestorben sei. Daraufhin feuchtete ich mir die Lippen nur etwas an, indem ich die Blüten in Wasser tauchte und mich damit betupfte. Das bisschen Maiglöckchen-Gift hat also nicht genügt, mich umzubringen, ebenso wenig wie der Schierling 1917 in Mohrin.

Schlimm war auch die Bauchhöhlenschwangerschaft, die mich 1937 nach Simmern brachte und bei der ich nur wie durch ein Wunder nicht verblutete.

Nach einer Rodelpartie mit Fänne in der Neujahrsnacht 1940 kam ich ins Kreiskrankenhaus in Wreschen/Warthegau. Eine im Schnee verborgene Unebenheit im Boden hatte den Schlitten hart aufsetzen lassen und ich bekam heftige Schmerzen. Nach der Operation sagte der polnische Assistenzarzt bei der Visite: „Wie *Sie* im Bauch aussehen, ist kaum zu glauben, da liegt *nichts* an der richtigen Stelle.“ Aber wenigstens hatten sie mir bei dieser Gelegenheit gleich den Blinddarm entfernt. Zur gleichen Zeit war ein paar Zimmer weiter Brigitte von Sievers, die älteste Tochter unseres Chefs, an einer Bauchhöhlenvereiterung gestorben.

Weil der Baron v. Fircks, der Chefarzt, nicht zum dritten Mal den Schnitt von einer Hüfte zur anderen aufmachen wollte, hatte er vom Nabel bis runter zu den Narben geschnitten. Eine Woche nach der Operation war dieser Schnitt in ganzer Länge aufgeplatzt. Wegen der Wundschmerzen hatte man mir eine Wärmflasche auf den Bauch gelegt, und als ich in der Nacht aufwachte, dachte ich, dieser Gummibeutel wäre ausgelaufen. Ich fasste hin und hatte die Hand voll mit dickem Blut, eklig. Die Wunde wurde nicht noch einmal genäht und heilte, einige Zentimeter klaffend, in vier Wochen von allein. Inzwischen sind fast 50 Jahre vergangen und die Narbe ist kaum noch zu sehen. Anders die von 1925 und 1941, die ein langer roter Strich geblieben ist, der mich aber nicht weiter stört.

WIEDER: MUSIK UND MUSIKINSTRUMENTE

Schon gar nicht denke ich daran, wenn ich am Klavier sitze, Akkordeon spiele und mich mit Flöte oder Mundharmonika beschäftige. Wenn meine linke Hand noch so wie vor dem Schlaganfall am 1.1. 1971 funktionierte, würde ich auch noch Vaters Bratsche hervorholen, die schon lange in ihrem Holzkasten in einem der Korridorschränke liegt.

Obwohl wir immer wenig Geld hatten, hat Mutter dieses schöne Instrument nicht verkauft wie die Geigen, die Vater hinterlassen hatte. Traurig denke ich dabei an eine Joseph-Klotz-Geige, für die einer seiner Kollegen 200 Mark bezahlte. Bei einem Besuch hier in Braunschweig war Kurt Haselbach so naiv, mich zu bitten, ihm die Bratsche zu schenken.

Zwei Geigen, die ich gegen eine Strickmaschine und eine Stößel-Laute eintauschte, stehen ebenfalls in diesem Einbauschrank. Die eine gehört Ingrid, da sie der Gegenwert zur Strickmaschine war und diese ein nicht benutztes Geschenk von Ekkehart Müller war. Der Versuch, sie in Gebrauch zu nehmen, war fehlgeschlagen. Diese beiden Geigen, von denen eine inzwischen völlig auseinandergebrochen ist, waren aus der Sammlung von 46 Instrumenten, die Herr Bierschwale im Laufe seines Lebens zusammengestellt hatte und die bei der Erbteilung zwischen seinen Kindern und seiner zweiten Frau zu einem handfesten Zerwürfnis geführt hatten. Mit Herrn Bierschwale musizierte ich 10 Jahre lang einmal wöchentlich, nachdem ich ihm auf eine Zeitungsanzeige hin mitgeteilt hatte, dass ich bereit sei, ihn auf seiner Geige zu begleiten. Es klappte prima und machte mir viel Freude. Wir spielten sogar einmal öffentlich zu einem Sammelgeburtstag der LAB (Lebensabendbewegung). Für mich erfreulich, aber immer wieder verwunderlich ist, dass ich stets im rechten Augenblick Ersatz für eine verlorene oder vergangene Sache bekomme, so auch für das Zusammenspiel mit Herrn B., das seit ein paar Jahren durch unser Trio: Flöte, Cello, Klavier abgelöst worden ist (s. o.).

Seit ich Kabelfernsehen habe, aber auch früher sind mir viele schöne Melodien und Instrumentalmusik zu Gehör gekommen, über die ich froh und für die ich dankbar bin. Zu den Zeitgenossen habe ich (leider?) keinen rechten Zugang gefunden. Mein Verständnis hört bei der Musik von Hindemith auf. [*Hindemith-Konzert*]

Außer alter Musik liebe ich aber auch Schlager, wenn sie eine schöne Melodie haben, und auch die, welche ich in den zwanziger Jahren mit Käte Mohrmann sang und von denen ich Text und Weise noch heute auswendig singen kann. Einige werden noch heute, 1989, im Radio als „Oldies“ gespielt, leider nur sehr selten, aber immer begeistert von mir mitgesungen. [*Sie singt einen alten Schlager in ein Aufnahmegerät und gibt den Text wieder.*]

Je ein Band wurden von meinem Klavierspiel von Monika und Artur und von Thomas aufgenommen. Das erstere wurde ein Weihnachtsgeschenk für Arturs Mutter, das zweite habe ich noch, aber es ist zum Aufheben nicht gut genug, finde ich. Trotzdem!

ÜBER ERZÄHLEN UND SCHREIBEN

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Aber sie nur gelegentlich zu erzählen oder sie aufzuschreiben sind zweierlei Dinge und ich hätte es sicherlich beim Erzählen bewenden lassen, wenn Ingrid mich nicht zum Schreiben aufgefordert hätte.

IM PARK – EIN UNFALL

[...] Frau Aswald war eine von einer ganzen Reihe netter Damen, die sich fast jeden Nachmittag in Löbbeckes Park am Springbrunnen trafen und sich unterhielten oder gemeinsam über die frei herumlaufenden großen und kleinen Hunde schimpften, die mit Riesensätzen über die Bänke sprangen oder sonstwie Allotria trieben. Nicht weniger lästig waren die jugendlichen Radfahrer, die mit ihren Wettrennen die Gegens unsicher machten. So wollte ein 12-jähriger kurz vor dem Feierabend seines Vaters, dessen neues Rennrad ausprobieren, hatte es heimlich genommen

und war damit in den Park gerast. Unglücklicherweise war Frau Rodenstein zur selben Zeit zusammen mit mir auf dem Heimweg. Wir gingen auf einem breiten Fußgängerweg ganz rechts, als der Junge, der die Kurve schnitt, um die Ecke bog, den Lenker des Rades in die Tasche, die ich über dem Arm trug, einhängte und mich zu Boden riss. Er selbst saß ganz verduzt auf dem ehemals neuen Rad, dessen Vorderrad nicht mehr rund, sondern oval war. Ein Menschauflauf mit guten Ratschlägen war sofort zur Stelle. Als man mir riet, sitzen zu bleiben und einen Krankenwagen abzuwarten, lehnte ich ab. „Bis der kommt, bin ich verblutet.“ Das Blut strömte aus einer Kopfwunde über weiße Bluse und hellgraues Kostüm, ich muss erschreckend ausgesehen haben, blieb aber erstmal sitzen, bis ein junger Mann die Personalien des Knaben aufgenommen und mir gegeben hatte.

Frau Rodenstein brachte mich bis zum Wollmarkt 7. wo Frau Crüsemann gerade ihr Auto belud und uns zu einem Notarzt fuhr. Den Namen des Helden habe ich vergessen, er sprach ein sehr mangelhaftes Deutsch, nähte mir mit 14 Stichen ohne Narkose die klaffende Wunde und gab mir eine Tetanusspritze. Wieder zu Hause, telefonierte ich mit der Mutter des Jungen. Auch er hatte sich erheblich am Knie verletzt. Nach Stunden erschien ein Polizeibeamter, um ein Protokoll aufzunehmen, und ich sagte ihm, dass die Mutter sich bereit erklärt habe, meine verbluteten Sachen reinigen zu lassen. Mir war bekannt, dass Reinigungsanstalten die Annahme von blutbefleckten Sachen verweigern und so hatte ich alles in der Badewanne eingeweicht. Am nächsten Tag erschien der Junge mit seiner großen Schwester und einem Blumenstrauß, um sich zu entschuldigen. Sie hatten Angst, dass ich Schmerzensgeld verlangen könnte, da sie noch keine Haftpflichtversicherung hatten. Sie waren erst kurz in Braunschweig, es waren Österreicher. Die Sachen ließen sie reinigen und ich verzichtete auf Weiteres.

PAUL ANKA UND REISEN OHNE OTTO

Gestern, am 25.5.89, sah ich in einer Sendung von Harald Juhnke Paul Anka nach 22 Jahren wieder und fand ihn und seinen Gesang noch genau so gut wie damals 1966 in Kopenhagen. Diese Reise war eine von vielen, die ich 1966 unternahm, um mir zu beweisen, dass das Leben auch ohne Otto lebenswert war. Es war eine Gesellschaftsreise; auf der wir zu viert in einem großen Zimmer eines zweitklassigen Hotels untergebracht worden waren. Von hier aus hatte ich meinen ehemaligen Chef Friedrich Acker angerufen und ihn dann in Charlottenlund besucht. Nach dem Tode seiner Frau hatte er die Freundin seiner Tochter geheiratet und war wieder nach Kopenhagen zurückgegangen, da man ihm als naturalisiertem Dänen die Lotteriej-Einnehmer-Stelle in Berlin abgenommen hatte. Am selben Abend versuchte ich in ein Konzert von Paul Anka zu kommen. Es war ausverkauft, aber ein junger Mann bot mir seine zweite Karte an, weil seine Freundin abgesagt hatte. Wir saßen also nebeneinander und er versuchte, mit mir ins Gespräch zu kommen, was ihm nach englischen und französischen Versuchen endlich auf Deutsch gelang. Auch an verschiedene Tivoli-Besuche erinnere ich mich gern. Auf der Fahrt durch Dänemark 1960 hatten wir für diese große Vergnügungsstätte keine Zeit gehabt.

Zu diesen „Hoppla, ich lebe noch“-Reisen 1966 gehörten auch eine Vier-Bäderfahrt nach Salzuflen, Eilsen, Nenndorf, Oeynhausen, die spurlos aus meinem Gedächtnis verschwunden ist, eine Sonntagsfahrt an den überfüllten Timmendorfer Strand, die ich , an einen Strandkorb gelehnt, im Sand sitzend verbrachte und deren absoluter Höhepunkt die späte Rückkehr in unserem Bus voller völlig betrunkenen Leute war, die laut johlend oder z. T. katzenjämmerlich in den Sitzen hingen, schaurig!

Die letzte Fahr dieses Jahres 1966 machte ich nach Bad Gandersheim, wo ich zwei Wochen bei Erdmanns wohnte, mit im Altersheim aß und alte Bekanntschaften auffrischte. Es waren Leute aus Heiningens Bethelheim, zu deren Geburtstagen ich Akkordeon gespielt hatte. Von Gandersheim fuhr ich auch nach Wrescherode zu Luise Lucas, die mit ihrem Mann dort ein kleines Haus hatte bauen lassen, in dem sie noch eine Zeit lang wohnte, bis sie vorübergehend ins Wilhelm-Augusta-Stift ging, um sich dann in der Henneberg-Straße wieder eine Wohnung zu nehmen. Im Haus in Wrescherode war Herr Lucas gestorben. Am 27.5.89 habe ich mit Luise Lucas telefoniert, auch sie hat sein Sterbedatum vergessen.

1967

Das Jahr 1967 begann traurig. Ich war in Berlin bei Erich, um ihm zu helfen. Seine Frau, in der Familie „die kleine Erna“ genannt, lag nach einer Operation im Krankenhaus Jungfernheide und Erich war jeden Nachmittag viele Stunden bei ihr. Oft ging ich nicht mit, der Anblick dieser früher blühenden Frau ging mir zu sehr zu Herzen. Weil ich dieses Elend einfach nicht mehr ertrug, fuhr ich am 25.w. zurück nach Braunschweig. Erich war es wohl lästig geworden, dass ich für ihn kochte und einholen ging. Bis auf ein Pfund Salz und ein kleines Glas Pulverkaffee war in seiner Speisekammer absolut nichts gewesen und nach Ernas Tod am 27.1. räumte er alles aus seiner Wohnung, was an sie erinnerte. Alle Bilder wurden von den Wänden genommen, wovon ich mich bei einem späteren Besuch überzeugte. Noch heute nach 22 Jahren ist die Wohnung ein richtiger Kahlschlag, was allerdings für Erichs jährlich zweimaliges Großreinemachen vorteilhaft ist. Seine Tochter Erika hat es nach anfänglichen Versuchen aufgegeben, sich um ihn zu kümmern. Sein Sohn Helmut hat ihn mehrere Male nach Kanada, im Winter nach Florida eingeladen, Erich kann sich nicht aufschwingen zu fliegen. Er wird am 10.9.89 90 Jahre alt.

Aus den Aufzeichnungen, die ich alljährlich nach den kleinen Jahreskalendern zu Sylvester mache, sehe ich, dass das Jahr 1967 trotz des traurigen Anfangs oder vielleicht gerade deswegen noch sehr abwechslungsreich war. Da hatte ich mir einen Fernsehapparat gekauft, weil ich ja nun allein war und Ingrid mit Till in Hildesheim war. Ich hatte so lange auf einen eigenen Fernseher verzichtet, um die geistige Entwicklung Tills nicht ungünstig zu beeinflussen, was nicht ausschloss, dass wir bei seinen seltenen Besuchen gemeinsam sorgfältig ausgewählte Sendungen sahen. An einen solchen Fall erinnere ich mich ganz besonders. Ich hatte einen Bekannten zum Streichen des Wohnzimmers bestellt, alle Möbel zusammengerückt, als Ingrid mir Till brachte. Der Maler sagte ab und ich fing selbst mit der Arbeit an. Das Sofa hatte ich in die Mitte des Raumes gestellt, in die richtige Entfernung zu Apparat, und sobald mein Rücken anfang wehzutun, rief ich Till, der sich woanders beschäftigt hatte, und wir sahen fern. Wenn gerade nichts Passendes zu sehen war, machte ich autogenes Training. Das *Sandmännchen* von drüben und zwischendurch die *Mainzelmännchen* entgingen uns aber nicht.

Mai bis Juni 1967 machte ich einen Mal- und Zeichenkursus der Volkshochschule mit. Besonders schön war es, als die Stunden nach Riddagshausen verlegt worden waren, wohin ich mit dem Bus fuhr, bewaffnet mit Metallsessel, Zeichenblock, Bleistiften und Radiergummi.

Im Mai ging auch eine Fahrt ins Alte Land zur Baumblüte.

Leider machten auch in diesem schönen Frühjahr wie so oft meine Knie Sperenzchen, denen Dr. Soballa mit Plenosal-Spritzen zu Leibe rückte. Der Erfolg war: ½ Jahr Ruhe.

Im Juni meldete sich meine Kusine Elfriede von Glinski an, die dann für einige Tage mit ihren Kindern Monika, Gerd und Sabine hier war. Eine nette Zeit war das.

Im September musste ich schon wieder etwas für meine Knie tun. Otto fuhr mich nach Bad Grund, wo ich privat ein einfaches Zimmer fand, die Mutter der Familie für mich kochte und ich nach Verordnung des Badearztes Moorpäckungen auf die Knie bekam. Die Langweile, die mich in Bad Grund unwiderstehlich befiel, bekämpfte ich mit einer Fahrt zu Ingrid und Till nach Hildesheim, auf deren Rückreise ich in Seesen haltmachte, um nach Zahnarzt Unger (Oppeln) zu forschen. Er war 1954 gestorben.

Dass ich drei Jahre nach unserer Scheidung mit Odding noch eine Weihnachtskommissionsfahrt zu seinen Untervertretern machte, ist mir nur noch durch seine schlechte Laune erinnerlich, die von einem zum nächsten immer grässlicher wurde. Ich muss ihn unbewusst wohl sehr gereizt haben, vielleicht nur durch mein Vorhandensein. Möglich war aber auch, dass die Untervertreter, es waren ausschließlich Frauen, sich hauptsächlich mit mir befassten und er mit seinen Schokoladen-Weihnachtsmännern dadurch ins Hintertreffen geriet, was seine Eitelkeit nicht gerade förderte. Mir waren die Frauen alle bekannt, weil ich die Auslieferungen z. T. als Mitfahrerin von August Brecht mitgemacht hatte. Das Aufnehmen von Schokoladen-Artikeln zu der Brecht- und Wela-Ware, für die O. bald nach dem Krieg zu reisen begonnen hatte, war sehr ungünstig für mich, weil O. nichts verkaufen wollte, was ich nicht vorher probiert hatte. Da halfen dann keine Weizengel- oder Obstkuren, die ich im Frühling und Herbst machte, um mein normales Körpergewicht zurückzukriegen. Dass sich diese Zunahme auch auf meine Knie ungünstig auswirkte, ist klar.



1968

1968 war Till oft und auch mal länger hier bei mir in Braunschweig, weil Ingrid durch ihren Neuanfang in Wolfsburg viel zu tun hatte. *[Den ersten Monat in Wolfsburg wohnte ich in einem möblierten Zimmer, weil die Wohnung im Y-Haus noch nicht frei war. Als ich dann dort eingezogen war, brach die verschleppte Lungenentzündung ganz und gar aus und ich durfte 3 Wochen die Wohnung nicht verlassen.]* Am 29.8. war seine Einschulung in die Volksschule, die in

unmittelbarer Nähe ihrer Wohnung lag, sodass man ihn von der Terrasse der Wohnung im obersten Stock sehen konnte. Es gefiel ihm, wenn wir winkten. Doch das kam später, vorher war er mit Unterbrechungen hier, ging sogar in den Quäker-Kindergarten am Inselwall. Wir fuhren öfter nach Wolfsburg, weil Ingrid noch viele Sachen, die sie brauchte, hier hatte. Es waren jedes Mal kleine Umzüge, einmal mit Gustav Meyer, ein andermal mit Herrn Peters, Bergfeld, von dem ich auf dem Markt am Werder mein Gemüse kaufte.

Nicht gesehen, aber miterlebt haben wir am 11.4. das Attentat auf Rudi Dutschke in Berlin und am 5.6. das auf Robert Kennedy.

Während Ingrid mit Gerhard Marioth in Spanien ihren Urlaub verbrachte, war Till auf Borkum in einem Kinderheim. Zu dieser Zeit hatte ich eine amerikanische Schülerin in Ingrids Zimmer: Valerie Kendall aus Lafayette/Indiana, 2557 Cambridge Road. Leider war diese fast dauernd heimwehkrank und kaum ansprechbar, sofern sie mein Englisch überhaupt verstand.

WEIHNACHTEN 1964

Erika Timmermann, Erichs Tochter, besuchte mich einige Male. So auch Weihnachten 64, wo sie hier mit Robert Goldsmith zusammentraf. Wir hatten gedacht, d. h. Ingrid und ich, dass die beiden ganz gut zusammenpassen würden ohne Rücksicht darauf und ohne es zu bedenken, dass Erika ein Skorpion und Robert ein Widder ist. Sie fanden sich denn auch gegenseitig ziemlich abstoßend. Es war ein turbulentes Fest. [*hier habe ich einige Seiten ausgelassen*]

Ingrid lernte bei dem Nervenarzt Dr. Gebhard *Autogenes Training*. Als ich von der wohltuenden Wirkung hörte und sah, machte ich auch einen Kurs bei Dr. G. mit, an den ich gern zurückdenke. An die etwa 20 Leute auf Stühlen im Halbkreis sitzend im Droschkenkutschersitz: mit nach vorn hängendem Kopf, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, völlig entspannt. Dr. G. ging dann zu jedem von uns und prüfte durch Anfassen, ob die Arme nach seinem Kommando wirklich „ganz schwer“ geworden waren. Trotz seiner Anstrengung konnte er meine Arme keinen Zentimeter hochkriegen. Ich traute mich nach 2 Sitzungen wieder Rad zu fahren und ein Student, mit dem ich sprach, hatte seine krankhafte Prüfungsangst verloren.

1970

Um mein Alleinsein etwas zu überbrücken, ging ich 1970 ins Louise-Schröder-Haus, wo sich nachmittags viele Singles, aber auch Ehepaare einfanden, die gemeinsam bei Kaffeetrinken, Musik und Spielen ihre Zeit totschlugen. Nachdem ich mich erstmal ans Klavier gesetzt hatte, war es mit meiner Ruhe vorbei und ich spielte, oft zusammen mit einem Geiger, einer Miniaturausgabe von Mann, der nur C-Dur spielen konnte. Für ihn brauchte das Klavier keine schwarzen Tasten zu haben. Wenig schön und sehr zu merken waren die Machtkämpfe, die sich bei der zahlreich vertretenen Weiblichkeit um die wenigen vorhandenen Männer abspielten. Das Haus wurde von einem Herrn Gruber mit seiner Frau geleitet, die es nach dem offiziellen Schluss um 18:00 für ihre Zwecke benutzte, was allerdings die meisten von uns nicht bemerkten. Mitbekommen hatte es der Geiger, der aus den wahrscheinlich ganz harmlosen Veranstaltungen, bei denen mal ein Glas Wein getrunken wurde, Orgien gemacht hatte, die durch Weitersagen immer umfangreicher geworden waren. Gruber machte daraufhin den Geiger vor allen Anwesenden so herunter, dass dieser anfang zu heulen. Nach dieser Veranstaltung ging ich nicht mehr ins L.Sch-Haus. Erinnern kann ich mich aber auch an anderes: Während der schönen Jahreszeit nahm ich mein Akkordeon mit und setzte mich in den Garten, der am Haus lag. Da

wurde dann nicht nur gespielt, sondern auch gesungen und niemand blieb mehr in den Innenräumen.

An einem gemeinsamen Ausflug nach Bad Gandersheim erinnere ich mich ganz besonders. Ich war gerade dabei, ein Stück Torte zu essen, als Gruber mit der Mitteilung kam, dass der bestellte Klavierspieler abgesagt habe und ob ich nicht für den einspringen könnte. Wohl oder übel ließ ich Luise Lucas, mit der ich mich verabredet hatte, sitzen und nahm in der Mitte der beiden anderen Musikanten am Klavier Platz. Links das 120-bässige Akkordeon, rechts eine Mundharmonika, die um einen Mittelpunkt angeordnet 5 Instrumente in verschiedenen Tonarten hatte. Wir waren ohne Noten, weil man mit dem Pianisten gerechnet hatte, so musste ich mich einfügen, nachdem mir freundlicherweise die Tonart gesagt worden war. Mir war verwunderlich, dass alte Herrschaften so ausdauernd tanzen konnten und uns zwischen den einzelnen Tänzen kaum Atem schöpfen ließen. Nach 3 ½ Stunden war ich, vor allem durch die Lautstärke in beiden Ohren, völlig erledigt. Die Kraft meiner Nerven reichte gerade noch bis zum Bus. Verrücktwerden muss o ähnlich sein, war mein Gedanke.

SCHLAGANFALL

Als ich nach der Kanadareise mit Schlaganfall im Krankenhaus lag, besuchte mich keiner von all den Leuten, die mir im Louise-Schröder-Haus so gern zugehört hatten. Als ich dann nach längerer Zeit wieder einmal in Löbbekes Park war, stand ich plötzlich einer Frau aus dem Altenkreis gegenüber, die mich, höchst erstaunt, mit den Worten begrüßte: „Ach, ich dachte Sie wären tot.“ Kommentar erübrigt sich.

Dieser Schlaganfall war ein Einschnitt in mein Leben. Ich sah plötzlich alles ganz anders als vorher und war nicht mehr bereit, es mit Nichtigkeiten zu verbringen. Plötzlich merkte ich, dass ich eine Einzelgängerin war, die mit sich selbst eins war und kaum noch Bedarf an Menschen hatte. Mir ist heute klar, dass Gott mir dieses Verzichten geschenkt hat, was aber nicht ausschließt, dass ich mich freue, wenn sich ab und zu mal jemand um mich kümmert und ich im Laufe der Zeit seither Menschen gefunden habe, mit denen zu telefonieren mir Freude macht, und manche, die ich trösten kann.

TILL

[Zusatz der Mutter oben auf S. 71:] Die Originale der Seiten 71 bis 79 und Nachtrag zu 66 hat Monika am 9.6.89 zur Post gebracht, an Till nach Berlin geschickt.



Erna Abb 1962, kurz vor der Geburt des Enkels

In diesen 3. Kommodenkasten gehört auch mein lieber Enkelsohn, der am 18.4.1962 hier in meiner Wohnung, Wollmarkt 7, zur Welt kam. Die Freude, ihn erleben zu dürfen, hatte ich von seinem ersten Schrei um 7:00 an, zu dem er überhaupt nicht durch einen Klaps oder sonstwie aufgefordert werden musste. [*Die Hebamme*] Frau Müller trug ihn dann, in ein Küchentuch gehüllt, in die Küche, wo eine kleine Wanne mit warmem Wasser schon auf ihn wartete. Frau M. war erst spät gekommen, wir hatten sie schon ab 1:00 erwartet, aber sie hatte vorher noch vier Jungen auf die Welt geholfen.



Noch glücklich selbviert im Sommer 1962

Das warme Wasser muss ihn an seinen bisherigen Aufenthalt erinnert haben, er war von diesem Bad an eine ganze Weile friedlich. Umso deutlicher wurden bald darauf seine

Lebensäußerungen, wenn er Hunger hatte oder ihm irgendetwas nicht passte. Ein paar Tage nach seiner Geburt *[es waren vier Wochen]* hatte seine Mutter eine Brustentzündung und ich eine Nierenkolik. Da baten wir Frau Crüsemann um Hilfe und die gute Seele kam und versorgte Till. Gewickelt wurde er auf der Schreibplatte von Ingrids Schreibschrank, die man nach Gebrauch hochklappen und hinter dessen Klappe man allen Baby-Kram verschwinden lassen konnte.

Weil ein Baby das Köpfchen *[in der Bauchlage]* erst nach einer Woche heben können muss, waren wir sehr erstaunt, dass er diese Anstrengung gleich beim ersten Wickeln machte und sich dabei auch noch nach beiden Seiten umsah. Wie seiner sich selbst bewusst seine Augen von Anfang an waren, werde ich nie vergessen. Ebenso wenig aber auch, wie blau er anlaufen konnte, wenn wir seine Bedürfnisse nicht sofort befriedigten.

Der Kinderarzt Dr. Klauenflügel kam fast täglich, weil mit Tills Nabel etwas nicht in Ordnung war. Das war aber bald wieder gut. Als sein Großvater auszog, konnte er mit seinem Gitterbettchen in dessen Zimmer, das „Büro“, umziehen. Hier *[stimmt nicht, er war während seiner Krankheit mit mir im selben Zimmer. Er war 12 Monate alt.]* machte er auch seine erste schwere Krankheit durch, einen Brechdurchfall, von seiner Mutter *[im Nachhinein]* als Hirnhauentzündung diagnostiziert. Nach etwa einer Woche war er wieder gesund. *[Er war in Gefahr, auszutrocknen. Da er nichts zu trinken bei sich behielt, gaben wir ihm Tag und Nacht stündlich mit einem Eierlöffel Tee ein und wechselten uns dabei ab. Dem Arzt war klar, dass Till sehr krank war. Er lehnte Antibiotika prinzipiell ab und war der Meinung, ein Krankenhausaufenthalt belaste das Kind seelisch zu sehr. Tills Leben stand auf Messers Schneide, seine Großmutter verharmlost die Krankheit. Ich bin nicht sicher, wie lange sie gedauert hat. Zu vermuten ist, dass diese nicht erkannte Meningitis mit einem Jahr zu der „hirnorganischen Veränderung“ geführt hat, die sich dann glücklicherweise als Wachstumsverzögerung herausstellte, die aber sicherlich für einiges in seinem Verhalten verantwortlich war. Man mag an den Film Der dritte Mann gar nicht denken!]*

Am 24.4.63 machte Till seine ersten Schritte allein. Wir hatten den Fußboden im Wohnzimmer mit Decken begrenzt und er lief zwischen seiner Mutter und mir hin und her. Von Fahrten in der Heide brachten O. und ich Sand mit und richteten ihm im Hof einen Sandkasten ein, in dem er viel und gern spielte. Auf diesem Hof spielte sich z. T. das Kinderleben der in der Nähe wohnenden Menschen ab. Da waren Karsten und Ulli Schrader, Peter Thom, Otmar Poloschek, 3 Kinder von Langers, Kornelia Bock, Hübner.

Ich hatte damals die Verwaltung der beiden Häuser Wollmarkt 7 und Neuer Weg 1A, der kleine Fleck Grün verbindet die Häuser miteinander und da ich auch für den „Rasen“ verantwortlich war, gab ich ihn für die Kinder zum Spielen frei. Besser ein zertrampelter Rasen als ein durch Auto verunglücktes Kind an unserer gefährlichen Ecke draußen.

Als Ingrid nach einem Jahr *[es waren 1 ½ Jahre nach Tills Geburt, zum Wintersemester 63/64]* ins Studium nach Göttingen zurückging, waren wir beide, Till und ich, uns selbst überlassen. D. h. sie kam jeden Monat für ein paar Tage her, um nach ihrem Sohn zu sehen, den sie ja nur wegen der Beendigung des Studiums kurz *[für ein Jahr]* verlassen musste.

Am 2.8.64 „meldete“ sich Till zum ersten Mal, große Freude, keine Windeln mehr! Zum Einkaufen nahm ich Till in seiner Kinderkarre mit. Für das Gekaufte zog ich eine zweite Karre hinter mir her, was ich auch an einem für mich denkwürdigen Tag tat. In der Halle am Werder standen damals noch kleine Häuser der Kaufleute, u. a. auch „Käse-Klemmer“, wo Till immer ein

Stückchen Käse bekam. Die festen Häuser waren durch Gänge voneinander abgegrenzt, in der Mitte war ein breiter Hauptweg. Beim Betreten der Halle strebte Till sofort heraus aus seiner Karre, wozu hatte er schließlich laufen gelernt. Also raus und, so schnell er konnte, weg. Ich rief, er solle zurückkommen, aber da war er schon bei Käse-Klemmer angelangt und der junge K.K. bedrohte Till mit seinem Besen.



Till und Großmutter in Löbbeckes Park in Braunschweig, wohl 1964

Als Ingrid nach einem Jahr [es waren 1 ½ Jahre nach Tills Geburt, zum Wintersemester 63/64] ins Studium nach Göttingen zurückging, waren wir beide, Till und ich, uns selbst überlassen. D. h. sie kam jeden Monat für ein paar Tage her, um nach ihrem Sohn zu sehen, den sie ja nur wegen der Beendigung des Studiums kurz [für ein Jahr] verlassen musste.



Advent 1963. [Als Mutter und ich zweistimmig Adventslieder sangen, fasste Till sich mit beiden Händen an die Ohren und sagte: „Kann nicht mehr aushalten das!“ Das war wohl ein Jahr später.]

Am 2.8.64 „meldete“ sich Till zum ersten Mal, große Freude, keine Windeln mehr! Zum Einkaufen nahm ich Till in seiner Kinderkarre mit. Für das Gekaufte zog ich eine zweite Karre hinter mir her, was ich auch an einem für mich denkwürdigen Tag tat. In der Halle am Werder standen damals noch kleine Häuser der Kaufleute, u. a. auch „Käse-Klemmer“, wo Till immer ein Stückchen Käse bekam. Die festen Häuser waren durch Gänge voneinander abgegrenzt, in der Mitte war ein breiter Hauptweg. Beim Betreten der Halle strebte Till sofort heraus aus seiner Karre, wozu hatte er schließlich laufen gelernt. Also raus und, so schnell er konnte, weg. Ich rief, er solle zurückkommen, aber da war er schon bei Käse-Klemmer angelangt und der junge K.K. bedrohte Till mit seinem Besen, mit dem der gerade den Gang fegte. Ich war der pädagogischen Ansicht, dass einer, der wegrennt, auch wiederzukommen hat und wartete ab. Er kam auch zurück, aber nur so weit, wie er dachte, dass K.K. ihn noch mit seinem Besen erreichen könnte. Dann warf er sich auf den vom Regen noch feuchten Boden und fing an zu „robber“, was für seinen hellgrauen Mantel und dito Hose nicht besonders vorteilhaft war. Inzwischen hatten sich außer einer netten alten Dame, die mir gut zuredete, auch noch einige Marktweiber zusammengefunden, die ihrer Abneigung lautstark Luft machten. „So ein Schwan“ war noch im

breitesten Braunschweigisch das Geringste über diesen robbenden Till, der nahe an uns, die alte Dame und mich, herangekommen war. Er streckte die Ärmchen aus der Bauchlage hoch und sagte: „auf“. Die Marktfrauen schienen ihm nicht so recht geheuer zu sein. Also stand er allein ohne weiteren Widerspruch auf, stieg in seine Karre und machte ein Gesicht, das deutlich ausdrückte: „Komm bloß weg von hier!“ Wir rückten also ab, ohne etwas eingekauft zu haben. Die auf mindestens 10 angewachsene Frauenschar sah wirklich bedrohlich aus, und als ob sie gleich mit der Lynchjustiz beginnen würden.

Am Abend desselben Tages begann in der Mütterschule ein Kurs über Kinderpsychologie, zu dem ich mich angemeldet hatte, weil ich annahm, dass meine vor fast 30 Jahren für Dieter erworbenen Kenntnisse veraltet seien. Mir gegenüber saß die mir bekannte Mutter eines mit Till gleichaltrigen Mädchens, die mir sofort mit großen Augen erzählte, was sie in der Halle von einer Marktfrau gehört hatte. Wir waren um 10:00 dagewesen, sie um 13:00. Also hatte man sich dort nach drei Stunden noch immer nicht beruhigt. Die alte Dame hatte wohl mit ihren Kindern Ähnliches erlebt und mich bei meinem Vorsatz, Till liegen zu lassen, unterstützt. Keine Zustimmung zu unserer Erziehung fanden Ingrid und ich bei einem Spaziergang von Passanten, die sich über uns und den auf dem Neuen Weg liegenden Till aufregten. Spektakulär war auch das Abholen von Till aus dem Andreas-Kindergarten in der Masch-Straße. Die drei Vormittagsstunden hatte er sich in diesem viel zu kleinen Kindergarten wohl zu beengt gefühlt. Beim Anziehen standen die Kinder Kopf an Kopf in einem winzigen Raum und versuchten, in ihre Mäntel zu kommen, was manchen durchaus nicht gelingen wollte. Wenn Till da endlich unversehrt herausgekommen war, war es ja klar, dass er wie losgelassen agierte. Ihn an die Hand zu nehmen habe ich mal versucht, er wollte aber frei sein und das habe ich bald akzeptiert.

Als beide dann in Wolfsburg Fuß gefasst hatten, war Till öfter hier bei mir. Wir gingen ganz früh morgens in den Schlosspark Schach spielen. Ich fuhr, ihn hinten auf dem Fahrrad, auf Spielplätze, wo er klettern konnte, wobei ich allerdings einmal auf dem Steinweg umkippte und wir beide auf der Fahrstraße lagen. Es war Sonntag und sehr wenig Verkehr, wir regten uns beide kaum bei diesem Sturz.

Am 18.4.71, seinem neunten Geburtstag, kam Till ins Internat nach Wehrden. Ein Psychologe hatte Ingrid dazu geraten. [*Wie es wirklich war, ist in Einer tanzt aus der Reihe nachzulesen.*] Da Wehrden in Nordrhein-Westfalen liegt, gab es da andere Ferientermine als in Wolfsburg/Niedersachsen. Till überbrückte die Zeit hier bei mir und fuhr dann noch 14 Tage mit seiner Mutter nach Prag. Ein Poster, das ihn auf der Karlsburg zeigt, ist an einer Schranktür auf meinem Korridor.

Da Till vom Internat aus jeden Monat 1 bis 2 mal nach Hause fahren durfte [*alle 4 Wochen*], trafen wir uns hier auf dem Hauptbahnhof Braunschweig. An einem solchen Tag hatte er seine Bahnfahrkarte auf dem Frühstückstisch in Wehrden liegenlassen und war ohne Karte in Braunschweig angekommen, nachdem man ihn auf allen Stationen von einem Bahnhofsvorsteher zu anderen weitergereicht hatte. Man hatte sich telefonisch im Internat von der Richtigkeit seiner Angaben überzeugen lassen und er ging hier gleich zu unserem Mann mit der roten Mütze, der uns als Team ja schon längere Zeit kannte und mochte. Um ihm einen Pulli zu häkeln, hatte ich ihm während dieses etwa einstündigen Aufenthalts das erste Mal maßgenommen, das zweite Mal anprobiert und das 3. Mal den fertigen Pulli mitgegeben.

Als er in der Schule in Wehrden mit dem französischen Sprachunterricht anfing, hatte ich ihm im Bahnrestaurants *Sur le pont d'Avignon* vorgesunden, ein andermal zu meinem Schrecken

festgestellt, dass er Läuse aufgefangen hatte und sie mit einem Mittel aus der Apotheke bekämpft. Bei einem Telefongespräch mit dem Direktor des Internats hörte ich, dass in diesem Jahr dort Läuse keine Seltenheit waren. Er gab mir recht, als ich die Vermutung äußerte, die Jungen hätten das Ungeziefer in der Bahn bei ihren Heimreisen aufgelesen.

Wenn ich zu Besuch in Wolfsburg war, hielt ich mich oft bei schönem Wetter auf der Terrasse auf, wo Till gern spielte und Pflanzen hatte. Damals wollte er Tierforscher werden.

1971 bis Weihnachten 1974 war Till in Wehrden. Es tut mir leid, dass ich mir nie ansehen konnte, wie es dort war. Otto (Opa) war mehrmals da, er hatte Till ein Kaninchen geschenkt, das Till aus seinem Gärtchen, das er in Wehrden hatte, versorgen könnte. In Wolfsburg hatte er einen Hamster, Martin, den ich zur Pflege bekam, als Till mit seiner Mutter verreist war. Ich hatte vorher noch nie in meinem Leben ein Tier gehabt und war eigentlich froh, dass es dann zurückgeholt wurde. Einmal war mir dieser Martin ausgerückt, als ich ihn beim Säubern des Käfigs auf die lange Arbeitsplatte der Einbauschränke gesetzt hatte. Ich erwischte ihn gerade noch am Hinterteil, als er sich durch die schmale Spalte zwischen Wand und Platte entfernen wollte. Die Schränke sind fest montiert, er hätte nirgends rausgekonnt und wäre gestorben.

Mit Erinnerungen an Till könnte ich Bände füllen, will aber doch nach 5 ½ Seiten aufhören, von ihm zu schreiben.

BÜCHER

Von klein auf, also sobald ich lesen konnte, zogen mich Bücher magisch an und ich las alles, was mir in die Quere kam. Mein Vater hatte u. a. zwei dicke Schillerbände und da vertiefte ich mich in die *Geschichte vom Abfall der Niederlande*. Wenig später fiel mir der *Ulenspiegel* von Charles de Coster in die Hände, über dessen Grausamkeiten ich fast krank wurde. Genauso erging es mir mit dem *Simplizissimus* von Grimmelshausen, von dem mir leider der *Schwedentrunk* bis heute im Gedächtnis haften geblieben ist. Der 30-jährige Krieg war in meiner Vorstellung das Schlimmste, was uns Deutschen je passiert war, und ich konnte mir nicht ausmalen, Ähnliches erleben zu müssen.

BOMBENANGRIFFE UND KINDERMUND

Es blieb den Bombennächten im Luftschutzkeller vorbehalten, diese Meinung gründlich zu ändern, auch wenn uns der Feind nicht persönlich auf den Leib rückte, wie dies die marodierenden Schweden im 30-jährigen Krieg mit den armen Bauern taten. Dass das ganze Haus bei Bombenangriffen wackelte und der Putz von der Kellerdecke rieselte, war zu ertragen. Ich betete und hielt mich an meinem Strickzeug fest.

Die mit uns Erwachsenen im Luftschutzkeller sitzenden Kinder *saßen* durchaus nicht, sie quirlten durch die Gegend und spielten, nicht anders als am Tage in unserem großen Hausflur. Eine Frau, der dieses laute Spielen im Flur nicht gefiel, hatte zu Ingrid gesagt: „Warte man, gleich kommt eine Ratte, die beißt dich!“ Sie meinte wahrscheinlich: nachts, wenn wir im Keller sitzen. Ingrid meinte darauf unerschrocken: „Dann macht mir meine Mutti einen anderen Zopf und die Ratte erkennt mich nicht wieder.“ Dass sie mit 2 ½ Jahren auch diplomatisch sein konnte, bewies sie ihrer Großmutter anlässlich eines Einkaufs beim Schlächter Hosius. Inwieweit die Ermahnung meiner Mutter, nicht zu betteln, richtig war, konnte ich nicht beurteilen, weil ich ja den ganzen Tag im Büro war, abends wurde mir erzählt, dass sich Ingrid an das Verbot gehalten, aber mit großen Augen gesagt habe: Deine Wurst schmeckt aber *sehr* gut, Tante Hosius“. Ich

freue mich, dass meine Mutter alle ihr bemerkenswert erscheinenden Aussprüche aufgeschrieben und gesammelt hat. Als ich das Tagebuch, das ich vom Tag ihrer Geburt an geführt habe, binden ließ, habe ich in den Deckel Klappen machen lassen, in denen nun die von Mutter geschriebenen „goldenen Worte“ stecken.

Wie empfindlich Ingrid sein konnte, wenn sie sich nicht mit der ihr zustehenden Ehrerbietung behandelt fühlte, zeigte sich einmal auf der Treppe Krummestraße 64. Wir kamen von einem Einkauf, ich hatte sehr schwer zu tragen und hätte die drei Treppen zu unserer Wohnung gern hinter mich gebracht. Ganz im Gegensatz zu unserer Süßen, die jede Stufe mit Bedacht zu genießen schien. Ich wagte es, ihr einen kleinen Schubs zu geben, woraufhin sie sich mit entrüstetem Gesichtchen umdrehte, stehen blieb und mich strafend ansah. Darauf musste ich natürlich etwas sagen und mir fiel nichts Besseres ein als: „Entschuldige, ich habe dich wohl nicht mit der nötigen Akkuratessse behandelt?“ Ihre Antwort, in der Lautstärke zunehmend, war: „Ich glaube nicht, ich glaube nicht!“ Sie hatte dieses Wort vorher bestimmt noch nie gehört. Ihre Missbilligung dieses Schubses zeigte sie außerdem auch noch mit dem Verlangsamten ihres Tempos an.

Dass sie hässliche Menschen nicht leiden konnte, war mir bei einem Spaziergang ziemlich peinlich. Wir kamen an einer jungen Frau vorbei, die ihren wirklich sehr hässlichen kleinen Jungen im Wagen vor sich herschob. Ingrid ging auf ihn los und ohrfeigte ihn. Später fragte ich sie nach dem Grund und sie sagte: „Er war so hässlich.“ Ebenso unangenehm war mir bei einer Fahrt mit der Untergrundbahn, als sie ihr Zeigefingerchen ausstreckte und fragte: „Mutti, was issen das da?“ In der Ecke querüber saß eine unheimlich angemalte Frau, aufgedonnert, mit grässlichem Hut. Wahrscheinlich war sie unserer Kleinen nicht wie ein Mensch vorgekommen.

PATSCHAN

Mir war beim Anblick ein Gedicht aus der *Zehnten Muse*, ein von Patschan mal zitiertes Gedicht eingefallen: „Die Wangen rosarot gepudert, die Augen kohlenstiftumrändert, mein Gott, wie hast du dich verändert, in den paar Jahren so verludert. Du brauchst mir gar nichts zu erzählen von Wünschen und verfehlttem Streben, ich bin zum Beispiel immer noch Jurist, so ist das Leben!“

Heute kann ich mir denken, dass es Patschan bei dem Gedicht weniger auf die beschriebene Frau ankam als auf die Anspielung, wie fraglich sein Jurastudium war. Er hatte Schauspieler werden wollen, was seine Mutter und seine Tante, die für sein Studium aufkamen, zu verhindern verstanden hatten.

META UND EINE UNANGENEHME ERINNERUNG (INGRID)

Verwunderlich, wie aus einem kurzen Wort von Ingrid eine so lange Geschichte werden kann.

Auch Dinge niederzuschreiben, an die man sich nicht gern erinnert, finde ich eigentlich nicht gut. Ich will diese Erinnerungen auf wenige beschränken.

Als Ingrid zur Kur in Bad Oeynhausen war, rief ich sie täglich an, bekam auch fast immer Anschluss und redete mit ihr, ohne auf die Uhr zu sehen. Der Erfolg war eine erfreute Tochter, aber leider auch eine Telefonrechnung von 243 DM. Bei ihrer Rückkehr nach Wolfsburg Ende Mai 1989 sagte sie mir am Telefon, dass sie mir nichts mitgebracht habe, aber für Helga ein Abendtäschchen mit Petit-Point-Arbeit. Wie wahrscheinlich von ihr erwartet, sagte ich natürlich: „Das macht doch nichts“, war mir dessen aber durchaus nicht sicher. Für irgendeine andere Kleinigkeit hätten ihre Zeit und ihr Geld bestimmt gereicht und ich hätte mich nicht zu fragen

brauchen, ob Helga ihr mehr wert sei als ich. Es ist mir ja durchaus nicht um einen Gegenwert für die Telefonrechnung zu tun, sondern ´nur um Anerkennung für die viele Liebe, die ich ihr von ihrem ersten Schrei an getan habe.

Bewusst habe ich sie nie gekränkt oder sonst irgendetwas getan, ihr zu schaden. Soviel ich weiß, hält sie es mit ihrem Sohn jetzt ebenso. Aber da bin ich vom eigentlichen Thema abgewichen.

GEDANKEN AN LANGES LEBEN UND TOD

Eigentlich habe ich mir vorgenommen, das Jahr 2000 zu erleben. Das wären noch 11 Jahre, die durchzuhalten sicherlich von Jahr zu Jahr schwieriger sein wird, zumal es mir schon heute schwerfällt, meinen Geist mit meinem Körper zu koordinieren. Ersterer hat die Fähigkeit, unbegrenzt durch Zeit und Raum zu schweifen, während der zweite sich mühsam mit Krücke und Stock vorwärtsbewegt, keine Treppen mehr steigen, schon lange nicht mehr Rad fahren, schwimmen oder Tennis spielen kann und damit dem Geist Handschellen anzulegen versucht.

Ein bisschen Trost gibt der Gedanke, dass es anderen noch viel übler geht als mir und die es, vielleicht, viel weniger verdient haben als ich.

In meiner schönen Wohnung, der regelmäßigen Rente, der Firma, die mich täglich mit einem guten Mittagessen versorgt, meinem „Trio“, verschiedenen Menschen, die mich gern haben und last not least Ingrid und Till bin ich eine reiche Frau, die keinen Grund zu klagen hat und das auch fast nie tut. Sogar kaum wenn ich in der Nacht vor Schmerzen in den Knien manchmal kaum schlafen kann.

META

Wenn Du, meine liebe Ingrid, dies alles eines Tages einmal lesen wirst, bedenke bitte rechtzeitig, dass es sich bei den vielen Seiten nicht um die Klausurarbeit eines Deiner Schüler handelt, sondern um die Erinnerungen Deiner Dich liebenden Mutter, die sie nur aufgeschrieben hat, um Dir zu beweisen, dass sie wirklich einmal gelebt hat und nicht die Absicht hatte, in Äonen unterzugehen.

Der langen Rede kurzer Sinn: Lege bitte keinen allzu strengen Maßstab an, bitte!

MISSHANDLUNG DER KNIE IM GANZEN LEBEN

Das Kalenderblatt vom *Neukirchner Kalender* für den heutigen Tag 15.6.89 hat mich darauf gebracht, mal richtig über meine Knie nachzudenken und aufzuschreiben, was *ich* und was andere Menschen ihnen angetan haben.

Hebr. 12, 12.13 stehen die Worte: „Darum stärkt die müden Hände und die wankenden Knie und macht sichre Schritte mit euren Füßen, damit nicht jemand strauchle wie ein Lahmer.“

[für das Folgende vgl. Teil II EIN BEWERBER]Als erstes fällt mir dabei das Jahr 1916 ein, in dem ich bei Altherrs in Zürich (Teil I) die Familie Hindermann kennenlernte. Professor H. hatte eine Musikschule in seinem großen Haus Englischviertelstraße und war Organist am Fraumünster. Sie hatten 6 oder z Kinder, von denen die meisten noch zu Hause waren. Während eines Ausflugs in die Umgebung wollten mir die beiden ältesten Söhne beibringen, wie man im eidgenössischen Heer schnell läuft. Sie nahmen mich in die Mitte, ich hielt die Armchen nach rechts und links, fest von beiden angefasst und sie rannten los. Bald konnte ich nicht mehr, aber sie konnten nicht so schnell anhalten und schleiften mich ca. 6 bis 8 Meter über den steinigen Schotter. Als ich wieder

aufwachte, lag ich im Chausseegraben und an jeder Seite saß einer der beiden und bemühte sich, mir die Steine aus den blutenden Knien zu polken. Damit war der Ausflug beendet und die Heimfahrt in das Haus Hindermann wurde angetreten. Im Turm, den jeweils der älteste Sohn der Familie bewohnte, wurde ich dann weiter verarztet. Von Erster Hilfe hatten die beiden wohl noch nichts gehört, denn ich wurde so verbunden, dass ich die Knie nicht mehr beugen konnte. Treppensteigen war unmöglich. An einem Ausflug zur Insel Ufenau teilzunehmen, weigerte ich mich, ich saß bei herrlichem Wetter im Zimmer und setzte Puzzles zusammen, die die Jungen selbst gemacht hatten.

Da mein Kinderbillet für die Heimreise nicht ausreichte, müssten wir, um nicht nachzahlen zu müssen, bis zum 16.8.16 ausgereist sein. Ich erinnere mich, dass ich es äußerst unpassend fand, an meinem Geburtstag fahren zu müssen, hatte aber den Mund zu halten. Der Schweizer Zoll war sehr streng, sie hatten kein Erbarmen mit den Deutschen in diesem zweiten Kriegsjahr. Ein Berliner aus unserem Abteil hatte auf die Frage des Zöllners, was in seiner Bierflasche sei, erklärt: „Ich gloobe, det mir meine Schwägerin wat gegen den Durst mitgeben wollte.“ Darauf hatte der Zollbeamte die Flasche schräg gegen das Licht gehalten und festgestellt: „Das ist Öl.“ Als dann auch noch ein großes Stück Emmentaler Käse beanstandet wurde, hätte der arme Kerl fast den Zug versäumt.

Jahre später hatte Onkel Alfred an der Grenze alle 5 Salamiwürste, die er uns hatte mitbringen wollen, angebissen, um darzutun, dass sie „Mundvorrat“ seien. Er hatte sie durchbekommen.

In Charlottenburg ging gleich wieder die Schule an und alle bestaunten mich, dass ich in der Schweiz gewesen war. Mit meinen dick verbundenen Knien konnte ich dabei nichts finden, zumal ich durch sie so schlecht und unsicher lief, dass ich jeden Tag in den Pausen auf dem Schulhof stürzte und von Frau Kienast verbunden werden musste. Ich hörte wochenlang nicht auf, nach Jodoform zu riechen. Erschwerend zu meiner Unsicherheit kam, dass man den Schulhof umgegraben hatte, um ihn zu pflastern und dabei viele Menschenknochen gefunden hatte. Unsere Schule war in der Kirchhofstraße.

Die Knie blieben blau und schmerzten oft. Ganz schlimm wurde es, als ich anfang, Rad zu fahren, was ich doch so sehr gern tat. Als ich 18 Jahre alt war, stellte ein Arzt fest: „Sie haben die Knie einer 60-jährigen Frau.“ Er glaubte wohl an Ablagerungen und ich sagte nichts von dem Unfall.

Den nächsten größeren Angriff auf meine Knie startete ich 1934 in den ersten beiden Wohnungen meiner jungen Ehe. Auch wenn ich nicht einsah, weshalb ich mit einem Ziegelstein über die Eisenplatte meines Kochherdes herfallen sollte, um sie spiegelblank zu kriegen, was damals bei den jungen Hausfrauen in Köln üblich war, so war ich doch wahnsinnig genug, auf den Knien rutschend dem dunkelbraunen Linoleum des Fußbodens Glanz zu verleihen. Sogar die Küche war mit diesem unpraktischen Zeug ausgelegt und man musste vorsichtig sein, um nicht die Balance zu verlieren; das rutschfeste Bohnerwachs war für mich unerschwinglich, weil ich monatlich mit 60 Mark auskommen musste, einschließlich Stromrechnung. In Kastellaun gab es dann zum Glück wieder Holzdielen wie in Berlin, die zu wischen ich Hilfe bekam.

Die Bombenangriffe auf Berlin mit ihrem allnächtlichen Treppensteigen waren auch nicht gerade gut für die Knie; oftmals mussten wir mit Feuerpatsche aufs Dach, um die bei Westwind heranwehenden großen Glutbrocken zu löschen. Da kam zu den 4 Treppen auch noch die Leiter vom Boden zum Dach hinzu. Evakuiert bei Seehawers in Sockelstein, war unser Kämmerchen ebenfalls nur über eine Leiter zu erreichen und da ich für die Sauberkeit darin zu sorgen hatte, stieg ich mit Wasser hoch und mit Abwasser runter, weil es oben keinen Ausguss gab. Diese

Kletterei war auch nötig, oft im Dunkeln, um das weit entfernt im Garten stehende Plumpsklosett zu erreichen.

Böse wurde es 1945, als wir zu Arbeiten auf dem Heininger Gut herangezogen wurden. Um nicht mit dem oft feuchten Boden in Berührung zu kommen, band ich mir zwar dicke Lappen um die Knie und rutschte so das weite Feld von der Straße zum Oderwald hinauf zum Rübenverziehen und konnte, oben angekommen, nur noch schwer gerade stehen.

Einige Jahre später fing ich ernsthaft an, mich um den Zustand dieser anscheinend eingerosteten Scharniere meines Körpers zu kümmern, aber es war wohl zu spät. 1964 in Bad Grund zur Moorkur sagte der Badearzt: „Sie werden *immer* etwas für Ihre Knie tun müssen“ und das habe ich seither getan. Einreibungen mit *Arthrosenex* und *Retterspitz Massagemilch*, 7-stündige Umschläge mit *Kytta Plasma* lindern den Schmerz, geben aber die Beweglichkeit nicht wieder. Das entstandene Übergewicht ist auch nicht wieder zu beseitigen.

[Nachtrag zu] IM PARK – EIN UNFALL geschrieben am 19.6.89

„In einem Meer von Schmerz ertrinken die einen, die anderen lernen drin schwimmen.“ Dabei war sicherlich nicht nur Seelenschmerz gemeint, der so viel heftiger sein kann als körperlicher. An Dieters Tod denke ich dabei, bin aber im Laufe der Jahre dahintergekommen, dass es auch körperlicher Schmerz in sich haben kann. Von den Knien abgesehen, die sich so ausdauernd schmerzlich in Erinnerung bringen, gibt es auch Dinge, die außerdem dazu kommen. Den 18.6.89 werde ich nicht nur als Tag der 3. Europaparlamentswahl im Gedächtnis behalten, er wird mir auch hoffentlich nicht so intensiv in Erinnerung bleiben. Das kam so: Ein paar Tage vorher hatte es vom „Menü-Express“, meiner ständigen Essenlieferung, Rinderherzragout, Spaghetti und Rohkostsalat gegeben, von dem ich genug für eine Abendmahlzeit übrig gelassen hatte, die ich im Mikrowellenherd erhitze. Ich hatte Widerwillen gegen diesen Rest, zumal mir schon dieses Zeug vorher nicht geschmeckt hatte. Plötzlich kam es mir vor, als hätte ich das alles schon einmal erlebt und als ob ich mich gleich übergeben müsste. Ich stand also auf, diesmal versagte zur Abwechslung das rechte Knie und ich schlug mit der rechten Kopfseite auf den Küchenherd. Als ich mich von meinem Schreck erholt hatte, rappelte ich mich auf und zog mich an der Bank im Korridor hoch. Der Bluterguss wird wohl unter den Haaren sein, an der Stirn ist nur ein bisschen blau.

Schlimmer war es im vorigen Jahr, 1988, als ich beim Frühstückzurechtmachen war, das linke Knie versagte, ich mich an einem Stuhl festhalten wollte und erst eine Stunde später neben dem umgefallenen Stuhl aufwachte. Aufstehen war unmöglich und so hoppelte ich auf dem Allerwertesten ins Wohnzimmer, riss das Telefon vom Tisch und rief Helga an. Sie kam sofort und brachte mich ins Krankenhaus Salzdahlumer Straße. Dort wurde mein Kopf geröntgt und ein älteres Blutgerinnsel festgestellt, das wohl auch meine allgemeine Unsicherheit in der Bewegung verursacht haben muss. Meine linke Gesichtshälfte war inzwischen dunkellila geworden, das Auge völlig geschlossen. Ich sah zum Fürchten aus, blieb aber nicht zur weiteren Untersuchung dort, sondern machte mir zu Hause Arnikaumschläge und bekam von Dr. Heinze eine Frau als Hilfskraft verordnet, die mich 8 Wochen lang täglich besuchte.

Angefangen hatte diese Fallerei 1986, als ich mit Frau Probst aus dem Park kam und die letzten drei Stufen der Steintreppe an der Mühle herunterfiel. Da wachte ich erst im Krankenhaus Celler Straße wieder auf, wohin ich bewusstlos mit einem Krankenwagen gebracht worden war. Frau Probst dachte, ich sei tot, und war froh, als ich wieder zu mir kam. Vom 12.5. – 6.6. lag ich da mit einer Gehirnerschütterung und einem Loch im Kopf. Dabei wollte ich nur Frau Probst ermahnen,

sich doch wie ich am Geländer festzuhalten, das ich nie losließ, aber danach fragen meine Knie ja nicht, die versagen einfach, wenn ich es am wenigsten von ihnen erwarte.

Danke Paul und Hugo Hindermann! Dieses Jahr 1916 ist wirklich eine Erinnerung fürs Leben, die ich euch beiden zu verdanken habe! Anni Hindermann, das einzige Mädchen unter den vielen Brüdern, war eine Zeit lang in Berlin und besuchte uns öfter. Weil die „gute Gertrud“ keine Lust hatte, Hugo nach Bombay zu folgen, wollte Anni ihn dort für die Zeit seines Aufenthaltes in Indien die Wirtschaft führen. Ihre Fahrt mit dem Schiff endete, wie schon woanders beschrieben, mit einer Havarie, die sie all ihr Mitgenommenes kostete. Wir hörten nie mehr etwas von ihr. Weder von ihr noch von der übrigen Hindermann-Familie.

VATERUNSER

30 Jahre lang, von 1946 – 76 habe ich Vaterunser gesammelt, die ich nun seit über 20 Jahren jeden Morgen bete.

Gelernt habe ich 1946 das russische von Herrn Lucas,

1950 das englische von Frau Abegg

1951 das französische von Raymond van Goethem [*er war erst 1953 in Heiningen*]

1956 das polnische von einer Polin in Bad Pyrmont,

1960 das italienische von einer Italienerin in einer Eisdielen in Braunschweig, Wendenstraße

1961 das lateinische von Ingrid ?

1976 das griechische von Dr. Lindemann, Augustinum

Einschließlich dem deutschen sind es 8 Vaterunser, die ich mir gleich nach dem Wachwerden, auf der Bettkante sitzend und die Knie salbend, ins Gedächtnis zurückrufe. Anschließend bete ich: „Lieber Vater im Himmel, bleibe bei uns allen. Sei mit Ingrid, Till und mir, lass uns das tun, was für uns das Beste ist, erhalte uns unseren Verstand, unsere Gesundheit und unsere Sinne. Sei auch mit Otto und Helga, ihrer Mutter und ihrem Hubert, meiner lieben Frau ... [*es werden noch viele weitere genannt*] Erhebe Dein Angesicht auf uns und gib uns Frieden und sei uns gnädig. Amen.

BESUCHERINNEN

Gestern am 27. Juni 1989 habe ich zwei Besucherinnen gehabt: Frau Schienagel und Roswitha [*Pieper*]. Frau Sch., Bekannte aus unseren Frauenhilfenachmittagen, konnte ich das erste Mal, seit wir uns kennen, aus ihrer Reserve locken, sodass sie nicht nur von ihrem toten Mann, sondern auch von weiter zurückliegenden Schrecknissen berichtete. Auf der Flucht aus dem Kreis Gumbinnen war ihr großer Treck den Russen in die Hände gefallen und sie hatte sie von der schlimmsten Seite kennengelernt. Ihren Vater, der nachsehen wollte, warum der Treck steckengeblieben war, hatten sie erschossen, ihm Pelz und Stiefel ausgezogen und am Wegrand liegenlassen. Sie hatten ihn „Kapitalist“ geschimpft, dabei war er nur ein tüchtiger Bauer gewesen. Die 16-jährige Schwester hatten sie geknebelt, vergewaltigt und mitgenommen. Sie hörten nie wieder etwas von ihr. Ihr Mann war in Stalingrad gefallen. Die Ostpreußen sind wohl schon immer von einer erstaunlichen Widerstandskraft gewesen, jedenfalls mehr als wir anderen Deutschen. Viel hat dazu sicher der unerschütterliche Glauben an Gott beigetragen. „Gottes Willen kennt kein Warum.“ Mich haben diese Erzählungen mit tiefer Dankbarkeit erfüllt. (Gegen mein eigenes Schicksal)

Wie schwierig war es damals oft einzusehen, wenn wir wieder einmal unsere Zelte abbrechen mussten, um weiterzuziehen, und wie sehr kann ich im Nachhinein verstehen, dass es immer zu unserem Besten war, wenn wir weitermussten. Aus Buchwalden zurück nach Berlin, wenn auch unter Hinterlassung unserer gesamten Habe, nach Heiningen über das Kriegsende hinweg und immer wieder zusammen mit Menschen, mit denen man leben konnte. Dass Otto fast gesund zurückkam, uns nicht irgendwo anders suchen musste, sondern in Heiningen wiederfand und so ganz allmählich mit seiner Enttäuschung über das zusammengebrochene 3. Reich fertig werden konnte. Er hat sehr lange dazu gebraucht, auch wenn wir nur ab und zu davon etwas merkten. Ihren zweiten Mann hat Frau Sch. nach langer Krankheit, in der sie ihn pflegte, vor einigen Jahren verloren. Geblieben ist ihr die Tochter ihres Mannes und ihre eigene. Grund genug, Gott zu danken.

Die zweite Besucherin gestern, Roswitha kommt schon einmal vor. [*in Teil III UNTERMIETER IN DER BRAUNSCHWEIGER WOHNUNG*] Ich hatte sie viele Jahre nicht gesehen und war erfreut, dass sie sich im Laufe dieser langen Zeit so zu ihrem Vorteil verändert hat. Gefragt habe ich sie daraufhin nicht, dass sie damals so gequalmt hatte, aber meine empfindliche Nase sagte mir, dass sie dieses Laster abgelegt haben müsse. Auch sie hat ihr Schicksal, auch wenn es mit den Schicksalen der Generation in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht zu vergleichen und zum großen Teil selbstgebastelt ist. Wenn man in langer mühseliger Bauzeit ein Häuschen mit gebaut hat und dieses, wenn es fertig ist, verlässt und sich scheiden lassen muss, weil der Mann säuft, ist das bestimmt nicht einfach, auch wenn man das Kind zugesprochen bekommt und bald Ersatz für den Mann findet. Mir erscheinen wohl Nachkriegsschicksale überhaupt nicht so gravierend zu sein wie die, welche meine Generation zu bewältigen hatte. Ich bin glücklich und dankbar, dass ich meinen Humor und meinen Verstand bis heute nicht verloren habe.

In diesen letzten Tagen des Juni 1989 scheinen sich mehrere Leute verabredet zu haben, mich zu besuchen, obwohl sie gar nichts voneinander wissen und sich nie gesehen haben. Ähnliche Erfahrungen habe ich schon öfter gemacht: Entweder scheine ich, allen Bekannten aus dem Gedächtnis entschwunden zu sein, oder sie kommen „zuhau“f. Die Anzahl der Menschen ist natürlich schon allein durch den Tod dezimiert, es bleiben aber doch einige der jüngeren Jahrgänge, die gern kommen. Gestern war nach vorheriger telefonischer Anmeldung Frau Kreth hier, die auch dem unglücklichen Jahr 1906, dem „Feuerpferdjahr“ angehört. Außerdem ist sie auch noch ein Krebs mit den drei Schritten vorwärts und zweien zurück. Wenn ich mir das Schicksal dieser 1906er betrachte, komme ich mir vor wie „noch einmal gut davongekommen“. Frau K. ist eine zierliche Persönlichkeit, die sich beim häufigen Hinfallen immer gleich etwas bricht, zuletzt den schlOberschenkelhals. Wie vorteilhaft es doch ist, gut gepolstert zu sein und sich beim Stürzen nur blaue Flecke einzuhandeln.

[2 Seiten Erinnerungen an eine ehemalige Klassenkameradin in Berlin samt ihres und ihres Ehemanns Tod.]



Ölbild des Vorfahren Sebastian Fehr aus der Schweiz.

1) Vater unser, der Du bist im Himmel,
 beeheligt werde, Dein Name, Dein Reich, komme
 Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also
 auch auf Erden.
 Unser tägliches Brot gib uns heute,
 und vergib uns unsere Schuld, wie
 wir vergeben unsern Schuldigen,
 und führe uns nicht in Versuchung,
 sondern erlöse uns von dem Bösen.
 Denn Dein ist das Reich und die Kraft,
 und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen!

2) Onire nam uke ecu na kedecex
 ga sve tmita uke tlvoe
 ga nruigem uapmbue tlvoe
 ga sygem boix tlvox ako na
 vedech mak u ka zemli.
 xled nam nasuykoiu gaxyc kam
 gress u ostabi kam gozupama
 ako xe mbi ostabi kam gozupama
 kamum u ke v begu nas v ukrymenue
 no uzdabu nas om dykabavo
 ako mboe estis uapmbue u cura u
 slava u kbiue u nruico u bo vekn
 amuro

3) Notre père qui est aux cieux
 Au votre nom soit sanctifié
 Au votre regne arrive que votre volonté
 soit fait sur la terre comme au ciel.
 Donner nous aujourd'hui notre pain
 quotidien et pardonnez nous nos offenses,
 comme nous pardonnons au ceux qui
 nous ont offensés. Et ne nous laissez
 pas tomber en tentation mais délivrez
 nous du mal. Ainsi soit il au nom
 du Père et du Fils et du saint Esprit, Amen.

4) Our Father, which art in heaven,
 Hallowed be Thy name, Thy kingdom
 come, Thy will be done in earth
 as it is in heaven.
 Give us this day our daily bread
 and forgive us our debts as we
 forgive our debtors.
 And lead us not into temptation,
 but deliver us from evil.
 For Thine is the kingdom and the
 power and the glory for ever. Amen

5) Ojce nasz ktorys jest w
 niebieszech! Swięc sie imie twoje,
 Przyjdź Królestwo twoje, bądź wola
 twoja jako w niebie tak i na
 ziemi. Chleba naszego powszedniego
 daj nam dzisiaj. Odpuść nam
 nasze winy, jako i my odpuszczamy
 naszym winowajcom. I nie wódz
 nas na pokuszenie, ale nas zbaw
 o de zlega. Albowiem twoje jest
 królestwo i moc i chwala na
 wieki wieków. Amen!

6) Pater noster, qui es in caelis
 Santificetur nomen tuum
 Adveniat regnum tuum
 Fiat voluntas tua, sicut in caelo
 et in terra. Panem nostrum
 quotidianum da nobis hodie
 Et dimitte nobis debita nostra
 sicut et nos dimittimus
 debitoribus nostris. Et ne nos
 inducas in tentationem.
 Sed libera nos a malo Amen

7) Padre nostro che sei nei cieli
 sia santificato il Tuo nome
 venga il Tuo regno sia fatta
 la tua volontà come in cielo
 così in terra.
 Dacci oggi il nostro pane
 quotidiano. Rimetti a noi
 i nostri debiti come noi gli
 rimettiamo ai nostri debitori
 Non ci induca in tentazione
 ma liberaci dal male
 così sia

8) ΠΑΤΗΡ ΗΜΩΝ Ο ΕΣΤΙΝ ΟΥΡΑΝΟΙΣ
 ΑΓΙΟΝ ΤΩΝ ΟΡΘΟΚΑΛΩΝ
 ΕΧΥΣΤΩ Η ΒΑΣΙΛΕΙΑ ΣΟΥ
 ΓΕΡΗΘΗΤΩ ΤΟ ΔΕΛΗΜΑ ΣΟΥ
 ΟΣΤΙΝ ΟΥΡΑΝΩ ΚΑΙ ΕΠΙ ΤΗΣ
 ΤΟΥ ΑΣΤΟΥ ΗΜΩΝ ΤΟΥ
 ΕΠΙ ΟΥΡΑΝΟΥ ΗΜΩΝ ΤΟΥ
 ΚΑΙ ΑΥ ΕΣΤΙ ΗΜΩΝ ΤΟΥ
 ΟΥ ΕΙΛΕΤΑΘ ΗΜΩΝ ΚΑΙ
 ΗΜΕΙΣ ΑΥ ΗΚΑΜΕ ΤΟΥΣ
 ΟΥ ΕΙΛΕΤΑΘ ΗΜΩΝ ΚΑΙ ΜΗ
 ΕΙΣΕΡΕΘΗΣ ΗΜΑΣ ΕΙΣ ΠΕΡΑΘ
 ΑΓΓΙΟΝ ΟΥΡΑΝΩΝ
 ΑΠΟ ΤΟΥ ΠΟΡΝΕΘΟΥ

Als ich im Mai 1979 in Bad Sachsa zur Kur war, hatte ich in einem Buch einen Aufsatz von Bernt von Heiseler gefunden und abgeschrieben. Interessiert hatte er mich zuerst vor allem deswegen, weil mir ein Wort der darin beschriebenen Mutter erzählt worden war: „Ihr könnt doch alle machen, was ich will!“ [*Wanja hatte im Sommer 1961 in Göttingen zu mir gesagt, das könne doch auch ich, Ingrid, gesagt haben.*]

Meiner Mutter zu einem Festtag

Mutter, gedenk' mit mir der alten Zeit
Vor den zwei Kriegen, als wir Buben waren
Und ihr noch junge Eltern. Es liegt weit
Wie hinter einem Hochgebirg' von Jahren.
Wir haben überwandert und sind hier.
Von unserm Liebsten vieles blieb zurück.
So Schritt um Schritt verarmen wir.
Doch die Erinn' rung ist ein reiches Glück.
So laß dir von dem Kindheitstag erzählen,
Als mir der Bruder droben hinterm Haus
Den Tod erklärt hat. Nicht um mich zu quälen.
Er lehrte mich, er kannte sich gut aus.
Er sagte: „Jeder stirbt einmal“ „Wer?“ „Alle“
„Ich auch?“ „Ja“ „Du auch?“ „Ja“ „Die Eltern?“
„Ja, Wer auf der Welt lebt, stirbt in jedem Falle.
Wir sterben und dann sind wir nicht mehr da!
Mein eigener Tod (nicht gern gesteh ich's ein)
Erschreckte mich am meisten, ich wollt' lang nicht glauben.
Ich rief: „Bei mir wird's nicht so sein, die
Mutter wird es nimmermehr erlauben.“
Der Bruder blieb dabei: „Sie kann's nicht hindern.“
Doch merkt' ich, er war nicht ganz sicher mehr,
Denn beide wußten wir, an deinen Kindern
War dir kein Dienst und keine Tat zu schwer.
Du siehst, wie hoch sich unsre Hoffnung wagte,
Wie wir dich stärker glaubten, als du bist,
Und war doch trift'ge Ahnung, die uns sagte,
Daß Liebe stärker als Vergängnis ist.

Beim Schreiben dieser Worte fällt mir Bernt ein, wie ich ihn damals in Vorderleiten kennenlernte, als ich mit Till bei ihm war. Wir saßen auf der großen Holzbank hinter [vor] dem Haus und ich konnte nicht verstehen, wie er nicht durch den Anblick der herrlichen Bergwelt vor uns von seinen grauen Gedanken abzubringen war. Es war reine Lebensangst, die aus allem, was er sagte, sprach, und ich setzte dagegen, dass doch gerade die Berge mich ganz von meinem eigenen Ich abträchteten und dass ich gerade durch sie Vertrauen zu Gott und rechte Zuversicht für mein eigenes kleines Schicksal bekäme. Ob er selbst wieder Mut fasste, weiß ich nicht mehr.

ERINNERUNG AN ZWEI NICHT ZUSAMMENPASSEND EHEPAARE

Auch warum mir im Zusammenhang mit Bernt verschiedene Ehepaare einfallen, die nicht so gut zusammenpassten wie er und seine Frau, die er manchmal scherzend „die Papistin“ nannte, ist mir nicht klar. Interessant zu beobachten waren für mich schon 1913 in Tautenburg während der großen Ferien die Leute, bei denen wir wohnten: Er war ein großer feister Förster mit roten Wangen, sie eine kleine, dünne verhuschte graue Maus, die sich für ihre Urlaubsgäste und auch sonst abrackerte. Zum Essen schien sie eine absolut negative Einstellung zu haben, was ich am eignen Leibe erfuhr, als Vater und Mutter einen Tagesausflug zu einer Keramik-Fabrik machten und ich der Familie anvertraut wurde. Nach einem kargen Frühstück bekam ich zu Mittag einen einzigen dünnen Eierkuchen, von dem anscheinend angenommen wurde, dass er mich bis zum Abend sättigen würde. Kurz vor Dunkelwerden ging die Försters-Frau mit mir meinen Eltern entgegen, d. h. sie sammelte Futter für ihre Ziege und mich trafen meine Eltern allein im Wald. Vielleicht hatten sie schon von Weitem meinen Magen knurren gehört. Sie waren entsetzt und nahmen mich das nächste Mal zu einer Abendveranstaltung mit, bei der es etwas mehr zu essen gab, als ich mit meinem ausgehungerten Magen vertrug. Auf der Rückfahrt in der Kutsche brachte ich, schlafend, alles wieder raus.

Aus der Fabrik hatten meine Eltern außer einer Reihe schöner Milchtöpfe mehrere Porzellanfiguren, u. a. auch für mich einige kleine Krüge mitgebracht, die ich zum Spielen mangels Bier mit Spucke füllte, was wiederum bei den Erwachsenen Unmut auslöste. Eigentlich ein zu schwaches Wort für den Ärger, den ich dadurch bekam.

Beim Urlaub mit Mutter im Harz lernte ich in Ilsenburg das zweite elende Stückchen Mensch kennen. Es war wieder eine Försters-Frau, deren Mann das blühende Leben war. Vielleicht hätten beide Männer ihre Frauen ab und zu mal mit in den Wald nehmen sollen. Aber es ist natürlich auch möglich, dass es nur die Gegensätze waren, die sich anzogen.

MEHRSPRACHIGKEIT

Bs., 25.7.89 Beim Lesen des Buches *Die Mehrsprachigkeit des Menschen* von Mario Wandruszka fällt mir so Verschiedenes ein. Da ist aus der Zeit um 1946 herum das Russisch, das ich von Herrn Lucas lernte, und das eine alte Baltin, die ich im Park kennenlernte, als gutes literarisches Russisch bezeichnete, und dieselbe Sprache, in Berlin aufgeschnappt, als ich auf einer Bank des Bahnhofs Ostkreuz saß, Rücken an Rücken mit einem russischen Offizier, der mit seiner neben ihm sitzenden Frau sprach. Alle Os hatten sich da in ein breites A verwandelt und ich fand, dass sich alles, was er sagte, scheußlich anhörte. Trotzdem verstand ich vieles, was er sagte, und der Inhalt seiner Worte war eigentlich ganz nett, bloß die Aussprache! Aber wer weiß, woher aus dem großen Russland dieser Mann kam. Herr Lucas war ja ca. 50 Jahre zuvor in Moskau als Sohn deutscher Eltern geboren und hatte dort die ersten 25 Jahre seines Lebens verbracht. Von den russischen Schulen in den Großstädten habe ich nur Gutes gehört.

Im Buch von der Mehrsprachigkeit des Menschen ist mir im Zusammenhang mit Elias Canetti auch der Professor eingefallen, bei dem ich mich 1922 bemüht hatte, „Handelsenglisch“ zu lernen. Die Mitteldeutsche Creditbank hatte diesen Man für Interessierte engagiert, der angeblich 14 Fremdsprachen beherrschen sollte. Als ich wegen der Deflation meine Arbeit bei der MCB verlor, fuhr ich trotzdem jede Woche weiter zum Unterricht, bis ich feststellte, dass der gute Mann ein schauerhaftes Deutsch sprach. Er hatte lange nur englisch gesprochen, das mir aber nach meinem Schulenglisch etwas spanisch vorkam. Außerdem war Sommer, die Kantine, in der die Stunden nachmittags gegeben wurden, zum Ersticken, weil sie unmittelbar unter dem Dach lag. Für Reimann, bei dem ich gerade arbeitete, fuhr ich weiter „nach Berlin“, ging aber

lieber mit Herbert Leetz spazieren. Ich nahm an, dass die 14 Fremdsprachen wohl auch nicht besser waren als das himmelschreiende Deutsch. Dass sich mein Schulenglisch durch diesen Unterricht wesentlich geändert hätte, ist nicht anzunehmen, es hat aber immerhin gereicht, bei der Einreis in Toronto und später an der Bundesstraße 4 am Wasserwerk Heiningen für die Amerikaner zu dolmetschen.

Wenn ich heute in Gegenwart meines Enkelsohnes versuche englisch zu sprechen, ist mir ein durchschlagender Heiterkeitserfolg sicher, also lasse ich es lieber. Französisch zu sprechen und zu verstehen fällt mir jedenfalls sehr viel leichter. Die zwei Jahre Schulunterricht bei Fräulein Gericke, die jedes Jahr zur Weiterbildung in Paris war, sind sicherlich auch bei mir auf fruchtbaren Boden gefallen.

Auch mit Italienisch bin ich auf der Reise mit Ilse und Erich gut ausgekommen. Russisch zu sprechen hatte ich leider nicht viel Gelegenheit, aber die beiden Male, die ich dazu die Möglichkeit hatte, in Goslar und an der Grenze Marienborn-Helmstedt waren ein durchaus achtbarer Erfolg. Letzterer ließ mich diese Willkürs-Grenze etwas weniger schmerzlich empfinden.

ANRUF VON TILL

Bs., 26.7.89 Gestern Abend rief Till aus Berlin an. Wir redeten auch über die Arbeit am Computer, die er wie seine Mutter und neuerdings auch sein Vater zum Schreiben bevorzugen. Mich zu überzeugen, es ihnen gleichzutun, hat er nicht geschafft, weil ich finde, dass neue Techniken ganz einfach zu der Generation gehören, die sie erfunden hat. Man hat sich in meiner Kindheit so bemüht, mir „Schönschreiben“ beizubringen, und ich werde, wenn irgend möglich, meinen seit langen toten Lehrern treu bleiben. Till sagte auf meine diesbezügliche Frage, dass er den Empfang meiner „Trostverse“ schon bestätigt habe. Warum ich diesen Anruf vergessen hatte, ist mir heute klar geworden: Es ist anscheinend doch nicht so, dass ich zwei Dinge zur selben Zeit tun kann, jedenfalls nicht immer. Wenn ich einen Telefonanruf bekomme, der in ein interessantes Fernsehspiel gerät, drehe ich nur den Ton weg, sehe aber das Bild weiter, um den Anschluss nicht zu verpassen. Da ist mein Gedächtnis dann wohl überfordert gewesen, als Till anrief und ich habe die Bestätigung meiner Sendung an ihn einfach vergessen.

KRANKHEITEN

Auf den nächsten beiden Seiten folgt eine kurze Zusammenfassung meiner diversen Krankheiten, die mich bis heute heimgesucht haben. In ein paar Tagen bin ich 83 Jahre alt und wundere mich, wie ich das so lange durchgehalten habe. Ohne Gottes Hilfe hätte ich es bestimmt nicht geschafft und denke manchmal, dass es vielleicht auch ein bisschen die Antwort darauf war, dass ich das Gebot „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass es dir gut gehe und du lange lebest auf Erden“, so gut ich konnte, befolgt habe. Wenn man Vater und Mutter liebt, ist das Ehren ja eine Kleinigkeit, für die man eigentlich gar nicht belobt werden muss, aber es liegt in diesem Bibelwort eine Güte, die man nur dankbar akzeptieren kann.

Diese chronologisch aufgeführten Krankheiten und Unglücksfälle hatte und habe ich *nur* für Ärzte aufgeschrieben, wobei ich manchmal denke: „Vom Unglück ab zieh deine Schuld, was übrig bleibt, trag in Geduld.“

[Nach den beiden Seiten Krankheitsgeschichte geht es weiter:]

TROSTWORTE

Bs., 4.8.89 Auf dem gestrigen Blatt meines Schweizer Kalenders fand ich heute zwei Sentenzen, die des Aufhebens wert sind und die ich deshalb hier aufnehmen will:

Plus nous dépensons du gaité et de bonn humeur, plus il nous en reste. Je mehr wir an Fröhlichkeit und guter Laune ausgeben, desto mehr bleibt uns davon. Emerson.

Soffri e resisti: Questo tuo forza un giorno ti sarà proficuo. Ertragen und aushalten: Diese deine Kraft wird dir eines Tages von Nutzen sein.

Vielleicht werde ich gerade diese Trostworte bei meinem nächsten Telefongespräch mit Hildegard Müller II sagen, die durch große körperliche Schmerzen fast verzweifelt ist und beinahe ernsthaft mit dem Tod liebäugelt. Nichtsdestoweniger sagte sie mir, dass sie sich einen Mikrowellenherd gekauft habe und ihren Kühlschrank sowie die Kühltruhe ihrer Nachbarin nun mit tiefgefrorenen Fertiggerichten für 100 DM füllen werde.

EIN BUCH

Till hat mir zum Geburtstag ein Buch von Edel Gasch geschenkt: *Langer Brief an meine Kinder*, das ich jetzt ausgelesen habe. Sie ist Jahrgang 1906 und hat im Dritten Reich Furchtbares mitgemacht, was mir als „linientreu“ zum Glück erspart geblieben ist. Bewundernswert ist der saubere chronologisch einwandfreie Aufbau dieses Buches, der meiner Schreibung völlig abgeht. Ich glaube, es wäre angebracht, meinen Memoiren den Titel *Kraut und Rüben* zu geben, wenn sie überhaupt einen Titel bekommen sollen.

TOD EINER MITEIGENTÜMERIN

Lange erinnern werde ich mich bestimmt an den 22.8., an dem mich abends Frau Hochsprung herausklingelte, weil sie bei Klärchen Kühn nicht in die Wohnung konnte, weil diese den Schlüssel in ihrem modernen Schloss von innen hatte stecken lassen und weder auf Rufen noch auf Telefonate reagierte. Nichts Gutes fürchtend, rief sie die Polizei an, woraufhin zwei Feuerwehrautos mit Sirene und Blaulicht vorfuhren. Man fand den leblosen Körper auf dem Fußboden vor dem Fenster im Wohnzimmer.

Mittags hatte ich Klärchen noch im Treppenhaus getroffen und lange mit ihr geredet. „Ich bitte jeden Tag meinen Mann, dass er mich zu meinem Geburtstag zu sich nach oben holt.“ „Auf dem Friedhof habe ich schon alles geregelt.“ Ihr Mann Alois Kühn, der aus einem Nachbardorf von Bunzlau kam, woher sie stammte, hatte sie 1970 geheiratet. Er war Schneider und nicht recht gesund. Wohl infolge von Verkalkung hatte er zunehmend den Verstand verloren und war 1984 in Königslutter gestorben.

Ach wenn man nicht ganz von der Wirksamkeit des „Feuerpferdjahres“ im chinesischen Horoskop überzeugt ist, wird man doch jedes Mal wieder auf seine Richtigkeit hingewiesen. Bei Klärchen Kühn waren es die sichtbaren körperlichen Gebrechen, der rechte Arm, mit dem sie als junger Mensch in eine Maschine geraten war und der zu nichts zu gebrauchen, und der Trigeminus, der ihr das ganze Leben lang Nervenschmerzen verursachte und sie an den Rand der Verzweiflung brachte.

I (3) 110

K r a n k e n g e s c h i c h t e

Erna Abb geb. Nürnberg, geb. 16.8. 1906

Keine Kinderkrankheiten

1925 Operation Myom mit Entfernung des rechten Eierstockes, Venenentzündung
Moorbadekur in Bad Polzin

1934 1. Kind

1936 2. Kind

1937 Operation Bauchhöhlenschwangerschaft mit Entfernung des Linken
Eierstocks.

1940 Herzmuskelschwäche Kur in Bad Liebenstein

1941 Operation wegen Schmerzen durch innere Verwachsungen, anschließend
Fadeneiterung

1944/45 Diphtherie und Scharlach

1954 Herzbeschwerden Kur in Bad Pyrmont

1958 Venenentzündung

1961 " (Behandlung mit Blutegeln)

1962 Nierenkoliken Kur in Bad Tölz, nur wegen des zu hohen Blutdruckes
behandelt Venenentzündung (Blutegel)

1963 wegen Arthritis in beiden Knien Plenolsolspritzen bekommen

1966 2 x Venenentzündung (verschleppt durch Nichtbeachten)

" Autogenes Training bei Dr. Gebhard

August 1966 gestürzt und Rippe gebrochen

Okt. " " (starke Schmerzen rechts im Becken, Operationsnarbe?)

Februar 1967 Angina

1967 Arthritis, Plenolsolspritzen und Kur in Bad Grund

1968/69 Venenentzündung

1970 " und Kreislaufstörungen

Dez. 1970 Furunkel in der Nase, Penicillinspritze

2.1.71 Schlaganfall mit Lähmung der x linken Seite

März 71 Venenentzündung

Nov. 71 gestürzt, rechten Ellenbogen gebrochen, 6 Wochen in Gips

Seit 1962 in ständiger Behandlung von Herrn Dr. Soballa wegen

Arthritis in den Knien, Venenentzündungen, Herz= + Kreislaufbeschwerden.

*diesen Bericht habe ich 1971 für den
Badearzt in Willingen gemacht,
um nicht alles bei jedem für
mich neuen Arzt wieder herbeten
zu müssen*

E. A.

1.8.1989

TRÄUME

Braunschweig, 26.12.89

Träume vergesse ich so schnell, aber diesen einen, den ich zu Beginn der 12 Raunächte träumte, will ich aufschreiben, weil er sicherlich eine Bedeutung hat. Diese Nächte, von denen unsere Vorfahren glaubten, dass die Wilde Jagd über die Erde dahinbrause und das, was man in ihnen träume in Erfüllung ginge, ist ja, seit wir Christen sind, nicht mehr aktuell und doch hängt bestimmt nicht nur in mir einiges davon nach.

Also, mir träumte: Otto lebte und redete mir zu, ich solle mit ihm einkaufen fahren. Der alte weiße Mercedes stand vor der Tür, nicht der BMW, den er in den letzten Jahren gefahren hatte. Weil mir wie jetzt häufig die Knie den Dienst versagten, wollte ich nicht mit und er ging und fuhr ab. Im selben Moment hörten die Schmerzen auf, ich konnte beide Knie wie in meinen besten Tagen beugen und strecken, was mich veranlasste, hinter ihm her zu rennen, um doch noch mitfahren zu können. Ich fand ihn nicht mehr und ging mit meinen neuen Knien frei und völlig unbeschwert, ohne Krücke oder Stock zurück. Die Deutung: Seine Seele hat die Absicht, mich abzuholen, wozu ich aber noch nicht bereit bin. Ich will noch hier bleiben und „sehen, wie es weitergeht“ (Wort meiner Mutter). Gerade jetzt ist es doch ganz besonders interessant zu sehen, wie sich alles weiter entwickelt. Bei uns hoffentlich weiter friedlich, woanders mit grauenhaftem Blutvergießen und nicht auszudenkenden Gräueln. Vorhin hörte ich im Radio die Nachricht, das Ceauşescu und Frau hingerichtet worden sind, weil sie 60 000 Menschenleben auf dem Gewissen hätten und u. a. Geld in Milliardenhöhe veruntreut hatten, abgesehen von anderen lichtscheuen Sachen, von denen vorher niemand etwas wusste. Wie bin ich glücklich, das alles nur in Bildern und Worten erleben zu müssen und dabei geruhvoll in meinem grünen Sessel sitzen zu dürfen und ab und zu von lieben Mitmenschen besucht zu werden. Vorgestern waren Monika, Bettina und Frank, gestern Ingrid mit Till und Susi hier. Erinnerungen, an die ich gern denken werde. Susi gefiel mir gut, ich hoffe, dass sie Till für längere Zeit ertragen wird. Aber sonst mit Busch: „Wer einsam ist, der hat es gut, weil keiner da, der ihm was tut.“

2.2.1991

Endlich bin ich so einigermaßen fertig mit dem Zurückräumen der vielen Kleinigkeiten in das von Spendel, Bortfeld, so schön renovierte Wohnzimmer. Ohne gutes Zureden von Ingrid, Helga und Monika hätte ich mich kaum aufgerafft, diese unglaubliche Mühe aufzubringen, überhaupt etwas dazu zu unternehmen. Als sich dann aber Spendel, den ich zuletzt vor 16 Jahren gesehen hatte, sofort zu dieser Arbeit bereit erklärte und sofort mit seiner Frau anrückte, hatte ich endlich meinen inneren Schweinehund überwunden – und, siehe da, alles lief wie am Schnürchen.

Wie viele Dinge, die ich längst vergessen hatte, sind mir vor die Augen gekommen, u. a. auch das Gedicht über die schwierige Zeit während des Weltkrieges, in der ich mit Diphtherie und Scharlach im Irrenhaus Herzberge, später in der Landesirrenanstalt Neuruppin lag. Ich freue mich, dass mir und meinen Mitpatientinnen auch bei allnächtlichem Luftalarm der Humor nicht ausgegangen ist. Irrenhäuser zu bombardieren hielten die Amerikaner und Engländer wohl nicht für sinnvoll, sie vertrauten der grauenvollen Euthanasie Hitler.

IM NOVEMBER 1944 IN BERLIN-HERZBERGE GESCHRIEBENES GEDICHT

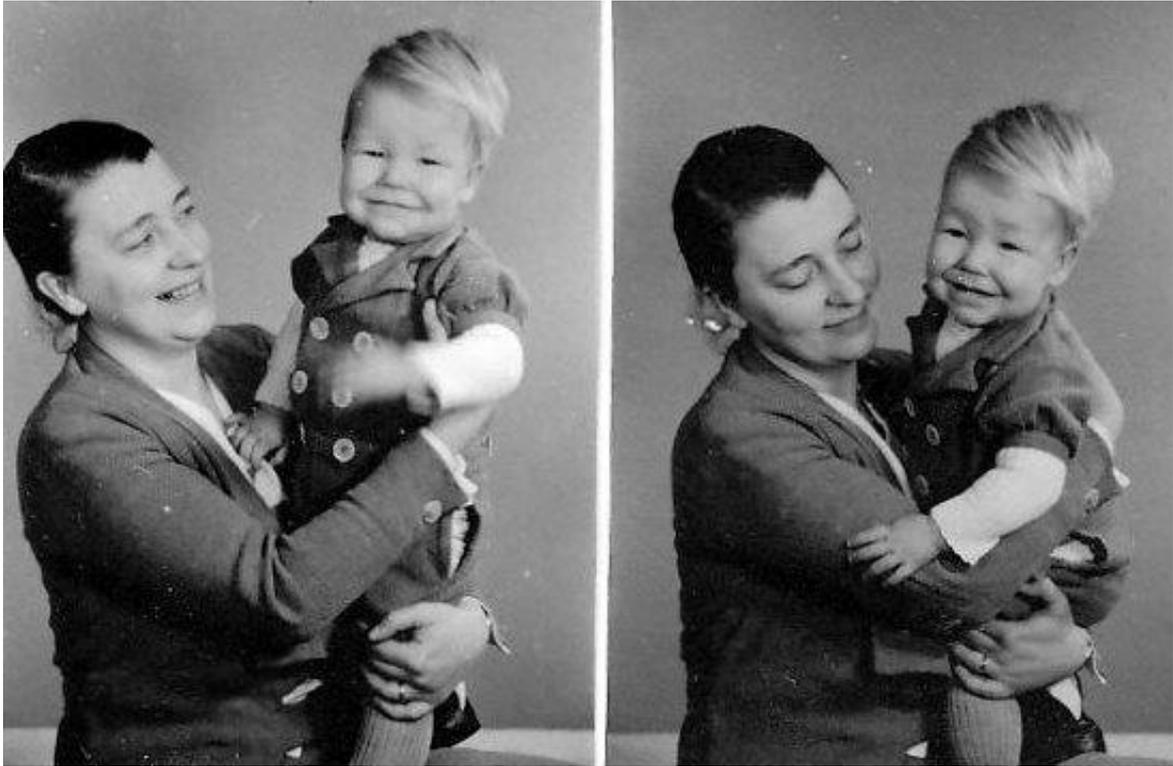
1. Wir sitzen in Herzberge, bekommen zu essen wie die Zwerge.
Die Haare werden lang, 6 Wochen sind wir krank, Caramba.
2. Unsre Fenster sind vergittert, der Gurgeltee verbittert.
Wir haben Riegel vor den Tür'n, ja, falls wir explodier'n.
3. Alles, was im Zimmer drin, ist Eigentum der Stadt Berlin.
Wir trugen ein Sträflingskleid, die Streifen schmal statt breit.
4. Ist der Verstand erst wieder grade, ist Herzberge für uns zu schade,
dann kommen wir raus aus Berlin und nach Neuruppin.
5. In Neuruppin, d ist es schön, doch ruft die Pflicht uns nach Berlin,
Berlin, die wunderschöne Stadt, die nur noch wen'ge Häuser hat.
6. Das Lied geht nun zu Ende, wir pellten uns die Hände,
unsre Haut ist nicht mehr wund, wir sind kerngesund.

Das wurde nach einem gerade modernen Schlager gesungen und nach jeder Strophe ein kräftiges Caramba!

[Damit enden die Aufzeichnungen.]



Erna Abb am Klavier in der Wohnung Am Wollmarkt 7. 1986.
Über dem Klavier hängt ein von ihr zusammengesetztes Puzzle.



Erna und Dieter (September 1934 bis November 1936) Abb -1935 oder 36



Als er Siebzig war und war gebrechlich/ Drängte es den Lehrer doch nach Ruh

Denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich
Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu.
Und er gürtete die Schuh.

Und er packte ein, was er so brauchte:/ Wenig. Doch es wurde dies und das.
So die Pfeife, die er abends immer rauchte/ Und das Büchlein, das er immer las.
Weißbrot nach dem Augenmaß.

Freute sich des Tals noch einmal und vergaß es
Als er ins Gebirg den Weg einschlug
Und sein Ochse freute sich des frischen Grases
Kauend, während er den Alten trug./ Denn dem ging es schnell genug.

Doch am vierten Tag im Felsgesteine/ Hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt:
„Kostbarkeiten zu verzollen?“ - „Keine.“
Und der Knabe, der den Ochsen führte, sprach: "Er hat gelehrt."
Und so war auch das erklärt.

Doch der Mann in einer heitren Regung
Fragte noch: „Hat er was rausgekriegt?“
Sprach der Knabe: „Daß das weiche Wasser in Bewegung
Mit der Zeit den harten Stein besiegt./ Du verstehst, das Harte unterliegt.“

Daß er nicht das letzte Tageslicht verlöre/ Trieb der Knabe nun den Ochsen an
Und die drei verschwanden schon um eine schwarze Föhre
Da kam plötzlich Fahrt in unsern Mann/ Und er schrie: „He, du! Halt an!

Was ist das mit diesem Wasser, Alter?“/ Hielt der Alte: „Interessiert es dich?“
Sprach der Mann: „Ich bin nur Zollverwalter
Doch wer wen besiegt, das interessiert auch mich./ Wenn du's weißt, dann sprich!

Schreib mir's auf! Diktier es diesem Kinde!

So was nimmt man doch nicht mit sich fort.

Da gibt's doch Papier bei uns und Tinte

Und ein Nachtstuhl gibt es auch: ich wohne dort./ Nun, ist das ein Wort?“

Über seine Schulter sah der Alte/ Auf den Mann: Flickjoppe. Keine Schuh.
Und die Stirne eine einzige Falte./ Ach, kein Sieger trat da auf ihn zu.
Und er murmelte: „Auch du?“

Eine höfliche Bitte abzuschlagen/ War der Alte, wie es schien, zu alt.
Denn er sagte laut: „Die etwas fragen
Die verdienen Antwort.“ Sprach der Knabe: „Es wird auch schon kalt.“
„Gut, ein kleiner Aufenthalt.“

Und von seinem Ochsen stieg der Weise/ Sieben Tage schrieben sie zu zweit
Und der Zöllner brachte Essen (und er fluchte nur noch leise
Mit den Schmugglern in der ganzen Zeit)./ Und dann war's soweit.

Und dem Zöllner händigte der Knabe/ Eines Morgens einundachtzig Sprüche ein.
Und mit Dank für eine kleine Reisegabe/ Bogen sie um jene Föhre ins Gestein.
Sagt jetzt: kann man höflicher sein?

Aber rühmen wir nicht nur den Weisen/ Dessen Name auf dem Buche prangt!
Denn man muß dem Weisen seine Weisheit erst entreißen.
Darum sei der Zöllner auch bedankt:/ Er hat sie ihm abverlangt.

Ingrid von Heiseler

Sowas nimmt man doch nicht mit sich
fort



Metagrafo

2014

Das Gedicht oben: Bertolt Brecht, Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration

Meine Großmutter Hedwig Nürnberg, geborene Timmermann, wurde am 2. Oktober 1880 geboren.

Sie war die mittlere von drei Töchtern von Antonie, geborene Schneeweiß (6.8.1855-29.7.1937) und Carl Emil Timmermann (24.5.1848-5.10.1895). {Sein Bruder war königlicher Hofgärtner in Holland.} Die Familie lebte in Altdöbern ([niedersorbisch Stara Darbnja](#): eine Gemeinde im [Landkreis Oberspreewald-Lausitz](#) im Süden des Landes [Brandenburg](#)). Emil Timmermann war Lokomotivführer und hatte in frühen Jahren einen schweren Unfall: Er wurde vom Tender „skalpiert“ und war danach arbeitsunfähig. {Er ging viel mit Martha spazieren und starb, als sie 12-jährig war (am 5.10.1895) in ihrem Beisein.}



Antonie und Emil Timmermann Altdöbern 1875



Die Schwestern Agnes, Hedwig und Martha Timmermann, Berlin Juni 1900

Nach seinem Tod zog Mutter Antonie mit ihrem Sohn Otto und den Töchtern Agnes, Hedwig und Martha Timmermann nach Berlin in die Bleibtreustraße.

{Otto, „(langer Lulatsch) ein riesiger Wandschrank, wurde Ingenieur bei der AEG“, Frau Else, 2 Söhne}. Diesen älteren Bruder meiner Großmutter habe ich als Backfisch noch erlebt: Er war ein despotischer, zu Wutausbrüchen neigender Widder und kommandierte seine – wohl 2. – Frau herum. Antonie war eines der vielen Kinder des Mühlenbesitzers und Müllermeisters Traugott Wilhelm Schneeweiß (1810-1882) in Neu- oder Altdöbern {Martha war oft dort und es gab Pellkartoffeln und Leinöl}. Antonie {war eine resolute, tüchtige, manchmal auch despotische Frau.} ({Ergänzungen} aus der „Familienchronik“ von Margrit Altherr, geb. Hofer, Schwiegertochter von Martha. Text bei mir.).

Agnes war schön, „stolz“ und üppig. Sie heiratete Hans Koch, der 1914 zur Weltausstellung nach Daressalam (damals Deutsch-Ostafrika, heute Tansania) gereist war. Er kam nie mehr zurück, war in Afrika von den Engländern interniert worden und dort 1917 gestorben. Ihre einzige Tochter, Hannchen (*1900), starb 1915 an Diphtherie. Die jüngere Schwester Martha „vertrieb alle immer vom Klavier“, um selbst zu spielen, und wurde schließlich Pianistin. Sie heiratete den Direktor der Kunstgewerbeakademie in Zürich, den Schweizer Alfred Altherr. Ihre vier Kinder waren der Architekt Alfred, Annemarie (Käch), Marthel (Walter) und „Heiri“, der Maler war und wegen seiner Tobsuchtsanfälle sein Erwachsenenleben in der Psychiatrie verbrachte. Großmutter und Schwägerin vernichteten seine Werke, weil sie ihnen pornographisch erschienen waren. Alfreds Kinder sind Regula Copini (lebt in Holland), die Sängerin Verena, der Bildhauer Jürg und der Nachkömmling „Magdaleneli“ (die ich nicht kennengelernt habe). Alfreds Frau Margrit nahm mich 1947 zu ihren drei kleinen Kindern auf, da Annemarie in Herrliberg am Zürichsee, die mich eingeladen hatte, mich wegen Unverträglichkeit mit ihrem ein Jahr jüngeren Sohn Walti nicht mehr haben wollte (habe ich erst später erfahren). Margrit bezeichnet ihn als „liebenswerten Sonderling“ – auch er später in einer behütenden Einrichtung -, der er wohl schon damals war. Auch der Vater Walter war wohl unzufrieden mit mir, weil ich seine groben Späße erwiderte.

Hedwig erlernte das Schneiderhandwerk. Mit 18 Jahren wurde sie schwanger, noch ehe sie erfahren hatte, „woher die kleinen Kinder kommen“. Der Verführer hieß Wuttke und legte ihr, nachdem er davon erfahren hatte, bei einem Spaziergang am Landwehrkanal nahe, in den Kanal zu springen. Ihre Mutter litt unter der Schande und sagte: „Ich wollte, du lägest tot zu meinen Füßen“. Im September 1899 wurde Erich geboren. Er wurde zuerst „aufs Land gegeben“. Als eine der Frauen mitbekam, dass er dort mit einem in Alkohol getränkten Beutelchen mit Zucker als Nuckel ruhiggestellt wurde, holten sie das kleine Kind nach Berlin. Die Großmutter gab es als ihr eigenes Kind aus, alle Bewerber der drei Schwestern, die ins Haus kamen, fragten sich jedoch, wer von den Mädchen wohl die Mutter sei.

Erich lernte in einem Tapetengeschäft Tapezierer und Verkäufer. Er heiratete die ebenfalls außerehelich geborene Erna. Deren Mutter war Dienstmädchen in einem jüdischen Haus gewesen. Einer der Söhne war entweder musikalisch oder gar Musiker von Beruf und wurde Ernas Vater. Von außerehelichen Kindern konnte man im Dritten Reich keinen Ahnenpass verlangen. Der 1931 geborene Enkel Helmut erbte die Musikalität, lernte Gärtner und wanderte um das Jahr 1956 mit seiner Frau Helga, die Schneiderin gelernt hatte, nach Kanada aus. Ihre Tochter heißt Monica, war mit einem Arzt ungarischer Abstammung verheiratet und hat drei Kinder.

Hedwig hörte einem Kurkonzert zu – wo? wie kam sie in den Kurort? Es war ein „ungarisches Orchester“. „Schade“, dachte sie, denn der Bratschist gefiel ihr mit seinen dunklen Augen, Haaren und Schnurrbart. Walter Nürnberg (*30.12.1872) erwies sich dann aber, da auch sie ihm gefiel, als „waschechter Berliner“. Walters Vater Julius Nürnberg (Ahnenpass: Kaufmann) war, soweit ich weiß, Goldschmied. Und das sollte auch sein Sohn werden. Aber er wollte Musiker werden und „übte Trompete im Schrank“. Offenbar hat er sich dann ja durchgesetzt und wurde schließlich Bratschist am (damals) Deutschen Opernhaus (heute Deutsche Oper).



Erste Probe des „Deutschen Opernhaus“-Orchesters. Im Saal der Königl. Hochschule f. Musik am 1.

Oktober 1912. Ausschnitt Walter Nürnberg





Brautbild Hedwig und Walter Nürnberg, Heirat am 4.4.1905

Hedwig verschwieg ihm zuerst ihr Kind, aber dann gestand sie und sie heirateten. Erich blieb bei seiner Großmutter. Am 16. August 1906 wurde „Ernchen“ geboren. Walters Mutter Bertha, geborene Fehr, die Tochter des „Werkführers“ Sebastian Fehr, wurde am 21.11.1841 geboren. Ihr Mann starb am 18.10.1878 zu Berlin und Walter brachte sie mit in die Ehe. Sie starb am

16.2.1923 im Bürgerhaus und hatte bis kurze Zeit vor ihrem Tod, also viele Jahre nach dem Tod ihres Sohnes, bei Hedwig und Ernchen gelebt. Sie war „melancholisch“: immer pessimistisch und meist schlecht gelaunt. Darauf führte Erna später ihren „Pessimismus“ zurück. Auch Walter machte sich leicht Sorgen. Überliefert ist, dass er, als Ernchen schreiben lernte, mit einem Radiermesser in der Hand verzweifelte: „Das lernt das Kind nie!“ rief.



Ernchen, Hedwig und Walter Nürnberg, Bad Kleinen Sommer 1910

Berthas Vater Sebastian Fehr kam aus Mannenbach, Kanton Thurgau in der Schweiz. Er wurde am 6.4.1807 geboren und starb am 17.7.1874 zu Berlin. Im Ahnenpass steht, er sei Schuster gewesen, irgendwo habe ich gelesen, er sei Tapetenmaler gewesen – jedenfalls hat er Blumen gemalt. Wir haben ein von ihm gemaltes Bild, auf dessen Rückseite steht: „Gemalt von meinem lieben Großvater Sebastian Fehr für Ernchen. Walter Nürnberg, geb. 1872. Möge es ein Erbstück in unserer Familie sein.“ Auch das Blumenbild in Öl in meinem Wohnzimmer ist von ihm.

Walter verdiente mit Notenschreiben zu seinem Musikergehalt dazu. Ernchen saß lieber still irgendwo und las, sobald sie lesen konnte, sie ging nicht gerne an der Hand ihrer Mutter aus dem Haus 64 nach links durch die Krumme Straße bis zum kleinen Spielplatz an der Trinitatiskirche, den Weg, den später meine Großmutter mit mir ging. Walter bekam Furunkulose. Die Furunkel im Nacken wollten nicht heilen, da er an Zucker litt. Am 4.4.1915 starb er daran. Er war 42 Jahre

alt und kurz vor dem Anspruch auf Hinterbliebenenpension vom Opernhaus. Zunächst sammelten die Orchesterkollegen für die Witwe, aber die Gehälter waren schon für sie und ihre Familien knapp.

Die Wohnung Krumme Straße 64 „vorn 3 Treppen rechts“ hatte 3 Zimmer, Küche und (nachträglich eingebaute) Toilette: das „Balkonzimmer“, Hedwigs und Ernas Zimmer, das Hedwig nach Walters Tod zur Schneiderwerkstatt erweiterte, und das „Hinterzimmer“, das, solange ich mich zurückerinnere und wohl länger, immer an einen „möblierten Herrn“ vermietet wurde. Hedwig nähte, was die Finger hielten, um sich und ihr Kind durchzubringen. Ernchen ging in die Städtische Elisabethschule, Mittelschule für Mädchen, und war eine fleißige und gute Schülerin. Im Abgangsjahr bekam sie in Französisch eine schlechtere Note, als sie verdient hatte, weil sie „den Mund nicht halten konnte“ und „immer für Gerechtigkeit war“ und, auch bei Missfallen der Autoritätspersonen, dafür eintrat. Einmal hatte sie auf ihrem Pult ein Buch über die Formensprache der Hände liegen. Als ihre Französischlehrerin es liegen sah, hielt sie ihr ihre schöne Hand hin. Erna sagte, wahrscheinlich zitierte sie aus dem Buch: „Eine schöne Hand ist nicht immer eine gute Hand.“

Nach Beendigung der Schule „musste“ Erna „Geld verdienen“. Sie war während der Inflation bei der Mitteldeutschen Kreditbank „und besuchte abends eine Privathandelschule. Eine Lehrzeit konnte mir meine Mutter nicht ermöglichen, da sie seit 1915 Witwe war, keinerlei Rente erhielt und das Geld meines Vaters in der Inflation verloren gegangen war. Anschließend war ich $\frac{3}{4}$ Jahr bei der Färbbaum [Holzfärbung beim Onkel Otto Reimann, 2. Ehemann von Agnes] und 1925-1934 bei der Lottereeinnahme [Acker & Janecke] beschäftigt, heiratete 1934 und fing nach unserer Rückkehr nach Berlin 1938 wieder zu arbeiten an. 1938-40 war ich beim Kundendienst von Blaupunkt Radio“ (aus einem Lebenslauf der Mutter ohne Datum für eine Anstellung nach 1957). Dort bekam sie oder kaufte sie einen großen Radioapparat im Holzgehäuse, den sie im Karton auf dem Rücken durch den ganzen Krieg bis nach Heiningen schleppte.

Der Schweizer Hugo Hindermann hatte sie als Kind gesehen und beschlossen, wenn sie erwachsen wäre, wiederzukommen und sie zu heiraten. Überliefert ist, dass der „kleine“ Mann – sie überragte ihn inzwischen – zu irgendeiner Mahlzeit unter der Lampe mit dem grünen Schirm in Hedwigs Zimmer in der Krummen Straße saß. Er kam bald auf sein Thema zu sprechen, dem allerdings ein wohl kräftiger Tritt der Tochter gegen das Schienbein ihrer Mutter unter dem Tisch ein schnelles Ende setzte. Der Bergbaustudent Vogt im Hinterzimmer, der mit der Tochter des Hauses geflirtet hatte, erwies sich als nicht ernsthaft interessiert und auch die Beziehung zu dem schönen, aber schwachen Bankbeamten Herbert Letz (?) nahm schließlich ein Ende.

Hedwigs Schwester **Agnes** wohnte mit ihrem zweiten Mann Otto Reimann in der Bleibtreustraße, wo sich die Großfamilie und Freunde des Paares sonntags trafen. Erna fühlte sich und ihre Mutter als „arme Verwandte“ behandelt. Hedwig beklagte sich niemals darüber. An manchen Sonntagen fand sich auch Agnes' Freundin Elise Abb (6.10.1876 – 12.4.1965), geborene Hertzog, mit „ihren vier Bälgern“, Else, Lotte, Franz (Fänne) und Otto (Odding) ein. Elise stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie in Greifswald. Das Warenhaus ihres Vaters, vielleicht stand es am Markt, hieß „Abb und Daun“, worin Leute mit Englischkenntnissen kein gutes Omen sahen. Elise saß dort gelegentlich an der Kasse. Ihr Vater stellte ihr drei Heiratskandidaten zur Wahl und sie wählte Franz Abb (10.8.1869 – 20.4.1921), weil er gut aussah und ein „guter Gesellschafter“ war. Sie galt immer als „oberflächlich“. Elises Vater, der „Bürger und Kaufmann“ Georg Hertzog (30.6.1847-1916), schenkte dem Paar zur Hochzeit eine Spielwarengroßhandlung auf Rügen. Aber Franz Abb „ging lieber angeln“, als dass er sich um das Geschäft gekümmert hätte, und so wurden die Läden immer kleiner, bis es schließlich ein

Zigarrenladen in Berlin war. Dazu war Franz Alkoholiker. Die letzten Jahre seines Lebens saß er im Rollstuhl „und trank täglich zwei Flaschen Wein“. Erna erinnerte sich später an die „zwei rothaarigen Jungs“, die Elise manchmal zu den sonntäglichen Treffen in der Bleibtreustraße mitbrachte.

Elise wohnte später in Baumschulenweg, das dann zum russischen Sektor gehörte. Als sie sehr alt war, wohnte sie bei Tochter Else Beek und deren Mann Hanni, die keine Kinder hatten. Als ich ihnen auf einem meiner äußerst seltenen Besuche als Erwachsene Köstlichkeiten aus dem Westen mitbrachte, stritten sie darum. Elise wurde fast 90 Jahre alt und starb den früher üblichen Alterstod: Fallen, Oberschenkelhalsbruch, Lungenentzündung, in einem Ostberliner Krankenhaus. Es könnte dem kleinen Kind schaden, dem Urenkel, wenn es eine Sterbende sähe, warnte man seine Mutter im Krankenhaus, aber sie nahm eingedenk alter Sitten das Risiko auf sich.



Elise Abb, geb. Hertzog 1962

Dem älteren der beiden, Otto (Franz Robert) Abb, geboren am 5. Juli 1901, gelang es schließlich, Erna zu überzeugen, dass er der rechte Mann für sie sei. So ganz schien seine Überzeugungsarbeit nie gelungen zu sein, er war zu wenig repräsentativ. Elises Vater hatte jedem der beiden Enkel, Otto und Franz, 100 000 Goldmark vererbt, nur leider nicht in Gold, sondern als Bankguthaben. Davon sollten sie sich später einmal jeder ein Gut kaufen. Auf diese Aussicht hin wurden beide nach Abgang von der Oberrealschule mit „mittlerer Reife“ auf verschiedenen Gütern in Ostpreußen „Landwirtschaftseleven“. Otto besuchte nach der Lehre die „Höhere Landbauschule“ in Elbing (heute würden wir sagen: Fachhochschule für Landwirtschaft), die er nach einem Jahr mit der Gesamtnote „gut“ als „staatlich geprüfter Landwirt“ verließ. Anscheinend verfolgte er diesen Weg nicht weiter, sondern ging nach Berlin. Dort war er arbeitslos. Otto und Erna verlobten sich.

Elise (Auguste, Charlotte Hertzog, 6.10.1876 bis 12.4.1965) stammte aus einer Kaufmannsfamilie, die, sagte man, in Greifswald am Markt ein „Warenhaus“ besaß. Sie „saß an der Kasse“. Ihr Vater bot ihr einige Männer zur Wahl und sie entschied sich für den „Elegantesten“, für Franz, Heinrich, Herrmann Abb, 10.8.1869 bis 20.4.1921. Das war offensichtlich keine gute Wahl für ihr weiteres Schicksal. Er bekam von seinem Schwiegervater eine Spielwarenhandlung auf Rügen, „ging aber lieber angeln“, als dass er sich um seine Geschäfte gekümmert hätte, die Geschäfte wurden dann immer kleiner, zuletzt war es eine Tabakhandlung in Berlin. Er war Alkoholiker, saß lange Zeit im Rollstuhl „und trank jeden Tag eine Flasche Wein“. Das Paar hatte vier Kinder: Lotte, Else, Otto (Odding) und Franz (Fänne) Von ihnen hatten nur die Brüder je ein Kind. Franz heiratete schließlich die Tochter des

Gutsbesitzers, bei dem er arbeitete. Nach einer Abtreibung konnte Lore keine Kinder mehr bekommen. Franz hatte mit einer, vermutlich polnischen Küchen-„Mamsell“ den Sohn Ulrich, geb. 1935, den er später adoptierte.

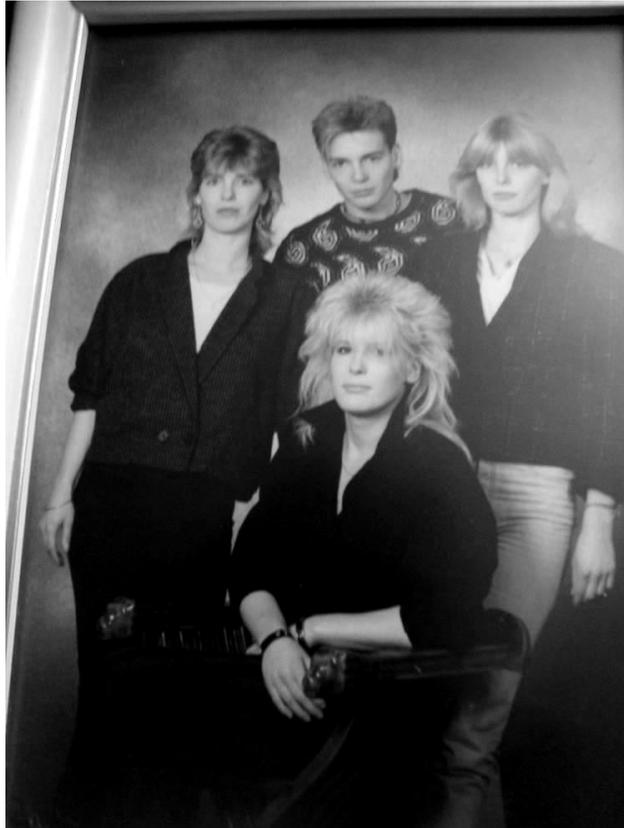
Vor ein paar Jahren besuchte ich sie in ihrem Haus in Leck in Holstein. Ulrich hatte Molkereifachmann gelernt, dann aber TBC bekommen und durfte nicht mehr in seinem Beruf arbeiten. Er wurde dann Wetterkundler bei der Bundeswehr, soweit ich weiß. Olga ist 2021 gestorben (Evelin, Mail 23.4.23).



Olga und Ulrich Abb.

Sie haben vier Kinder: Hier auf einem Foto in ihrem Wohnzimmer:

Bernd Abb, geb. 02.12.1962; Angela Abb, geb. 21.11.1963
Susanne Abb, geb. 30.12.1964; Evelin Böhme, geb. 31.01.1966



Zu diesem Jahrestag der Verlobung schenkte Otto Erna diesen silbernen Armreifen, den sie noch lange trug und mir dann vererbte.



Als Erna drei Jahre später schwanger wurde, heirateten sie und im September 1934 wurde Dieter geboren. Er war ein ruhiges Kind und „gab keinen Mucks von sich“, wenn die Mutter ihn einmal auf die frisch umgebundene und schon wieder nasse Windel „klappste“. Anders das kleine Mädchen, das am 8. Oktober 1936 zur Welt kam. Es „schrie“ in einem solchen Fall „beleidigt“ und „wie am Spieß“. Dieter war hingerissen von dem „Ditti“. Die Familie lebte inzwischen in Köln, wo der Vater Arbeit gefunden hatte. Jemand hatte im November 1936 in der Küche eine Wanne mit kochendem Wasser auf den Boden gestellt. Dieter ging rückwärts und fiel in die Wanne. Er wurde dabei so verbrüht, dass er noch in der Nacht darauf starb. Die Mutter hätte sich am liebsten „aus dem Fenster gestürzt“, aber „du warst ja so süß“.

Das Verhältnis Ottos und Ernas zu ihren jeweiligen Schwiegermüttern war mehr oder weniger angespannt. Erna erzählte von Elise, sie habe sich lieber ein paar Seidenstrümpfe, als ihren Kindern etwas zu essen gekauft. Elise zog den jüngeren Sohn Franz, der eher eine elegante

Erscheinung war und sie damit vielleicht an ihren Mann erinnerte, dem ein Jahr älteren Otto vor. Otto kam mit Esswaren beladen aus Ostpreußen nach Berlin zu seiner Mutter, während „Fänne“ nur ein „Kavalierspäckchen“ mitbrachte. Es war einer von Ottos Wesenszügen: Er sorgte immer „treu“ für die Menschen, die zu ihm gehörten. Fänne verlobte sich mit der Tochter eines seiner Dienstherrn, der Gutsbesitzertochter Lore. Nach einer Abtreibung konnte sie keine Kinder mehr bekommen. Fänne hatte mit einer „Mamsell“ – wohl einer Küchenangestellten – ein Kind: Ulrich. Der Junge wurde zunächst herumgeschubst, eine Zeit lang war auch davon die Rede, dass meine Eltern ihn aufnehmen sollten, dann aber nahmen Fänne und Lore Ulli zu sich. Er lernte das Molkereihandwerk, bekam TB und wurde Fluglotse in Schleswig-Holstein. Dorthin hatte es die Familie nach dem Krieg verschlagen, Fänne war jahrelang in russischer Gefangenschaft gewesen und sein Leben hing an einem seidenen Faden, als er zurückkam. Dann nutzte er Ottos Zeugnis aus Elbing – beide hießen in verschiedener Reihenfolge Otto, Franz und Robert – und wurde Bauernfunktionär im Bereich Flensburg.

Erna erzählte von dem tödlichen Unfall des Kindes: Ihre Schwiegermutter habe, unbedacht und oberflächlich, wie sie war, die Wanne mit kochendem Wasser auf den Boden gestellt. Sie trauerte ihr Leben lang um ihr erstes Kind. Dieter war so lieb und ruhig – er war „ganz anders“ - „viel besser als du“, hörte das überlebende Kind heraus. Seit ihrer Kindheit war Ingrid davon überzeugt, dass sie nicht nur das zweite Kind, sondern auch die zweite Wahl ihrer Mutter war, dass die Mutter sie gerne „eingetauscht“ hätte, wenn das möglich gewesen wäre. Die Mutter musste das natürlich leugnen.

Erst am Lebensende erzählte die Mutter der Tochter, dass sie selbst die Wanne auf den Boden gestellt hatte. Ihre tiefe Trauer war auch tiefe Reue gewesen, verstand die Tochter endlich. Das ließ dann auch ihren eigenen Todeswunsch nach dem Unfall des Kindes plausibler erscheinen. Juristisch wäre es wohl eine „fahrlässige Tötung“ gewesen. Kleine Kinder haben schließlich in einer Küche, in der gekocht wird, nichts zu suchen.

Nach einiger Zeit bekam Otto eine Stelle als „amtlicher Bodenschätzer“ in Kastellaun im Hunsrück. Das war eine gute Zeit für die Familie: Sie bewohnte ein schönes Haus und Ingrid bekam ein Kindermädchen, das genau so blonde Locken wie das Kind hatte.

Dann versuchte Otto, seinen Vorgesetzten, den er offenbar wenig schätzte, ein ganz klein wenig – es ging um Spesen für ein Bahnfahrt - zu täuschen - „Das kann der Hund ruhig bezahlen!“ - und das wurde leider bemerkt. Er wurde gleich entlassen. Also ging es wieder zurück nach Berlin. Einige Jahre lang schien unser Familienleben aus Sternfahrten von und nach Berlin zu bestehen. In Berlin war er wieder arbeitslos. Er trat in den „Stahlhelm“ ein, der später von der SA übernommen wurde, dessen Mitglieder aber als so unzuverlässig galten, dass sie an der sogenannten Reichskristallnacht nicht aktiv teilnehmen durften, ja nicht einmal über das Vorhaben informiert worden waren. Da weiter keine Arbeit in Sicht war, zumal sein letztes Zeugnis wohl kaum eine Empfehlung enthalten haben dürfte, meldete er sich „freiwillig“, sobald der Krieg begann. Er wurde zunächst nach Polen, ein halbes Jahr darauf jedoch an die „Westfront“ geschickt. Ich vermutete später, dass er sich in Polen als ungeeignet erwiesen hatte (das hoffte ich jedenfalls), und deshalb nach Frankreich geschickt wurde. Er hat niemals über Kriegserlebnisse gesprochen.

Als er dann im Juni 1945 aus dem Krieg zurückkam, blieb er keinen Tag „unbeschäftigt“. Er begann gleich als „Hofarbeiter“. Doch das Kaufmannsblut, das er aus seiner Familie mitbekommen hatte, brachte ihn dann doch zunächst zu einem ambulanten Schuhhandel und dann zu Vertretung und Vertrieb von Lebensmitteln, mit denen er seinen – unseren –

Lebensunterhalt verdiente und mit deren Erträgen er seine Lebensziele: eine Eigentumswohnung und Studium der Tochter verwirklichte.

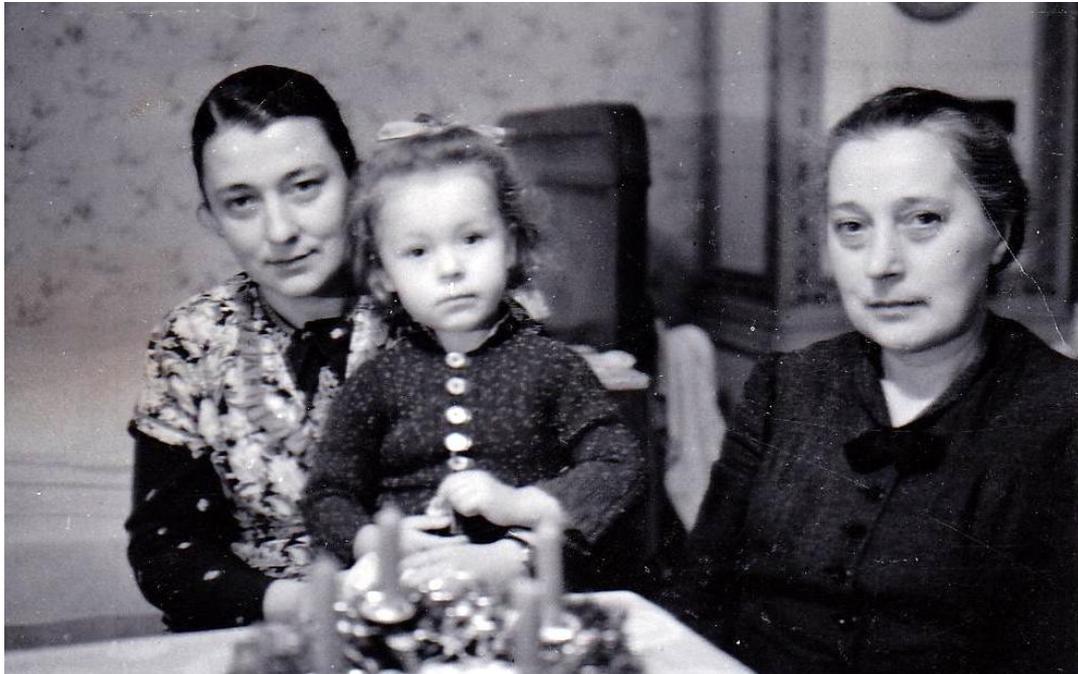


Vaters spätes Lebensglück mit Helga



Otto Abb, Berlin 1936 mit geschwärztem Parteiabzeichen

Im ersten Kriegswinter gab es kaum Kohlen und knapp zu essen. Ein Foto zeigt Großmutter Nürnberg, Erna und Ingrid im Hinterzimmer – warum dort? -, alle drei sehr ernst, schmal und blass.



Erna und Ingrid Abb und Hedwig Nürnberg im Advent 1939 in der Krummen Straße 64

Dann „wünschte der Führer, dass Frauen und Kinder“ wegen der Bombenangriffe „Berlin verlassen“. Erna verschlug es mit Ingrid in den damals so genannten Warthegau. Dort kamen sie bei einer Familie unter, die offenbar gezwungen worden war, „Evakuierte“ aufzunehmen. Wir wohnten unterm Dach, bekamen kaum oder gar kein Heizmaterial und beim Essen am Tisch tat die geistig behinderte fast erwachsene Tochter immer so, als würde sie dem Kind das Essen wegnehmen wollen. Die eigentlich auf gute Manieren bedachte Mutter erlaubte dem Kind, seinen Arm schützend um den Teller zu legen. Zum Klo musste man über den Hof. „Ach, die viele Gänsescheiße!“, sagte das Kind. „Aber Ingrid!“, „die Gänsekacke“ „aber Ingrid!“, „das Gänsea’achen!“ Foto unten: Zuvor war ich noch - zum Schrecken der Großmutter: selbstständig - in der Stadt spaziert.



Das Gut in der Nähe suchte eine Sekretärin. Erna stellte sich vor und wurde angenommen. Wir zogen aufs Gut „Buchwalden“, Biganowo, das einem polnischen Grafen, der in Warschau leben

sollte, weggenommen und dem Balten von Sievers mit seiner umfangreichen Familie übergeben worden war.



Auf dem Hof in Buchwalden 1941 – ehe der Vater dort hat aufräumen lassen.



Sonntagsausfahrt: Otto, Erna und Ingrid Abb und eine Gouvernante der von Sievers Sommer 1941

Herr von Sievers war wohl mit Landwirtschaft nicht vertraut und brauchte einen Verwalter. Otto wurde „uk gestellt“ und kam im Frühjahr 1942 wohl aus Frankreich nach Polen (zurück), diesmal zu einem friedlichen Zweck. Er legte ein Wörterbuch an, um mit dem „Vogt“ die notwendigen Arbeiten zu besprechen oder sie anzuordnen. Man munkelte, der Vogt könne zwar Deutsch, weigere sich aber, es zu sprechen.

Otto und Erna hatten Möbel im Rheinland untergestellt und die ließen sie nun kommen: Es waren eine Schlaf- und eine Wohnzimmereinrichtung, die in einigen hellen Zimmern im „Schloss“ aufgestellt wurden. Als sie das Gut verließen, „ließen sie die Möbel stehen“: Nach dem Krieg wollten sie sich dort dauerhaft niederlassen. Der Enkel erinnert sich, dass die Großmutter, wenn sie etwas Altes suchte, sagte: „Das muss im Warthegau geblieben sein!“ Nach einiger Zeit hörte Erna auf, als Gutssekretärin zu arbeiten, und eine junge Frau, Elschen, „aus dem Reich“ nahm ihre Stelle ein. Erna kümmerte sich um einige „Umsiedlerfrauen“ aus Besarabien.

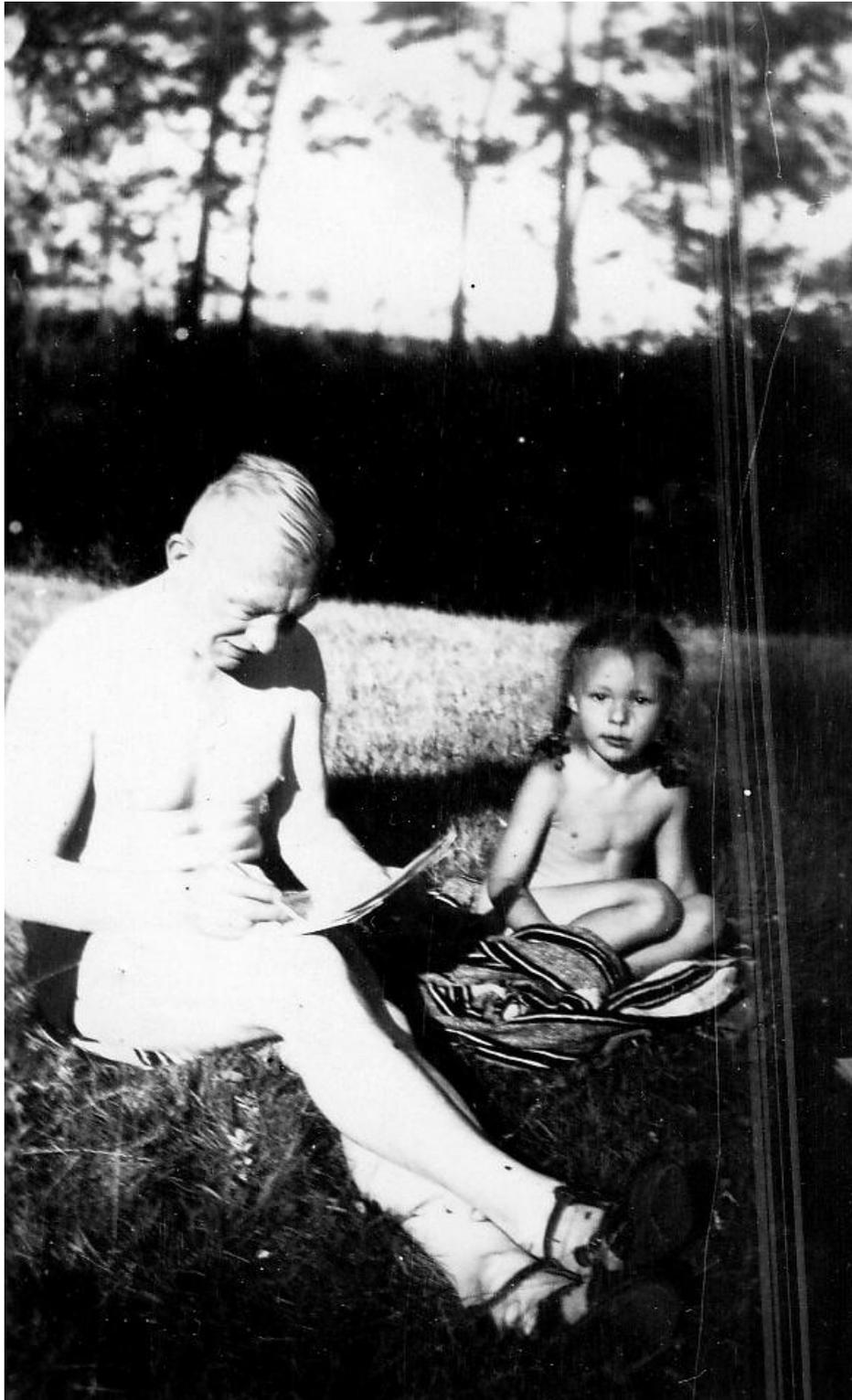
Ingrids Spielkameradin war die neunjährige Dox von Sievers. Bis dahin war Ingrid nur an Großmutters Hand in Berliner Parks spaziert, plötzlich stand ihr ein riesiges Versuchsfeld zur Verfügung. Der Kontrast zwischen aus den praktischen Erfahrungen eines Kleinkindes, die ich in Berlin gemacht hatte, und der Bewegungsradius einer Fünfjährigen auf dem Land führten zu einer Reihe von Unfällen.

Im Februar 1941 wurden diese Fotos aufgenommen:



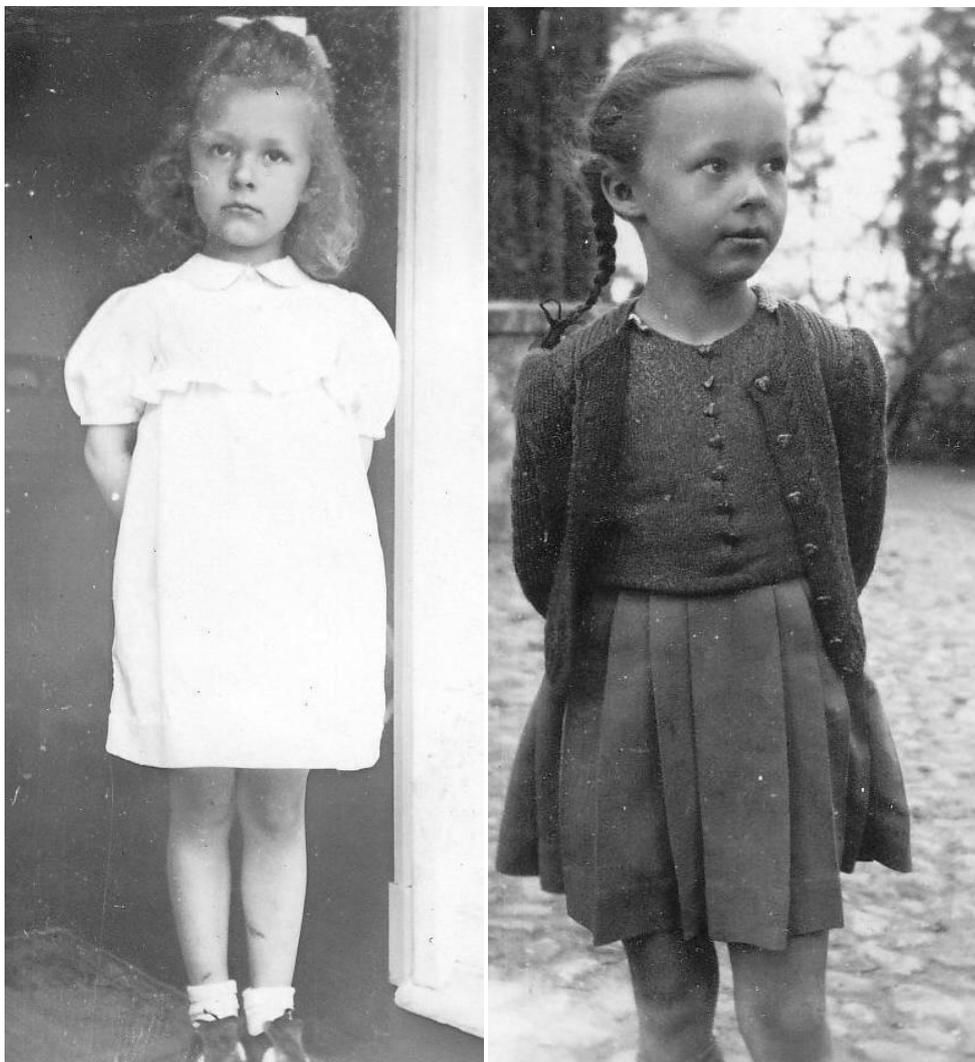
Am Sonntagnachmittag nahm der Vater die Tochter mit an die Wreschnitz. Sie hatte schon am Morgen mit den anderen Kindern gebadet und die Mutter fand, einmal am Tag sei für das dünne Kind genug. Damit sie nichts merkte, konnte die Tochter den Badeanzug nicht mitnehmen. Der Vater war dann aber immer eine Enttäuschung: Er las die ganze Zeit in der Zeitung und redete nicht mit ihr.

Otto und Ingrid an einem Sonntagnachmittag an der Wreschnitz. Vater liest Zeitung und ich langweile mich. (Wer mag das fotografiert haben? In meiner Erinnerung waren wir dort immer alleine.)



Am 1. September kam sie in die einklassige Dorfschule. Dort machte sie sich umgehend als hervorragende Rechnerin bekannt und fand, sie sollte gleich in die 2. Reihe und das hieß in die 2. Klasse aufsteigen. Die Lehrerin, eine junge freundliche Frau „aus dem Reich“, ließ sie gerne umziehen und kommentierte es nicht, als Ingrid wieder in die erste Reihe zurückzog, da sie ja auch schreiben musste, was noch problematisch werden sollte.

Später hat Ingrid ihre hohen Ansprüche auf Wertschätzung auf den fantastischen sozialen Start in der Dorfschule zurückgeführt: Sie war ein „Gutskind“, wenn auch „nur“ des Verwalters, und dazu sehr gut im Rechnen, was damals als Intelligenzindex galt. Im Gedächtnis ist geblieben, dass die junge Lehrerin am Ende des Unterrichts Rechenaufgaben stellte und jedes Kind, das ein richtiges Ergebnis nannte, durfte den Klassenraum verlassen. Was es einmal, war es öfter? Jedenfalls war die jüngste Schülerin als Erste vor der Schultür.



Ingrid sonntags und alltags, Sommer 1941. Sonntagabend war das Auskämmen der Locken immer sehr schmerzhaft!

Der Verwalter Otto ging in seinem Beruf auf und wollte seine Einsichten durchsetzen. Vielleicht ging er dabei nicht geschickt genug vor, zumal er alles andere als ein Speichellecker war, jedenfalls dauerte der ideale Zustand im Ganzen nur ein Jahr. Herr von Sievers hatte einen anschmiegsame(re)n, dazu herzkranken Verwalter gefunden, der für den Kriegsdienst

„untauglich“ war. Otto wurde wieder eingezogen und Mutter und Tochter fuhren wieder einmal nach Berlin zu Großmutter Nürnberg.

Wir blieben wohl eine Weile in Berlin, denn als wir das nächste Mal nach Osten aufbrachen, war Sommer und Ingrid war in der 2. Klasse. Eine entfernte Verwandte in Liegnitz in Niederschlesien war für drei Monate nicht in ihrer Wohnung und ihre Angehörigen hatten Erna und Ingrid ihre Wohnung überlassen, auch Helmut kam mit. Er ging inzwischen in die 7. Klasse einer Mittelschule. Seine Tante Erna versuchte ihm den Dreisatz beizubringen. Ingrid musste unbedingt um den Tisch herum „spielen“, an dem die beiden sich alle Mühe gaben. Nun ja, eine lernte bei dieser Gelegenheit den Dreisatz dann doch. Es war eine ungetrübte Zeit: keine Anfeindungen in der Schule, keine Misserfolge, lesen mussten die Zweitklässler entweder noch nicht können oder Ingrid griff schon hier zum Mittel, die von der Mutter vorgelesenen Texte, wenn sie in der Schule lesen sollte, auswendig herzusagen. Und die Mutter war im Haus in einer sehr schönen Wohngegend immer erreichbar, ruhig und ausgeglichen. In der Katzbach lernte Helmut schwimmen. Ingrid beneidete ihn darum.

Und wieder Berlin. Nun mussten Frauen mit Kindern, die 6 Jahre und älter waren, arbeiten. Erna wurde in der Deutschen Bergwerks- und Hüttenbaugesellschaft, DBHG, als „Kontoristin im Einkauf“ angestellt. Schon bald wurde die Firma nach Oppeln in Oberschlesien „verlagert“. In der ersten Anekdote zu diesem Aufenthalt geht es um die Unterbringung „einer Frau mit Kind“. Niemand wollte ihnen ein Zimmer vermieten. (Nach Kriegsende dachte ich manchmal an die nicht vorhandene Gastfreundschaft der Oppelner und wünschte ihnen für ihre Aufnahme als „Flüchtlinge“ im „Westen“ nur das Allerbeste! Allerdings streifte mich auch der Gedanken: Nun seht ihr mal, wie das ist!) Zu der Zeit durften Gäste nur eine Nacht in einem Hotel wohnen. Also zogen sie von Krugs Hotel in das gegenüberliegende um, ein paarmal hin und her. Dann fand Erna ein gebrauchtes Taschentuch unter ihrem Kopfkissen und ergriff energisch die Initiative. Sie ging mit ihrem Kind in ihr Büro, bereitete ihm mit ihrem Schaftspelz auf ihrem Schreibtisch ein Bett und informierte ihren Chef, dass beide so lange dort bleiben würden, bis ein Zimmer für sie gefunden worden sei. Das Zimmer war eine nicht heizbare Mansarde, aus der das Gerümpel geräumt werden musste, im Haus eines Apothekers. Es war in der Hauptsache mit einem Doppelbett möbliert und es gab wohl einen Kocher, auf dem etwas Warmes zubereitet werden konnte. Geheizt wurde der Raum mit einem elektrischen Ofen in Dackelform, lang und rund, und mit sichtbarer Spirale. Das „Kinderzimmer“ war der etwa ein Meter breite Raum zwischen Bett und Wand. Erna musste bis 18:00 Uhr arbeiten und nach der Schule sollte die Drittklässlerin nicht alleine in der Mansarde bleiben müssen. Verschiedene Möglichkeiten wurden erprobt und mussten nach einiger Zeit alle als durchaus ungeeignet verworfen werden. Die Großmutter kam also aus Berlin, brachte zunächst Tante Agnes mit und sie wohnten wohl in einem Hotel. Die Großmutter blieb bis zur „Verlagerung“ der Firma „in den Westen“, schon Ende 1944. Die Schule war unangenehm: Ingrid, die angesichts der feindseligen Atmosphäre vermutlich nicht viel sagte, war die „Berliner Großschnauze“, beim Lesen konnte sie improvisieren, aber im Schreiben bekam sie schlechte Noten. (Mehr über Oppeln S. 69.)

Ein Bild ist gegenwärtig: Ich irre im Dunkeln die unendlich lange Malapaner Straße rauf, um zur Mutter im Büro zu kommen. Da greift mich Fritz Sandow auf und bringt mich zu ihr. Er wohnt später in Heiningen gemeinsam mit seinem Fahrrad in einem der 2x4m großen Zimmer mit Bettnische, gegenüber dem vorderen Eingang unserer Baracke 5.

Ingrid hörte manches, das Leute hinter vorgehaltener Hand sagten: „Die Russen bombardieren Ober- und Niederschlesien nicht, weil sie es ganz nehmen wollen.“ LSR (Luftschutzraum) an

manchen Mauern wurde als „Lern schnell Russisch“ gelesen und: „Wer sowas sagt, kommt ins KZ“, das offenbar ein sehr unangenehmer Ort war.

Erna sollte in den Westen voranreisen, um dort irgendetwas vorzubereiten. Sie kam dann aber nur bis Berlin, wo sie mit Diphtherie und Scharlach in einem dramatischen Krankentransport aus der Wohnung der Großmutter in die „geschlossene Abteilung“ in Herzberge gebracht wurde. Es war tatsächlich eine „Irrenanstalt“ und die Insassen versahen einen Teil des Krankendienstes.

Otto bekam Urlaub und begleitete Frau und Kind nach Heiningen, einem Dorf an der B4, gleich weit entfernt von Goslar wie von Braunschweig. Wolfenbüttel war die nächste Stadt, 12 km entfernt. Dort lag im Winkel zwischen der Landstraße nach Börßum, wo der nächste Bahnhof war, und der B4 ein ehemaliges Arbeitsdienstlager, das aus Holz- und Steinbaracken bestand. Dort sollten die bei der DBHG Beschäftigten wohnen und auf der anderen Seite der Bundesstraße in den Baracken am Wasserwerk (und einige wohl auch schon in Salzgitter) arbeiten. Außer uns gab es noch nicht viele Leute. Wir bezogen ein Zimmer in Baracke 5, die wenig von der Straße entfernt parallel zu ihr lag. Das Zimmer war 2 mal 4 Meter groß und hatte außerdem eine Bettnische mit einem zweistöckigen Bett. Oben war mein „Kinderzimmer“. Auch hier sorgte die Mutter dafür, dass das Kind einen eigenen „unberührbaren“ Raum hatte, wie klein er auch sein mochte. Die späteren Bauspielplätze hätten im und um das Lager ihre Vorbilder finden können: Zunächst ordentlich aufgestapelte Ziegel und Platten und dazwischen – bis zum nächsten Winter – ein paar Holzbohlen. Das nächste Kind nach mir war „der kleine Piesker“, jünger als ich, dann kam der mit seinen Eltern aus Oberschlesien geflohene Horst Großkreuz dazu und wir bauten uns aus dem Baumaterial Häuser.

In einigen Baracken waren eine Zeit lang russische Kriegsgefangene untergebracht, die dann aber weiterzogen. Das Kriegsende machte sie – hungrig und in Lumpen, wie sie waren - ja zu Siegern – und da war es für uns sicherlich besser, dass sie nicht mehr im Lager waren. Zurück blieben einige „Fremdarbeiter“: Polen, Tschechen und Russen, die zum Teil anspruchsvolle Arbeiten bei der DBHG erledigt hatten. Der achtjährige Sohn eines russischen Ingenieurs starb an einem Stromschlag: Er war auf ein Auto gestiegen und hatte die darüber hängende Leitung angefasst. Die Russen unter den Angestellten hatten große Angst, dass ihre Landsleute bei uns einmarschieren würden: Sie würden sofort getötet, sobald sie als Russen erkannt werden würden.

Als einer der deutschen Lagerbewohner – es muss schon im März gewesen sein – einen der Ausländer unfreundlich behandelte, fragte ihn Erna: „Haben Sie es immer noch nicht begriffen?“ Der Mann drohte mit Anzeige.

Dann war es so weit. In der Nacht würden die Amerikaner „einmarschieren“ oder bei uns durchkommen. Erna sagte: „Wenn ich in der Nacht aufwache und ein Neger steht vor meinem Bett, krieg‘ ich einen Herzschlag.“ Also zogen wir wie fast alle Lagerbewohner in den geräumigen Bunker. Wollten wir. Als wir uns gerade niedergelassen hatten, hörte Erna einen Mann zu einem der Ausländer am Eingang sagen: „Nur für Deutsche!“ Erna stand auf und sagte: „Komm, wir gehen, das ist unerhört!“ Wir zogen also weiter. [*Ergänzungen in einfachen Anführungsstrichen aus einem undatierten Blatt, das in Ernas handschriftlicher Autobiografie lag.*] „Aus Stalino² hatte die Firma eine Anzahl russischer Ingenieure mitgebracht, die mit ihrer Verwandtschaft: Frauen,

² Donezk ist das Zentrum des [Kohlereviere Donbass](#) in der [Ukraine](#). Von 1924 bis 1961 führte die Stadt zu Ehren [Stalins](#) den Namen *Stalino*.

Tanten, Großmüttern im selben Lager wie wir, aber - [wie auch manche Deutsche] in Holzbaracken untergebracht waren. – Wenn es pünktlich um ½ 6 aus dem Radio kam „feindliche Flugzeuge im Anflug auf Hannover-Braunschweig“ sollten alle in den Bunker, in dem sich alle Frauen der Russen mit ihren Wertsachen und Kissen eingerichtet hatten. Es war genügend Platz für alle, aber unser Luftschtzwart wollte die Russen raushaben, die auch tagsüber nicht zum Verlassen des Bunkers zu bewegen waren. Da mich die „deutsche Arbeitsfront“ als „Frauenwalterin“ eingesetzt hatte, protestierte ich heftig und erreichte, daß die Russinnen blieben. – Zwischen den Holzbaracken gab es so genannte „Splittergräben“ für die Russen. Diese „Gräben“ waren durchlaufende, oben mit Holz und Erde abgedeckte Unterstände, die in Kniehöhe 20 cm breite Sitzbretter hatten. – Am 7. Mai war schon am Nachmittag Alarm. Ich packte unsere Luftschtzsachen ein und wir gingen aus Protest zum Eingang des Splittergrabens, da der Luftschtzwart die Russen nicht im Bunker haben wollte. Vor dem Splittergraben baute sich einer der jüngeren russischen Ingenieure auf: „Nurr für Rrrrussen!!!“ Vor so viel Feindseligkeit machten wir kehrt und gingen mit Sack und Pack in unsere Steinbaracke zurück mit dem festen Entschluß, diese bis zum Kriegsende, das ja für den 8. Mai angesagt war, nicht mehr zu verlassen. – Alsbald erschien einer der älteren russ. Ingenieure, belud sich mit unserem Gepäck und führte uns zu seinem Splittergraben zurück, wo der Abweiser das Feld geräumt hatte und wir mit Beifallsrufen begrüßt wurden. Ich machte uns Liegestätten auf den schmalen Brettern zurecht und wir hörten von dort aus lange durch die Luftöffnungen das Fallen der Granatsplitter der Flak.‘

Dort verbrachten wir also die Nacht. Am nächsten Morgen hieß es: Die Panzer sind durchgefahren. Als wir aus dem Splittergraben in eine der Baracken auf die Toilette gingen, flogen tief Flugzeuge über uns. Ich kannte das von Schulwegen, auf denen wir in den Graben gesprungen waren, wenn Tiefflieger kamen. Einige hatten tatsächlich geschossen. Gelegentlich hatten wir auch mit allen anderen Barackenbewohnern auf dem Flur gestanden, wenn die Tiefflieger direkt über unserer Baracke ihre Geschütze auf das Wasserwerk auf der anderen Straßenseite abschossen. Meine Mutter stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt und ich vor ihr mit dem Gesicht an sie geschmiegt. Einige knieten. Meine Mutter sagte, das sei Unsinn, „wenn das Dach runterkommt, kriegt man im Stehen am wenigsten ab“. Sie war immer furchtlos: „Wir überleben den Krieg!“ war ihr eine Gewissheit. Ihre Furchtlosigkeit schloss mich ein oder steckte mich an. Anders war es damals in der Krummen Straße 64 in Berlin gewesen: Dort war sie mit anderen nach Luftangriffen mit Wassereimern, Schrubbern und Scheuerlappen aufs Dach gestiegen, um die Funken dort auszuschlagen. Sie musste das hinter meinem Rücken tun, denn als ich es einmal mitbekommen hatte, hatte ich ein solches Angstgeschrei erhoben, dass alle und sie selbst für dieses Mal auf Ernas Teilnahme verzichteten. Sie wussten nicht, wovor ich Angst hatte, denn sie kannten das Dach. Ich dagegen stellte es mir so schräg wie die Dächer der Häuser vor, die wir malten, und hatte Angst, sie würde abrutschen, ja, sie müsste unbedingt abrutschen, denn wer könnte sich schon auf einem so abschüssigen Dach halten? Meine Großmutter erzählte: Einmal schlug eine Brandbombe durchs Dach und landete in Lenchens, einer gleich unterm Dach lebenden „alten Jungfer“, Bett. Schnell kam Hilfe, um den Brand zu löschen, und Lenchen jammerte: „Mein scheenes Bett!“

Wir waren also auf dem Weg vom Splittergraben in die Baracke. Ich wollte rennen, aber die Mutter sagte: „Die tun uns nichts, die schützen nur ihre Eigenen.“ Später hörten wir, beim Einzug der Amerikaner sei ein Deutscher umgekommen. Er hatte betrunken im Straßengraben gelegen, war bei dem Lärm der Panzer aufgewacht und hatte den Kopf gehoben. Sie erschossen ihn, denn sie dachten, da hocke einer mit einer Panzerfaust, es war also ein Missverständnis, eine Art Unfall.

Erna war also „Frauenwalterin“: Sie war auch für die Jugendlichen im Lager zuständig. Das trug ihr nach dem Einmarsch der Amerikaner ein anderes Amt ein: In der Waschküche, einer separaten kleinen Baracke mit zwei oder mehr riesigen Kochkesseln, musste sie die Wäsche der etwa acht amerikanischen Soldaten waschen, die nach der Durchfahrt der Panzer wieder zu uns zurückgekommen waren. Das war nicht schlecht, denn die Soldaten verschenkten dies und das.



Ingrid und Erna Abb vor bzw. in Zimmer 4 in Baracke 5 in Heiningen 1946

Gleich nach dem Kriegsende fand die „Plünderung“ statt. Was wir bis dahin nicht wussten: Im Wasserwerk waren riesige Hallen mit Essensvorräten. Wer sie aufgemacht hat, habe ich nie erfahren oder vergessen. Alle rannten über die Straße. Meine Mutter arbeitete in dem Beet, unserem Garten, das sich von unserer Baracke bis zur nächsten erstreckte. Sie wollte nicht „plündern“ gehen. Schließlich habe ich sie dann überredet: „Und wir haben dann im Winter nichts zu essen!“ Also nahm sie einen Sack und wir gingen. Es waren riesige Hallen, die durch hoch angebrachte Fenster mit grünem Glas grün erleuchtet waren. Alles rannte durcheinander. Wenn man etwas zusammengerafft hatte, musste man es bewachen, weil die anderen überall zugriffen, auch dort, wo offensichtlich schon jemand etwas zusammengescharrt hatte. (Noch heute empfinde ich in manchen weitläufigen und etwas ungepflegten Supermärkten diese

Plünderstimmung.) Alles wurde in den Sack gesteckt. Die Leute, die mit der Örtlichkeit nicht vertraut waren, gingen eine Treppe runter zur Ausgangstür. Dorthin musste man durch einen großen Raum. Überall in diesem Raum standen Amerikaner mit schussbereiten Gewehren: „Alles ausschütten!“ Wir wateten in Reis und Bohnen und mussten über Gläser und Büchsen steigen. Ich hatte furchtbare Angst und schrie die ganze Zeit: „Wir haben nichts mehr! Wir haben nichts mehr!“ Andere, die sich im Wasserwerk auskannten, fanden Wege, ihre Beute zu retten. Gurkengläser – ich habe heute noch eines als Vorratsgefäß – wurden, damals natürlich mit Inhalt, später zum Tausch gegen andere Lebensmittel angeboten, ich erkannte sie wieder. Die Mutter sagte sich und mir, sie hätte sich eben nicht überreden lassen sollen.

Später zogen die Amerikaner ab und an ihrer Stelle belegten einige Engländer die Baracken auf der anderen Straßenseite. Zu kaufen gab es nun nichts mehr. Wovon sich die anderen ernährt haben, weiß ich nicht, ich jedenfalls versorgte meine Mutter und mich mit Resten von den Tischen und aus der Küche der Engländer. Ich hatte das ideale Alter, 8 1/2 Jahre: jung genug, um noch nicht als Frau angesehen zu werden, und alt genug, um planvoll vorzugehen. Ich führte eine Kindergruppe an und stellte zuerst einmal einen Kontakt her. Zwischen den Baracken der Engländer gab es einen großen Haufen mit weißem Sand, der vor dem Kriegsende für irgendetwas gebraucht werden sollte. Dort ließen wir uns in unserer kindlichen Unschuld nieder, sahen keinen Soldaten an, sondern bauten aus dem feuchten Sand ein Haus. Einige Soldaten sahen uns zu. Die Losung kam von mir: Keinen ansehen, so tun, als wären sie nicht da. Als das Haus fertig war, kam einer der Soldaten näher und steckte seine Zigarette mit der Glut nach oben als Schornstein in unser Haus. Auf dieses Angebot zum Mitspielen konnten wir dann eingehen. Wir durften die Reste aus der Essbaracke mitnehmen und oft bekamen wir in der Küche noch etwas dazu. Einmal verbrachte ich einen ganzen Tag in der Küche bei einem schweigsamen Schotten, denn ich hatte es auf eine große Wanne mit Fisch abgesehen, die er unter einen der Öfen geschoben hatte. Schließlich durfte ich die 2-Liter-Aluminiumkanne damit füllen. Den Soldaten war verboten, uns mit in die Zimmer zu nehmen. Der, der am schärfsten darauf achtete, winkte mich eines Tages in sein Zimmer. Auf dem Tisch stand dick mit Käse belegtes Brot. Er befahl mir, mich davorzusetzen und es aufzuessen, und verbot mir, etwas davon mitzunehmen. Ein anderer schenkte mir ein Täfelchen Schokolade, und als ich es einsteckte und auf seine Frage sagte, ich brächte es meiner Mutter, bekam ich gleich noch eines. Einen nannten wir wegen seines Aussehens den „Tod“. Er bestand darauf, dass ich sang: „Wenn wir fahren, wenn wir fahren, wenn wir fahren gegen Engeland“. Er sagte immer wieder beruhigend: „Not totschi“, was die Mutter zu Hause dann als doch nicht englisch identifizierte, und wir kamen zu dem Schluss, es sollte „nicht totschießen“ heißen.

Ein schottischer Kantor suchte ein Klavier. Im Lager stand eines im Esssaal, in der Essbaracke. Dort wurden am Samstagabend Tanzveranstaltungen abgehalten. Erna spielte Klavier, Róman, der schöne junge Berufsmusiker aus Warschau, spielte Geige und Fräulein Rückert spielte Schifferklavier. Für das Klavier war also Erna zuständig. Daraus ergab sich, dass sie schließlich mit dem schottischen Kantor vierhändig spielte.

Roman ging bei uns ein und aus. Ab und zu kam einer der Fremden bei uns vorbei und sagte, er wolle unser Radio mitnehmen. Dann sagte die Mutter: Das Radio gehört Roman. Roman betrank sich manchmal bis zur Bewusstlosigkeit. Einmal war er im Straßengraben aufgewacht und hatte einen Panzer übersehen, der am Straßenrand stand. Die Hälfte seines schönen Gesichts war danach ein paar Wochen lang dunkelblau. Sehr viel später hörte Mutter ihn auf Radio Warschau Geige spielen.

Die Großmütter wohnten weiterhin in Berlin. Elise Abb war „ausgebombt“ worden und zu ihrer Tochter nach Baumschulenweg gezogen und Hedwig Nürnbergs Haus war inmitten von Ruinen „stehengeblieben“. Erna wollte ihre Mutter ab und zu besuchen. Eine Genehmigung für die Überquerung der Zonengrenze – zwischen der britischen und der russischen Zone – war schwer oder gar nicht zu bekommen, sie musste also „schwarz über die grüne Grenze“ gehen. Wenn sie Russisch könnte, wäre das leichter, dachte sie – und es erwies sich als richtig -, denn oft wurden die Grenzgänger „von den Russen geschnappt“. In einem solchen Fall verhalfen ihr ihre Russischkenntnisse tatsächlich dazu, nicht zurück-, sondern in die Richtung ihres jeweiligen Zieles geschickt zu werden. In der Nachbarbaracke wohnte Herr Lukas, ein schlanker, vornehm aussehender und gebildeter alter Herr, der als Ingenieur bei der DBHG gearbeitet hatte. Er verteilte gerne Spitznamen: Sich selbst nannte er einen „russischen Windhund“, mich, als ich mit 14 lang und dünn war: Strikasa, Heuhüpfer, was wohl sehr passend war. Als ich im nächsten Jahr ein wenig Form bekam, nannte er mich Djetka, Kindchen. Meine Mutter schrieb bei ihm viele kleine Hefte mit Vokabeln und Grammatik voll, wenn sie häufig und regelmäßig zu ihm zum Russischunterricht ging. Sehr viel später lernte sie dann noch Italienisch und machte mit ihren Braunschweiger Nachbarn (also nach 1955) eine Italienreise.



Otto Abb, Heiningen 1946

Im Juni 45 kam der Vater aus Italien zurück. Da er uns selbst nach Heiningen gebracht hatte, wusste er, wohin er sich nach dem Krieg wenden musste. Er war für Russland zu alt und schon

zu lange Soldat gewesen und nach Italien geschickt worden. Dort kam er auch nicht an die Front, sondern hatte unter anderem die Aufgabe, Esel von einem Ort zum anderen zu treiben, worüber er in seinem „Kriegstagebuch“ berichtet, das die Mutter nach seinem Tod mit der Hand in lateinischen und lesbaren Buchstaben abschrieb. Erzählt hat er nie etwas vom Krieg. Seiner Fürsorglichkeit verdanken wir zahllose Päckchen, von dem Nähgarn habe ich heute noch. Er schickte echte Seidenstrümpfe, die mir dann aber in der Tanzstunde wenig nützten, da gerade „Nylons“ Mode waren, die wegen ihrer Kurzlebigkeit für uns unerschwinglich waren. Zu meinem Mauerblümchendasein während der Tanzstunde – einmal „blieb“ ich wahrhaftig „sitzen“! - trug neben meiner Strikasa-Beschaffenheit mit 14 auch das dunkelgrüne kunstseidene Kleid mit weißen Punkten bei, das die Mutter für mich geändert, also enger gemacht hatte.

Der Vater kam „zu Fuß über die Alpen“, hatte immer wieder bei Bergbauern gearbeitet, war gut ernährt und hinkte, denn er hatte sich bei einer Abfahrt auf Schnee, die er auf seinem Stock hockend hatte bewältigen wollen, ein paarmal überschlagen und ein Knie verletzt. Ins Lagerleben fügte er sich sofort ein und wurde „Hofarbeiter“. Dann besuchte er Bauern und es gelang ihm - sicherlich auch mithilfe seiner landwirtschaftlichen Kenntnissen -, zunächst wohl, Tauschgeschäfte einzuleiten. Jedenfalls spielte Leinöl dabei eine Rolle. Er transportierte alles auf einem Fahrrad. Das Geschäft erweiterte sich, Erna drehte Zigaretten, die dann verkauft wurden. Man vertraute ihr die Verteilung der Milch an, die für die Kinder in einer großen Kanne ankam, aus der sie jeden Tag einen Viertelliter für jedes Kind schöpfte. Für mich blieb dann immer etwas mehr übrig. Gelegentlich gab es eine Haussuchung, bei der dann die Polizisten alle Ware mitnahmen. Jedenfalls hatten wir immer genug zu essen.

Irgendjemand hatte meinem Vater eine Wiese hinter dem Lager zur Verfügung gestellt oder er hatte sie sich einfach selbst zugeteilt. Daraus wollte er einen Kartoffelacker machen. Das Gras war nicht einfaches Gras, sondern Quecke. Die verwurzelt sich stark und muss ganz und gar entfernt werden, sonst wuchert sie weiter. Ich musste helfen, tat es nicht sehr gerne. Wir „kämpften“ oft miteinander. Ich durfte ihn mit aller meiner Kraft auf die Oberarme boxen, eine gute Ableitung für meine Aggressionen gegen ihn. Er neckte mich oft und nannte mich „Pieps“, was ich allerdings als Kind akzeptieren konnte, da es offensichtlich zärtlich gemeint war. In manchen Herbstnächten zogen meine Eltern mit einer Schiebkarre los, um „Rüben zu klauen“. „Sie wollen sie uns ja nicht verkaufen“, sagte mein Vater, und zu meiner Mutter: „Wir nehmen nur die besten“. Die Rüben wurden im Herrenwaschraum der Baracke abgespritzt und dann in die Waschküche gebracht, die man benutzen durfte oder mieten konnte. Dort wurden sie geschält und kleingeschnitten und in den Waschbottichen gekocht. Unter ihnen musste man ein Feuer anzünden und dann sehr lange rühren. Das meiste wurde zu dickflüssigem Sirup verkocht und einiges konnte kandieren und wurde dann zu Bonbons. In einer anderen Nacht holten die Eltern und Nachbarn gemeinsam einen der Balken, die nicht mehr hatten verbaut werden können, ehe der Krieg zu Ende war. Sie zersägten den Balken und zerhackten die Stücke. Alles musste vor Dunkelwerden hinter Schloss und Riegel sein, am nächsten Morgen wäre sonst nichts mehr da gewesen. Die Scheite mussten im Zimmer gestapelt werden. Auch dabei musste ich helfen. Ich stapelte nach Anweisung die Scheite neben der Tür auf. Schließlich brachen die schon sehr hohen Stapel zusammen und verbarrikierten die Tür, die nach innen – nun eben nicht mehr - aufging. Da geschah etwas – vermutlich von uns beiden - Unerwartetes: Mein Vater gab mir die einzige Ohrfeige unseres Lebens. Ich stand direkt und - von mir aus - links neben dem Spind und da mein Vater Rechtshänder war, berührte mein Kopf mit einem kleinen Knall dieses Spind. Das war meine Chance: Ich sah sofort, dass es ihm sehr leid tat, und übertrieb deshalb den Schmerz, um ihm ein noch schlechteres Gewissen zu machen. Dann räumten wir

ziemlich einmütig das Holz von der Tür weg und mein Vater übernahm die sachgemäße Stapelung.

Beim katholischen Lehrer in der katholischen Schule wurde in der 3. Klasse etwas gelernt, beim evangelischen Lehrer in der evangelischen Schule wurde in der 4. Klasse vor allem gesungen. Ich durfte mit einigen anderen, die auch „die zweite Stimme singen konnten“ vorne stehen und fand das eigentlich ganz schön. Für die Aufnahmeprüfung für die Oberschule in Wolfenbüttel würde es allerdings nicht genügen. Meine Eltern waren mit einem Paar befreundet, das auf dem Gut einquartiert war, er: Studienrat Schmidt und sie: die „Volksschullehrerin“ Leni. Sie hatte TB und eine ebenso schmale und blasse Tochter, wie sie selbst war. Bei ihr bekamen ich und unregelmäßig wechselnde und schließlich ausbleibende weitere Viertklässler „vorbereitenden Unterricht“. Über Leni erfuhr ich etwas, das ich nicht hätte erfahren sollen. Mein Vater hatte ein rotes Portemonnaie, das schon ganz abgenutzt war, und da er irgendwoher ein besseres bekommen hatte, gab er mir das alte „zum Spielen“. Als ich ein hinteres Fach aufmachte, fand ich einen Zettel: „Es war schön und um uns die rauschenden Bäume und die Nacht“ oder so ähnlich. Mein Vater hatte also ein Verhältnis mit Leni oder er hatte es wenigstens gehabt. Ich bewahrte den Zettel sorgsam auf, zeigte ihn natürlich nicht meiner Mutter und mein Vater fragte nicht danach.

Die Wolfenbütteler Kinder hatten 4 ungestörte Schuljahre hinter sich. Im Winter 1946/47 sollten wir zum Probeunterricht kommen. Herr von Dehn, ein auf dem Gutshof untergekommener Balte, kutscherte uns 10 Aspiranten, darunter einen seiner Söhne, täglich auf einem Ackerwagen im Stroh vergraben in die Stadt und wieder zurück. Der einwöchige Probeunterricht war sehr klug ausgedacht: Nicht Vorwissen, sondern Lernfähigkeit wurde geprüft. Man lehrte uns etwas offenbar für alle Neues und fragte das dann ab. Einmal wurde ein Gedicht an die Tafel geschrieben, wir bekamen Zeit, es auswendig zu lernen. Dann wurde es abgewischt und wir sollten es aufschreiben. Ich fragte in meinem Übereifer, ob auch die Kommas richtig sitzen müssten. Nein, das sei nicht nötig. Für das Bestehen der Probewoche wäre der vorbereitende Unterricht also nicht nötig gewesen, aber er war es für den dann folgenden Unterricht in der 5. Klasse. Zunächst bestanden alle „Flüchtlingskinder“ und nur der einzige „Einheimische“ fiel durch. Nach dem ersten Jahr mussten einige wieder gehen, darunter meine zwei Jahre ältere Freundin Christa Palka.



Ingrid und Erna Abb, Elisabeth und Christa Palka, Heiningen vor Baracke 5 1947

Frau Palka hatte wohl die deutsche Staatsangehörigkeit, ihr polnischer Mann war jedenfalls in Polen geblieben. Sie hatte noch eine zweite, jüngere Tochter, Irene und wechselnde Liebhaber. Oft hörte man die Mädchen nach Feierabend schreien – sie wohnten in den Zimmern uns schräg gegenüber. Wenn ihre Mutter „keine Post bekommen hatte“, verdrosch sie die beiden Mädchen regelmäßig „mit dem Riemen“. Einmal hatte sie einen geistig anspruchsvolleren Liebhaber, der ihr Bücher brachte und dann mit ihr darüber reden wollte. Da sie sie nicht verstand, trug sie sie zu meiner Mutter, die las sie und sagte ihr in kurzen einfachen Worten, worum es darin ging. Nietzsche war, glaube ich auch einmal dabei. Die Liebschaft hielt einige Bücher lang. Meine Bemerkung, Frau Palka sei wohl „keine Dauerbackware“ wurde wie schon jahrelang vorher unter meinen übrigen „bemerkenswerten“ Aussprüche vermerkt und bewahrt. Christa ging später zu ihrem Vater nach Polen, Fotos zeigten sie als junge Dame. Jahre später hörte ich von ihr: Sie hatte im Rheinland einen Bergarbeiter geheiratet und einen Sohn bekommen.

In den großen Ferien hatten die Lagerkinder meist irgendein Thema, das sie Tag für Tag die gesamten 6 Wochen lang verfolgten. Einmal war es Völkerball, einmal Tischtennis, einmal ein Zeichenkurs bei dem Maler und technischen Zeichner Fritz Martin Rothe, dem Mann der 20 Jahre jüngeren - 10 Jahre älter als ich - Gisela, geborene Kühne, ebenfalls technische Zeichnerin. Sie hatte bis zum Kriegsende einen schönen intelligenten gebildeten Tschechen zum Freund gehabt. Meine Mutter sprach mit ihr und riet ihr dringend, ja vorsichtig zu sein, denn eine solche Beziehung war für beide lebensgefährlich. Er war ihre große Liebe, aber bei Kriegsende mussten sie sich trennen: Er wollte verständlicherweise nicht bleiben und Deutschen in der Tschechoslowakei ging es damals bekannterweise sehr schlecht. Gisela ging, als ich 14 war, auf gleichem Fuß mit mir um und die Beziehung dauerte bis zu ihrem Tod 2004. Später heiratete sie Norbert Borsch, den Sohn des Friseurs Viktor in Heiningen. Sie waren Juden, aber offensichtlich nicht identifiziert oder sonst irgendwie durchgekommen. Norbert machte später in der Werbung Karriere und verdiente sehr viel. Gisela hat wohl niemals ihre Herkunft aus einem Berliner

„Schusterkeller“ ausgleichen können und versuchte sie durch teure Kleider und Schmuck zu kompensieren. Sie hatte immer irgendwelche leidenschaftlichen Liebesverhältnisse, die sie völlig ausfüllten. Später nahm sie Malunterricht in München, malte und hinterließ viele Bilder. Als ich Susanne Reimnitz, Freundin, Kollegen und Malerin einige zeigte, winkte sie ab: Bitte nicht noch mehr davon! Ihr 35 Jahre jüngere Ehemann Andreas alias Burghard, der seinen Zivildienst als Krankenpflegehelfer absolviert hatte, pflegte sie, als der Magenkrebs sie immer mehr auffraß. Damit hatte er sich das Erbe verdient.

Was dann kam, wurde in der nächsten und vielleicht sogar übernächsten Zeit nicht wesentlich anders: Das „normale Leben“ war für die Erwachsenen zurückgekehrt, für uns war es etwas Neues, an das wir uns schnell gewöhnten, weil es bequem war. Ich setzte Mutters Verhalten in der Schule fort und widersprach, wenn ich es für nötig hielt, und wehrte mich, wenn ein Lehrer mich respektlos behandelte, was damals durchaus nicht selten war. Ich war bald bei allen Lehrern wegen meiner „Frechheit“ bekannt, was meiner Mutter gelegentliche Einladungen in die Schule einbrachte. Sie verstand es, die Lehrer zu beschwichtigen, indem sie sich betroffen stellte, und machte mir nie Vorhaltungen. Dabei lernte ich, mich auf eine Weise zu widersetzen, die man mir nicht nachweisen konnte, da es damals noch keine Videoaufzeichnungen gab, die Blicke und Tonfall festgehalten hätten. Mit der Zeit brachte ich es so weit, dass jemand hätte mitschreiben können, ohne dass ein Leser etwas Tadelnswertes in der Aufzeichnung hätte finden können. Als wir in der 9. Klasse waren, sahen ich und meine Freundinnen, besonders aber wohl ich, voller Verachtung auf unsere nähere Umgebung und die Welt im Allgemeinen herab.



Ingrid Abb. Schulfoto Wolfenbüttel 1950.
Zur Zeit dieses Fotos fühlte ich mich der gesamten Welt überlegen.

Nur ein Jahr später zog ich mich auch von den Freundinnen zurück und lebte nur in meiner Hesse-Bücher-Welt. Die Deutschstunden bei der verehrten Frau Erika Denkhaus waren eine Insel in der Schule, in der ich im Übrigen eine Fremde war.



Ingrid Abb, Schulfoto 1952. Das Ahornblatt hat Fritz-Marin Rothe geschnitzt.

Otto kam aus einer Kaufmannsfamilie. Auf keinen Fall wollte er sich nach Wolfsburg ans VW-Werk-Band verkaufen, wie es damals sehr viele taten. Lieber versuchte er seinerseits etwas zu verkaufen. Zuerst waren es Schuhe. Er und Herr Schramm zogen mit einem Lieferwagen über die Dörfer und stellten, meist wohl in einem Gasthaus, Schuhe aus. Das fand aus irgendeinem Grund ein Ende. Dann bekam er „Vertretungen“ von der „Puddingfabrik“ Brecht in Einbeck und von Wela in Hamburg, die machten Tütensuppen und Brühe in Gläsern. Er zog mit Proben und

einem Bestellblock durch die Heide und saß gerne bei Bauern, redete mit ihnen und schrieb seinen Bestellblock möglichst voll. Die Ware wurde dann später ausgeliefert. Von Haus zu Haus fuhr er mit dem Fahrrad, das er irgendwo untergestellt hatte, und bis dahin mit dem Auto, zunächst im VW-Käfer. Zum Sortiment gehörte auch Kakao, den er in großen Tüten kaufte, aus denen die Mutter dann „auswiegen“ musste, was sie ungern tat. Sie widmete sich lieber ihren Hobbys: bastelte, lernte Sprachen, versuchte es sogar mit der Mathematik, die ihr nie nahe gelegen hatte, und machte Musik.

Der Vater lebte spartanisch, aß die Woche über nur Brot, das die Mutter ihm am Wochenbeginn zurechtmachen musste, und suchte sich billige Unterkünfte, um Zeit und Benzin zu sparen. Ich erinnere mich an einen der sehr seltenen Spaziergänge mit ihm. Es war schon dunkel und wir gingen die Straße nach Börßum entlang. Da sagte er mir, er habe zwei Ziele im Leben: eine Eigentumswohnung und mich studieren lassen. „Wie willst du denn das alles schaffen?“ hatte ich ihn damals gefragt. Mit großem Fleiß und großer Sparsamkeit – besonders für sich – schaffte er beides dann tatsächlich.

Die Mutter „machte auch das Büro“. Bei der Zusammenarbeit an den Wochenenden stritten sich die beiden oft und ausgiebig und sehr laut. Später bekamen wir eine Zweizimmerwohnung in einem „richtigen“ Haus im Lager. Sie hatte eine kleine Küche und ein kleines Bad mit einer Sitzbadewanne, immerhin. Eines der beiden Zimmer, das zur B4, wurde meines, das andere wurde Wohnzimmer. Meine Eltern behielten ein Zimmer in der Baracke, das ihnen als „Büro“ diente, sodass ich ihr Geschrei – sie stritten ja fast ausschließlich bei der Arbeit - nicht mehr mit anhören musste.

Seit 1947 fuhr ich nach Wolfenbüttel ins Schloss, in dem einmal Lessing gewohnt hatte, ehe er ins „Lessinghaus“ gezogen war. In die Anna-Vorwerk-Schule, Oberschule für Mädchen. Zuerst fuhr ich mit der Bahn vom Bahnhof Börßum und dorthin mit dem Fahrrad. Später nahm uns Schulkinder eine Zeit lang der „Werksbus“ mit, der die Angestellten nach Salzgitter brachte, und schließlich fuhr ein Bus direkt vom Lager aus, der irgendwo in Wolfenbüttel hielt. Ich war am Ende die Einzige in meinem Jahrgang, die dieses strapaziöse Schulleben bewältigte, von den 9 Kindern, die die Prüfung bestanden hatten, kam ich allein nach 9 Jahren mit Abitur wieder heraus, einer kam ein Jahr später, die anderen waren auf dem Weg verloren gegangen, einige waren auch weggezogen.

Großmutter Nürnberg starb Ende 1952. Den Sommer davor war sie drei Monate bei uns in Heiningen. Sie machte eine regelrechte Schneiderlehre im Kurzdurchgang mit mir, was mich davor bewahrte, mit Nadel und Faden zu dilettieren.

Ich nähte ja „so exakt“, sagte die Mutter später. Ich sollte Schneiderin lernen und später ein „Modeatelier eröffnen“. Diesen Rat gab sie mir, nachdem ich schon mit meiner „Scheuermann“-Wirbelsäulen-Erkrankung zu tun gehabt und immer noch häufig Rückenschmerzen hatte. Meine Großmutter hatte als junges Mädchen oder junge Frau „einen Stein in den Rücken bekommen“. Diese Verletzung führte später dazu, dass sie auf einer Seite einen Buckel bekam, woran sicherlich auch die gebeugte Haltung bei der Näharbeit ihren Anteil hatte. Sie glich diesen Buckel mit einem Kissen auf der andern Seite aus, sodass der Rücken im Ganzen rund erschien. Man sagte, Herz und Lunge seien dadurch so zusammengedrückt worden, dass sie nur 72 Jahre alt hatte werden können. Ihre Tochter war die letzten Tage oder gar Wochen bei ihr. Sie hat in dieser Zeit von ihrem ganzen schweren Leben gesprochen, Einzelheiten hat die Tochter nicht weitergegeben, aber es sei erschütternd und schrecklich gewesen.



Hedwig Nürnberg, Datum unbekannt



Erna Abb Foto für den Führerschein Wolfenbüttel 1955

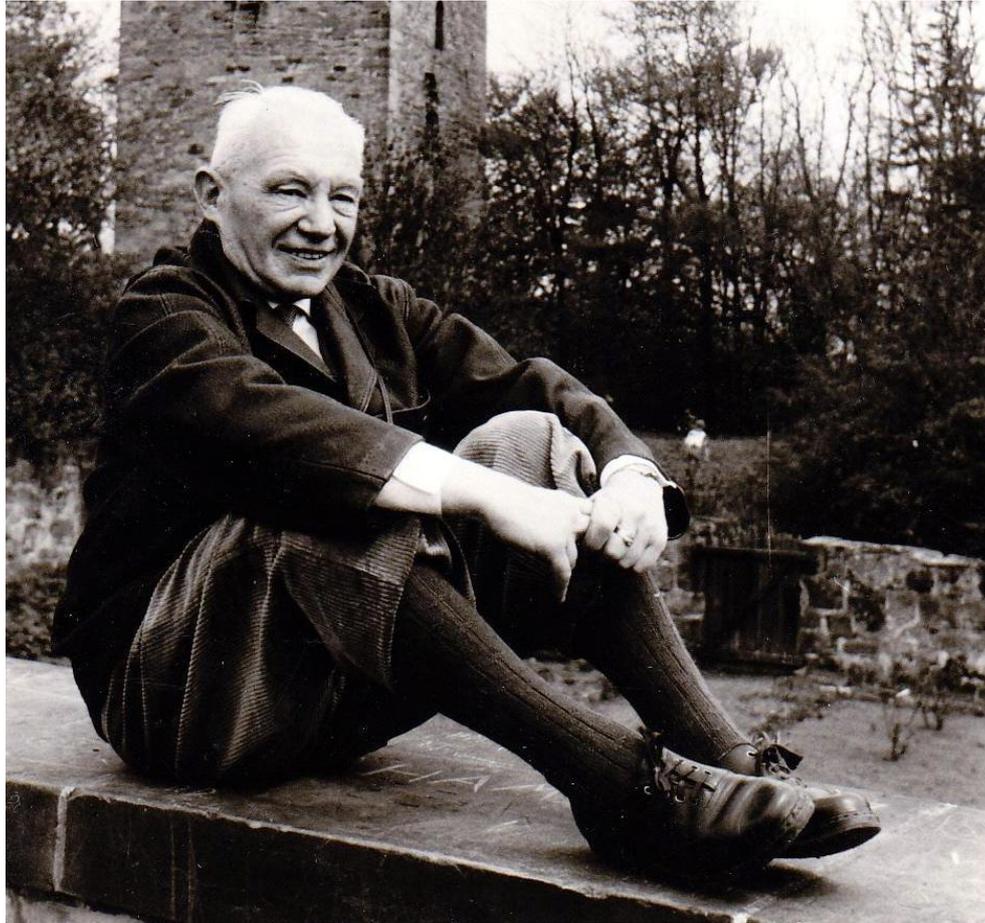
Vater wäre Mitte der 50er Jahre gerne nach Gifhorn gezogen, weil er dann nahe an seinem „Gebiet“ gewesen wäre, aber die Großstädterin Erna machte es nicht unter Braunschweig. Dort wurde am Wollmarkt, gegenüber vom „Haus des jungen Mannes“, dem CVJM-Haus, gebaut. Die Eltern kauften die Parterrewohnung an der Ecke, damit der Vater „ein- und ausladen“ konnte.

Die Mutter reichte die Ware aus dem Fenster und der Vater packte sie ins Auto. Auch das war eine Arbeit, die die Mutter nicht gerne tat. Die Wohnung hatte drei Zimmer: Wohnzimmer, Vaters Zimmer, das auch als Büro diente, und mein Zimmer. Das Wohnzimmer hatte helle Möbel und alles, was aus Textilfaser war, war auf Wunsch des Vaters grün, das war seine Farbe. Tatsächlich war er mit seinen Essregeln – eine davon war, während des Essens nicht zu trinken (halte ich heute noch so) - und seiner Umsicht beim Verbrauch von „Ressourcen“ ein „Grüner vor den Grünen“.

Im November 1955 zogen wir dort ein, gerade rechtzeitig zu Semesterbeginn. Also ging ich zu zwei Vorlesungen, einer in Germanistik (Prof. Hoppe) und einer in Philosophie (Prof. Glockner), und einem Seminar in Germanistik zur (damals) Technischen Hochschule. Zur Schule fuhr ich weiterhin mit dem Bus und kam nun von der anderen Seite nach Wolfenbüttel. In der ersten Braunschweiger Zeit bekam der Vater einen Leberschaden. Er war, solange ich denken kann, ein „kontrollierter Alkoholiker“, trank immer sein festes Quantum und war nie betrunken. Neben seiner Fürsorglichkeit war sein starker Wille sein wichtigster Charakterzug: Von einem Tag auf den anderen – wie er damals in Italien mitten im Überfluss das Rauchen aufgegeben hatte – ließ er den Alkohol stehen und aß Quark bis zum Umfallen. Damit heilte er sich innerhalb eines halben Jahres. Die Mutter hatte zu mir schon vor meinem Abschluss der 10. Klasse gesagt, es sei ja sinnlos, dass ich Abitur machte (schließlich hatte sie ja auch nur mittlere Reife), denn der Vater könne mir sowieso kein Studium bezahlen. (Von Stipendien, die es ja auch damals schon gab, wussten wir nichts. Es war ja damals nicht so leicht, sich zu informieren, wie es das heute ist.) Beim Leberschaden des Vaters stellte sie mich vor die Alternative: Entweder du heiratest Uwe oder du machst eine Banklehre. Die hätte ich jedenfalls vorgezogen. Aber die Mutter war machtlos gegen den Bildungswillen des Vaters für seine Tochter und die Interessen der Tochter selbst; die Stunden an der TH hatten sie noch mehr davon überzeugt, dass in den Geisteswissenschaften ihre Zukunft liege. Es war vor allem der „Flow“ in der Philosophievorlesung – die alten griechischen Philosophen -, sie tauchte am Anfang ein und unter und am Ende wieder auf. Der Professor erlaubte ihr gerne, dass sie sich unter die Hörer mischte.

Ein halbes Jahr Frauenfachschule „Mathilde-Zimmer-Stiftung“ in Kassel-Wilhelmshöhe. Der Vater bestand darauf, dass „eine Frau kochen“ können müsse. Dort war ich unter den höheren Töchtern fremd und nur mit Zimmergenossin Ute Dornheim vertraut, später in Helga Happ verliebt. Es war ein teures und recht überflüssiges Unternehmen. Die zweite Hälfte des Jahres vor Studiumbeginn (ich wollte nicht in einem Wintersemester anfangen) verbrachte ich noch deplatziertes in einem halbjährigen Lehrgang einer kaufmännischen Schule. Nach einer durch übertriebenes Schreibmaschinentraining hervorgerufenen Sehnenscheidenentzündung wollte ich die Zeit für eine Vorbereitung in Griechisch nutzen. Jorgo Stathopoulos brachte mir jedenfalls die neugriechische Aussprache auf eine Weise bei, dass ich später in Griechenland dafür bewundert wurde. Wieder eine große Liebe, der Perser und Bahai Said Modabber, musste ich fürs Studium in Tübingen verlassen.

Dann folgte das Studium in Tübingen, von dem ich in *Leben10Anfänge* erzählt habe, das schreckliche Semester in Hamburg und schließlich Fortsetzung des Studiums samt Unterbrechung für Till in Göttingen.



Otto Abb, Nähe Braunschweig 1962

Im Herbst 1964 kamen meine Eltern mit Till mich in Göttingen besuchen. Auf einem Spaziergang erzählten sie mir von der neuen Situation: Der Vater hatte auf einer der Volkshochschulfahrten, zu der die Mutter, da sie bei Till bleiben musste, nicht wie zuvor hatte mitkommen können, die 38-jährige Helga Kaufmann kennengelernt. Sie waren schon eine Weile zusammen und wollten heiraten. Der Vater fürchtete, ich würde „die Partei der Mutter ergreifen“, was ich aber nicht tat, da mir die Ehe meiner Eltern niemals geglückt oder gar „glücklich“ erschienen war. Auf meine Zusprache hin war die Mutter einverstanden, sich scheiden zu lassen. Der Vater zog aus und die Eltern bleiben befreundet: Jede Woche kam er und, wie er schon immer bewiesen hatte, „sorgte für sie“. Daraus ergab sich, dass nach meinem Göttinger Examen Till und ich uns in der Wohnung ein wenig mehr ausbreiten konnten. Die Mutter „machte weiterhin das Büro“ und wurde auch finanziell gut versorgt. Der Vater hatte noch 20 schöne Lebensjahre – er starb am 23.12.1985. Ich habe sie ihm von Herzen gegönnt! Unsere Beziehung war in meiner Kinder- und Jugendzeit nicht gut. Die Mutter zog mich auf ihre Seite und nahm mich gegen den Vater ein und er tat nichts dagegen. „Entdeckt“ habe ich ihn dann erst nach dem Abitur, als ich „aus dem Haus“ war. Auf mein Betreiben und Insistieren hin klammerten wir das Thema Politik aus, bei dem wir uns regelmäßig in die Haare geraten waren, und im Übrigen verstanden wir uns sehr gut. Auch mit der Mutter gab es ein Tabuthema: den „Glauben“. Nachdem sie einige Proben dessen, was ich im Theologiestudium lernte, bekommen hatte, verbot sie mir, über diese Themen zu sprechen. Sie hatte das Vaterunser in vielen Sprachen aufgeschrieben und las täglich laut durch.



Erna Abb ist 80 geworden (16.8.86). Braunschweig Wollmarkt 7, Wohnzimmer

Rätselhaft mag vielleicht erscheinen, dass sich das Verhältnis zwischen der Mutter und mir in ihrem Alter so sehr verschlechterte. Aus meiner Perspektive sehe ich zwei Gründe, die vielleicht sogar zusammenhängen. In Mutters Leben tauchte das junge Ehepaar Monika und Arthur Winter auf, beide bei TM aktiv. Monika hatte früh ihre Mutter verloren. Sie schloss sich Erna an, kam oft aus der nahe gelegenen Wohnung herüber, brachte kleine Geschenke und redete sehr liebevoll, ja zärtlich mit ihr. Ganz anders als ich, die meist einen sachlichen Ton anschlug. Aus irgendeinem Grund hatte Erna das Gefühl, sie müsste sich zwischen Monika und mir entscheiden. Als wir einmal zu dritt und Erna zu mir sehr unfreundlich war, sagte Monika sehr deutlich, dass ihr das gar nicht gefalle, denn sie hatte wohl verstanden, dass Erna damit ausdrücken wollte, Monika sei ihr lieber als ich, dass sie ihre „Wahl“ zu ihren Gunsten getroffen habe. Ich habe das zwar so interpretiert, aber nie verstanden, warum die Mutter Monika und mich für eine Alternative hielt. Später kam dann die zweite große Enttäuschung: Auch Monika verließ sie und ging dazu noch weit fort, nach Hydra. War Erna zu stolz, um ihre „Entscheidung“ zu revidieren? Wenn ich sie an einem beliebigen Nachmittag während der Schulzeit in Braunschweig besuchte, bot sie mir meist an, ihre Fernsehserien mit ihr anzusehen. Da ich das nicht wollte, waren die Besuche für mich immer sehr frustrierend, ich behielt sie aus Pflichtgefühl jedoch bei. Ich war jedes Mal wieder aufs Neue enttäuscht, hatte mir also Hoffnung auf eine Art Kontakt gemacht. Eine Verabredung für einen fernsehfreien Nachmittag war nicht möglich. Dann konnte sie nicht mehr alleine wohnen und ich verschaffte ihr einen Platz im Emmaus-Heim, wo ich sie - ohne großen Zeitaufwand für den Weg - besuchen konnte. Die Zeit meiner Besuche bei ihr nutzte sie oft, um mir „von früher“ zu erzählen, und zwar nicht die „fertigen Geschichten“, sondern nachdenklich und nachspürend. Als ich ihr einmal einen Knopf annähte, sagte sie: „Du bist ja doch ganz ...“, dann brach sie ab, aber „nett“ konnte ich leicht ergänzen. Das schien ihr eher neu zu sein.

Die Mutter hatte im Emmaus-Heim eine Patientenverfügung hinterlegt. Kurz vor ihrem Tod bekam sie eine Art Grippe und sollte ins Krankenhaus geschafft werden. Ich verwies auf die Patientenverfügung – der sie sonst behandelnde Arzt, der die Verfügung kannte, war in Urlaub und die sehr „patente“ Schwester war auch nicht da. Die Nachtschwester, eine Vertretung aus einer anderen Abteilung, und ein ausländischer Aushilfsarzt machten das Personal aus. Sie wollten unbedingt die Sterbende ins Krankenhaus transportieren lassen. Es war ziemlich spät am Abend. Ich stellte mich im Zimmer, in dem die Mutter schon bewusstlos lag, auf und erklärte, ich würde dort so lange stehenbleiben, bis sicher sei, dass die Mutter dort, wo sie war, bleiben durfte. Alles Argumentieren davor hatte zu nichts geführt, die Patientenverfügung wurde in einer von der gerade abwesenden Schwester verschlossenen Schublade aufbewahrt. Der Arzt versuchte, seine Stellung mir gegenüber dadurch zu verbessern, dass er mich in eine Nachtapotheke schickte, um eine Grippemedizin zu holen. Ich sagte, ich hielt das für überflüssig, aber er versicherte, es sei seine Pflicht, auch eine Sterbende noch zu behandeln. Ich holte also die Medizin, um dort alle zu beruhigen und von unerwünschten Schritten abzuhalten. In der Nacht starb die Mutter, ohne wieder zu Bewusstsein gekommen zu sein.

Telefonseelsorge (zu ihrem 40. Jahrestag in Wolfsburg; 26.10.14)

Meine älteste Erfahrung mit der TS ist, dass mich ein Freund, als Ferngespräche noch teuer waren, regelmäßig aus Berlin anrief, wenn er Dienst bei der TS hatte.

Die zweite ist eine sogenannte persönliche Erinnerung. Die Mutter brauchte Pflege. Ich würde das nicht schaffen – noch war ich berufstätig und die Beziehung war in ihrem Alter schlecht geworden. Dass ich da nichts Unmögliches von mir zu verlangen brauchte, sollte die TS

bestätigen. Als ich dachte, der Besitzer der alten Männerstimme hätte verstanden, sagte sie mit einem kleinen Seufzer: „Ja, es ist keine Liebe mehr unter den Menschen!“

Die dritte Erfahrung war die: Eine fremde junge Frauenstimme fragte, ob sie bei mir bei der TS sei. Ich erklärte ihr, sie habe wohl falsch gewählt, und da sagte sie: „Ihre Stimme klingt so nett, kann ich nicht Ihnen erzählen?“ Nun ja, ich war gerade nicht eilig und kann ja immer auf meine GT-Ausbildung zurückgreifen. Eine halbe Stunde später legte sie, offenbar zufrieden, auf.

„Alles, was dir einfällt“: Wanja

Wanja erzählte aus seiner Kindheit: Ein Nachbar gab ihm eine Birne von seinem Baum, der zum ersten Mal und nur diese eine Birne trug. Er sagte dazu: „Iss sie mit Verstand!“ Im nächsten Jahr wiederholte sich das mit einem Apfel und der Nachbar sagte: „Iss ihn mit Andacht!“ Daraufhin fragte das Kind seine Mutter: „Warum soll man Birnen mit Verstand und Äpfel mit Andacht essen?“

Wanja brauchte als Kind nicht viel Essen. Seine Mutter fand, er sollte mehr essen. Sie ließ ihn dann stundenlang vor seinem nur zum Teil leergegessenen Teller sitzen. Das verekelte ihm Essen so sehr, dass er schließlich wirklich weniger aß, als er gebraucht hätte, und so stark abmagerte, dass er aus dem Dierdorfer Überfluss – sie hatten genug, obwohl Krieg war -, in eine Art Sanatorium kam, um dort aufgepäppelt zu werden. Einige Empfindlichkeiten blieben ihm. Zum Beispiel konnte er es nicht ertragen, wenn ihm jemand Essen auf den Teller zu tun versuchte. Er hielt dann – noch kurz vor seinem Tod in Berlin - eine lange Rede darüber, wie unmöglich „ein solches Benehmen“ sei.

Tamara wurde mit diesem Kind nicht fertig. Sie schickte es, als es 10 Jahre alt war, ins Internat Schloss Neubeuern in der Nähe von Bernts und Gertruds Haus Vorderleiten in Degerndorf, Inn. Wanja erzählte, dass er wegen Störens aus dem Mathematikunterricht ausgeschlossen worden war und mit denen, die Mühe mit dem Fach hatten, arbeitete, wobei er den Stoff für die Klausuren, an denen er teilnehmen musste, lernte. Kurz vor dem Abitur wurde er von Bernt adoptiert. Er fing dann in Göttingen an, Geschichte zu studieren, Bernt finanzierte ihm (zunächst) das Studium.

Bei der Fahrt durch die Landschaft mit blühenden Rapsfeldern auf der Hinterbank von Jörg Spiegels 500er Fiat, die wir uns mit Wanjas Koffer teilten, fanden wir Gefallen aneinander. Er war ein oder zwei Semester – dort Trimester – in Cambridge gewesen und hatte dort wohl bei seinem Onkel Boris gewohnt. In Göttingen musste er nun seine (platonische) Freundin Ute Leuschner enttäuschen, die auf ihn gewartet hatte. Wir vier, neben Jörg, dem Besitzer und Fahrer des Autos, saß Achim Christoph, 1 Meter 90, und wenn wir ausstiegen, musste ich an den aus seiner Flasche befreiten Geist denken.

Wanja zog zunächst in ein Kellerzimmer im Studentenwohnheim in Geismar Himmelsruh 1a, das jemand gemietet hatte, den ich kannte und der erst einen Monat nach Sommersemesterbeginn 1961 zurückkommen sollte. Später teilten wir uns mein Mansardenzimmer. Vgl. *Leben10Anfänge* S.122

Wir arbeiteten nebeneinander, Wanja las meist. Gelegentlich unterbrach er seine Lektüre – und meine Konzentration auf meine Arbeit -, indem er mir unbedingt etwas aus seinem Buch vorlesen musste. Für ein Seminar über „Licht und Finsternis“ hatte ich die Aufgabe, das Thema in altägyptischen Texten zu verfolgen. Dazu hatte ich 3 gelbe Diederich-Bändchen ausgeliehen und musste in ihnen die Wörter aufsuchen. Wanja scheute sich vor der Bürokratie und so bot er mir an: seine „Rückmeldung“ fürs Semester gegen einen Band auf Licht und Finsternis

durchforsten. Für mich war das ein gutes Geschäft, Rückmeldung dauerte nicht so lange wie Lesen, andererseits las Wanja schneller als ich. Wenn wir etwas einkaufen wollten, fuhren wir mit dem Rad „in die Stadt“, also von Geismar nach Göttingen. Wanja fuhr wegen jeder einzelnen Sache extra. Ich fragte ihn, ob es nicht einfacher sei, mehrere Dinge auf einmal zu erledigen, und er antwortete: Über das, was „einfacher“ sei, könne man lange streiten. Einmal wurde Wanja so wütend auf mich, dass er in dem kleinen Zimmer aus Stehhöhe einen großen Teller auf den (wenigen freien) Boden schmetterte. Ich las schweigend die Scherben auf. (Es war ähnlich wie damals, als mein Vater bei der beabsichtigten Ohrfeige unabsichtlich meinen Kopf gegen das Spind gestoßen hatte.) Wanja hob wieder einmal hervor, wie schön es sei, wenn man sehr dünn sei. Das hatte ich schon öfter von ihm gehört und sagte: „Amerikanisches Schönheitsideal.“ Wanja: „Nein, man hat mir nur zu oft gesagt, ich sei viel zu dünn.“

Wanja hatte zunächst Geschichte studiert und war dann - wohl erst bei seiner Rückkehr nach Göttingen - zur Soziologie übergewechselt. Er war Hilfsassistent bei Plessner. Dann bekehrte ihn Volker von Törne zum Kommunismus und Wanja „tat viel für die Partei“. Im Fach Soziologie sollten zwei Assistentenstellen neu besetzt werden. Dann wurde eine gestrichen und man munkelte, obwohl Wanja eigentlich die besten Aussichten gehabt hätte, sei er nicht berücksichtigt worden, weil er „zu viel für die Partei“ arbeite und deshalb erwartet wurde, er werde nicht genug Zeit für die Arbeit als Assistent übrig haben. Einmal sollte er für ein Seminar eine Arbeit schreiben. Er las sehr viel und fing spät zu schreiben an. Da er nicht gerne schreibe, habe er es kurz gemacht. Er erntete dann viel Lob für die besondere Konzentriertheit der Arbeit: viel Inhalt in wenigen Worten. „Er schrieb nicht gerne.“ Das scheint sich im Laufe seines Lebens nicht geändert zu haben.

Jörg Spiegel mochte mich nicht. Er feierte in den Semesterferien ein Fest auf einer oder seiner „Burg“. Wanja lud er vor meinen Ohren dazu ein, mich nicht. Ich war im Sommer zuvor von Nikos Kourjerakis in seine Familie nach Kreta eingeladen worden und wollte trotz meiner Liebesbeziehung mit Wanja dorthin fahren. Die Familie hatte wie viele andere aus dem Dorf in der Mitte der Insel ein kleines Steinhaus in Mátala am Meer, das später wegen der Höhlen in den Felsen, die die Bucht umgeben, zum Hippie-Paradies wurde. Dort bekam ich schließlich ein eigenes Haus, eines der am höchsten gelegenen.

Im Stern las ich vor Kurzem: „Wie nennt man ein Paar, das einfach mit der Temperaturmethode verhütet? Eltern!“ Dasselbe gilt für Ogino-Knaus. Im Matala nahm ich an einem Bootsausflug teil und mir wurde dabei schlecht, nun ja, dazu genügte in meinen jungen Jahren ein Platz auf der Rückbank eines Autos. Nur wurde mir auch in meinem Haus nicht viel besser. Ich lag eine Weile, dann ging es vorbei oder ich hatte mich daran gewöhnt. Ich aß nicht mehr bei der Familie, sondern in einem kleinen Restaurant, dies und das Haus hatte Nikos für mich organisiert und bezahlte dafür, da er mich nun einmal eingeladen hatte und seine Frau eifersüchtig war; weder sie noch die beiden kleinen Kinder sprachen mit mir, obwohl mein Griechisch gut genug war.

Auf dem Rückweg von der Reise fuhr ich in Göttingen vorbei. Ich war dünner geworden, der Busen ein wenig „üppiger“ und ich war so hübsch wie nie zuvor. Wanja hatte mir ja nach Matala diesen Brief geschrieben, den ich in *Leben10Anfänge* wörtlich wiedergebe, und nun führte er mir zunächst eine Zerrissenheit zwischen seiner neuen Verliebtheit in der Schweiz – sie war Grafikdesignerin und entwarf Stoffmuster für eine Fabrik, die wohl vor allem Schlafanzugstoffe herstellte – und der so hübschen Ingrid vor. Ich war eher distanziert als traurig und ein wenig spöttisch. Dann fuhr ich nach Braunschweig weiter. Auf Reisen war schon manchmal meine Periode ausgeblieben, diesmal war es offenbar wieder so, aber ich ging doch mal zum Frauenarzt. Als ich einen andern Frauenarzt zitierte, der gesagt hatte, ich sei etwas

„unterentwickelt“, sagte er, „Oh nein, Sie sind im dritten Monat schwanger.“ Als ich wieder zum Wollmarkt kam, sagte ich schon an der Tür zu meiner Mutter: „Ich muss gleich nach Göttingen fahren.“ Darauf sagte sie: „Ich hab mir schon überlegt, wohin wir das Kinderbettchen stellen könnten.“

Also Göttingen. Ich traf Wanja in Gesellschaft von Volker von Törne und sagte ihm, ich müsse ihn alleine sprechen. Volker verstand wohl sofort und ließ uns allein. Als ich Wanja die Neuigkeit mitgeteilt hatte, sagte er: „Was soll ich denn nun machen?“ Für mich stand fest, was ich machen würde: zielstrebig zu Ende studieren und meinem Kind „ein Nest bauen“. Bis dahin war ich zwar auch schon scheinbar zielstrebig vorgegangen und hatte die beiden notwendigen Examen Gräkum und Philosophikum nach der jeweils kürzest üblichen Zeit gemacht. Und doch hatte ich das Gefühl gehabt: Ebenso gut könnte alles anders sein, alles ist mehr oder weniger zufällig oder willkürlich. Als ich erfuhr, dass ich schwanger war, wusste ich, was ich zu tun hatte, und war froh und erleichtert über die Verbindlichkeit, die mein Leben plötzlich bekommen hatte.

Wie es nach dem Besuch weiterging, steht in *Leben10Anfänge*, von Seite 155 an (allerdings in der dritten Person): Wanja „begab sich auf eine Reise in die Schweiz zur neuen Freundin und nach Dierdorf im Westerwald zu seiner Mutter. Ich wollte nun doch nicht abwarten, sondern mich der Mutter vorstellen. Von Köln aus rief ich an und Wanja sagte: „Na, dann komm auch her!“ Diese Erlaubnis hätte ich allerdings nun ebenso wenig abgewartet. Tamara, geb. von Heiseler, Cousine Bernts - die Väter waren Brüder gewesen -, empfing sie so, dass sie nicht erkennen konnte, ob sie schon „Bescheid wusste“ oder nicht. Sie wusste.

Wanja hatte vor den Semesterferien ein großes Zimmer im Dorf Geismar gemietet. Wir hatten gedacht, wir würden vor allem dort leben. Es war ein später ausgebautes großes Zimmer zu ebener Erde, Wanja sagte: „Nebenan ist noch ein Stall.“ Ich hatte also nur so eine Art Abstellkammer oben in Geismar gemietet, irgendwie schien es schon vor den Ferien nötig, dass wir zwei Zimmer haben sollten. Das gemeinsame Leben setzte sich – jedenfalls außerhalb des Bettes – fort. (Die Freundin in der Schweiz hatte sich auf die Nachricht hin zurückgezogen.) Zu irgendeinem Anlass seufzte ich einmal – obwohl wir das Geschlecht des Kindes noch nicht kannten: „Ach, Wanja, noch so ein Mann wie du ...!“ Darauf Wanja: „Na, die Männlichkeit erbt er dann von dir.“

Ich arbeitete meist in den Seminaren und bereitete meinen zeitweiligen Rückzug von der Uni vor. Ich meldete mich zum Gespräch bei den beiden Theologieprofessoren an, bei denen ich Examen machen wollte. Sie waren sehr verständnisvoll und versprachen ihre Unterstützung. Ich schloss alle angefangenen Seminare noch vor Weihnachten mit einem Schein ab, sodass ich mich gleich zum Examen würde melden können, wenn ich nach der „Babypause“ zurückkäme.

Ich wollte mich für drei Semester beurlauben lassen. In Göttingen gab es damals keine Möglichkeit, mit einem Baby oder Kleinkind zu studieren. Ich wollte unbedingt die erste Zeit mit meinem Kind verbringen. Danach wollte ich für ein Jahr wieder nach Göttingen gehen, um in der Zeit das Examen vorzubereiten – und zu bestehen.

Seit Weihnachten war ich dann in Braunschweig. Zur Schwangerschaftsgymnastik ging ich – ohne Ehering – lieber nicht. Eine junge Frau aus dem Haus zeigte mir einige Übungen. Sie waren so wirksam, dass die Hebamme nach der Geburt sagte, ich hätte das ja gemacht „wie gelernt“. Geld war knapp, Frau Brecht (für deren Fabrik der Vater Pudding verkaufte) und Tante Agnes spendeten zusammen 150 Mark, von denen wir einiges für das Baby kaufen konnten. Wir kauften voller Vorfreude „jede Windel einzeln“ und sprachen von Dido. Ich wünschte mir einen Jungen und dachte, wenn ich mich auf ein Mädchen vorbereite, würde die Umstellung leichter als

umgekehrt. Das Schicksal der Sagengestalt Dido war ja nicht sehr ermutigend, aber mir gefiel der Name. Als ich dann kurz vor der Geburt ein niederdeutsches Hörspiel hörte, nannten sie einen der Sprecher: Till Soundso. Das ist genau der Name, dachte ich. Später sagte ein entfernter Freund: „Da warst du aber selbstkritisch!“ Wieso eigentlich?

Inzwischen hatte in Göttingen Dietlind von Törne Wanja weichgeklopft. Sie hatte von den Schwierigkeiten erzählt, die ihr Behörden wegen ihrer beiden „unehelichen“ Töchter (Sabine und Kathrin, genannt Heinrich) gemacht hatten, hatte Wanja Babykleider gezeigt und gesagt: „Das ist für deinen Sohn“ – „Natürlich wird es ein Junge – mit schwarzen Locken!“ Sie war vermutlich ausdauernd und hatte schließlich Erfolg.

„Am 3. April ... rief Dietlind von Törne an, um in Wanjas Auftrag zu fragen, ob Ingrid ihn heiraten möchte.“ (Die Mutter in „Ingrids Tagebuch“).

Wanja war vor der Trauung schon einmal nach Braunschweig gekommen. Ich hatte auf meiner Schlafcouch gelegen, er neben mir auf einem Stuhl gesessen und wir hatten uns Namen „für alle Fälle“ überlegt und aufgeschrieben. Offenbar hatte er Freude daran, für den Fall dass es Mehrlinge würden, viele verschiedenen Namen auszudenken, weibliche und männliche, denn wir wussten das Geschlecht immer noch nicht. Am 12. April fand dann die standesamtliche Trauung statt.

Ich zog Kleider und Schuh der Mutter an, denn ich hatte 20 Kilo zugenommen, von denen mir nach der Geburt für das nächste halbe Jahr noch die Hälfte übrig blieb. Als Trauzeugen erschienen Dietlind von Törne und Klaus Müller-Dyes, wir hatten ein gutes Mittagessen im feinen Haus zur Hanse, zu dem, wie es sich gehört, der „Brautvater“ eingeladen hatte.

Die Geburt war für den 13. berechnet worden. Als das Kind dann 5 Tage später als erwartet auf die Welt kam, sah es aus, als wäre es schon eine Woche alt, sagte die Hebamme und beim ersten Wickeln hob es schon den Kopf, „ein kräftiger Rücken“.

Irgendwann wohl davor erinnere ich mich an Bernt, wie er aus einem Zug stieg. Mit meinen dunklen, etwas wild um mich stehenden Locken war ich ihm „wie eine Zigeunerin“ erschienen, weiß aber nicht mehr, woher ich das erfahren habe. Die Kosakengroßmutter hatte schon Tamara und schließlich noch Wanja dunkle Farben vererbt, die dem blonden Paar – Bernt und Gertrud – in Vorderleiten wohl immer schon etwas verdächtig gewesen waren. Er besuchte mich auf dem Wollmarkt, die Eltern waren nicht da. Er schlief bei uns und beklagte sich am Morgen über die Wirkung des Gurkensalats, den ich ihm zum Abendbrot vorgesetzt hatte. Sonst weiß ich nichts mehr von diesem Besuch.

„Gleich bei der Hochzeit verabredeten wir, dass wir uns nach einem Jahr wieder scheiden lassen würden. Die Scheidung verlief sehr harmonisch. Kurz darauf ging Wanja nach Berlin, um bei Prof. von Friedeburg in Soziologie zu promovieren.“

Wir besuchten ihn, Till konnte noch nicht laufen. Wanja wohnte mit Christine Labonté in einem Holzhaus im Grunewald – oder war es später und sie wohnten woanders? Christine hielt bei mir um Wanjas Hand an. Dann nahm uns Christine in ihrem Auto nach „Westdeutschland“ mit. Sie wollte uns auf ihrem Weg ins Rheinland in Braunschweig absetzen. Dann hatten wir eine gründliche Panne und wurden von irgendjemandem abgeschleppt. Irgendwie kamen wir dann doch noch nach Braunschweig. Der Motor war völlig festgefressen. Christines Vater äußerte sich am Telefon sehr wenig freundlich über das Verhältnis zwischen Autos und Frauen im Allgemeinen. Christine fuhr dann mit dem Zug weiter, das Auto war ohnehin alt und nicht mehr zu retten. Später schickte mir Christine in ein wenig Stroh verpackte Weinflaschen – ihr Vater

hatte wohl einen großen Weinvertrieb, sie waren „reiche Leute“ – von denen nicht alle heil ankamen. Wanja und Christine wohnten dann zusammen irgendwo auf dem Land. Sie wollten heiraten. Wanja fuhr nach Dierdorf, um mit Tamara darüber zu sprechen. Als er zurückkam, war Christine mit Sack und Pack verschwunden.

Als Wanja alleine wirtschaftete, standen auf seinem Tisch mehrere Marmeladegläser mit unterschiedlichem Inhalt, die er der Einfachheit halber nicht zuschraubte, weil er sich ohnehin zu allen Mahlzeiten dort mit Marmeladenbrot und großen Mengen Schwarztee beköstigte. „Man fasst Marmelade nicht am Deckel an“, belehrte aus gutem Grund der Vater einmal den Sohn.

Einmal verbrachten Till und ich die Sommerferien in Dierdorf. Tamara hatte uns ihre Wohnung zur Verfügung gestellt und wir hatten dort den Garten und bessere Luft als in Braunschweig. Ich schlief in ihrem Bett und Till neben mir in einem Kinderbettchen, er war noch ein Baby.

Im Sommer 1963 waren wir nach Vorderleiten eingeladen. An dem Haus waren auf der Vorderseite Holzbretter als Bänke angebracht. Ihre Höhe entsprach der Beinlänge Bernts. Bernt saß bei uns und las. Till kletterte auf die Bank, stand auf und ging darauf entlang, guckte aber nicht auf seine Füße, trat daneben und fiel von der Bank. Danach kletterte er wieder auf die Bank, alles unter meinen aufmerksamen Blicken. Nun würde er ja wissen, dass er auf seine Füße achten musste. Bernt stand auf und sagte: „Ist ganz richtig, was du machst, aber ich kann's nicht mit ansehen!“

Bei dieser Gelegenheit waren wir irgendwo zu einem Fest mit vielen Menschen eingeladen. Es gab eine Art Theke. Dahinter hielt sich auch Till auf und beschäftigte sich damit, Schallplatten aus einem Regal zu nehmen. Seitlich von ihm stand eine Glastür nach draußen offen. Es zog wohl. Jemand bat Till, die Tür ranzuklappen. Keine Reaktion. Da sagte ein anderer – wohl nicht aus taktischen Gründen: „Das versteht er doch noch nicht!“ Daraufhin ging Till zu der Tür und schob sie zu.

Wanja kam zu manchen Geburtstagen von Till nach Braunschweig und wir machten mit meinen Eltern Ausflüge. An Einzelheiten kann ich mich nicht erinnern.

Für meine schriftliche Arbeit im 2. Staatsexamen brauchte ich das theologische Seminar in Göttingen. Es war also 1967. Ich nahm Till mit und „gab ihn bei seinem Vater ab“. Ab und zu trafen wir uns und beide hätten es lieber gehabt, wenn ich bei ihnen geblieben wäre. Till beklagte sich, sein Vater habe ihm „alle Hosen auf einmal über den Kopf gezogen“, es war also noch nicht Sommer. Eine besondere Köstlichkeit bereitete Wanja für sich und Till zu, nachdem er gefrorene Forellen gekauft hatte. Als ich einmal bei ihnen war, machte ich mich dann doch daran, den Herd saubermachen. Ich schlug Wanja vor, das doch vielleicht ab und zu mal selbst vorzunehmen, und er sagte: „Ich wusste ja nicht, dass das so einfach ist.“

Bis auf die drei oder vier Jahre, in der Saschas Mutter Marcella Wanjas Finanzen überwachte, zahlte Wanja nach seiner Promotion, als er wieder in Dierdorf war, 150 Mark Unterhalt im Monat, und zwar ziemlich lange, bis nach Tills Abitur.

Der Verlust der drei väterlichen Eltern

Wilhelm Abel jun. hatte in seinem letzten Urlaub seiner Frau Tamara einen großen Wunsch erfüllt. Sie waren in einer Stadt an einem Schaufenster vorbeigegangen, in dem die „Riedingers“ ausgestellt waren. Wilhelm kaufte sie seiner Frau. Sie ließen sie in Silberrahmen fassen und zu sich nach Dierdorf schicken. Dort hingen sie im Treppenflur. Es waren einmal 18, eines der Bilder hatte Tamara zu einer Hochzeit verschenkt. Eines gab sie uns mit dem schriftlichen Vermerk auf der Rückseite mit, da Till damals schon ritt, sollte er die „Stiche“ erben. Sie glaubte

vermutlich selbst, dass es Stiche waren. Später bat ich sie um noch einen davon und das nahm sie zum Anlass, nichts mehr von uns wissen zu wollen. Sie hatte uns einmal in Braunschweig besucht, wohl wie immer an Krücken, denn ihre Hüften wurden abwechselnd operiert. Sie hatte einen karierten Anzug für Till mitgebracht. Nach ihrem Tod holte ich die „Stiche“ ab und leistete fotokopierten Ersatz für das Treppenhaus. Als ich später bei Pfannkuch in Braunschweig nach Ergänzungen suchte und eines der Bilder zeigte, bekam ich die tiefe Verachtung eines Fachmannes zu spüren: Nicht nur dass von „Stichen“ keine Rede sein konnte, sondern es waren auch keine „ausgewiesenen“ Drucke, sondern gänzlich unbekannte und unautorisierte Nachdrucke. Sie waren genau so wenig echt, wie Tamaras zeitweiliges Interesse an Enkel und womöglich Schwiegertochter und überhaupt nichts wert. Seitdem stehen sie in ihren Silberrahmen in meinem Keller.

Die Vorderleitener Heiseler-Adoptivgroßeltern gingen durch die Enterbung Wanjas verloren. Er war einige Male in Neubeuern gewesen, ohne Vorderleiten zu besuchen oder sich auch nur dort zu melden. Als Bernt dann erfuhr, dass Wanja Kommunist geworden war, enterbte er ihn, denn er wollte verhindern, dass „Vorderleiten eine Kommune“ würde. Anstelle des Hauses erbt Wanja

200. 000 Mark und tauschte das Erbe mit Andrej: Wanja bekam das Abelsche Anwesen in Dierdorf und Andrej baute sich von dem Geld ein Haus im Dorf. Andrej behielt Wohnrecht im Haus, was sich später beim Verkauf als Hemmnis herausstellen sollte. Wir hörten und sahen nichts mehr von dem Paar, ich bat Gertrud noch um ein Andenken an Vorderleiten, aber sie antwortete mir nicht.

Viele Jahre später hat Wanja das Anwesen in Dierdorf Till und Sascha verschrieben, um die Zwangsvollstreckung abzuwenden. Dann ist das Haus abgebrannt und war nicht (mehr?) versichert. Wanja wohnte nun in Moskau, wo das Leben damals nicht teuer war. Für den Sommer 1992 hatte er mich dorthin eingeladen. Er selbst war nicht in der Stadt, hatte mich aber sehr gut bei einer Dame untergebracht, die mit mir Ausflüge machte, und er hatte mich einem Freund anempfohlen, der mich sogar für ein paar Tage im Nachtzug mit Liegewagen nach Petersburg und zurück brachte, er hatte dort zu tun. Auch im nächsten Jahr lud mich Wanja wieder ein. Dieses Mal würde er da sein und mich vom Flugplatz abholen. Dann bekam ich die Nachricht, es werde mich doch jemand anderes abholen. Ich war wieder sehr gut untergebracht, diesmal allerdings ohne „Betreuung“, das Professorenpaar war verreist. Wanja lag in einem weit entfernten Stadtteil im Schlafzimmer von Freunden – er war überfallen worden und alles, was ich von ihm sehen konnte, war geschwollen und dunkelblau. Er hatte einen dunklen Weg zu der Freundin eingeschlagen, die kurz zuvor eine Morddrohung bekommen hatte. „Es waren drei“, sie wollten ihm die Tasche wegreißen, die hatte er allerdings festgehalten. Wie sie ihn so zugerichtet hatten, habe ich nicht erfahren oder vergessen. Er war so mitgenommen, dass er nicht einmal mehr lesen konnte – dabei war Wanja ohne Buch und ohne Tee eigentlich unvorstellbar. Er konnte nur telefonieren, was er ausgiebig tat. Damit versuchte er, auf alle und alles Einfluss zu nehmen. Es war eine lange U-Bahnfahrt von meiner Wohnung aus, Wanja hätte am liebsten gehabt, dass ich ihn jeden Tag besuche, aber das war mir dann doch zu viel.

glisc1995 oder 96 machte Wanja mit seinem Moskauer Freund Alexej, der viel jünger, groß und breit war und sehr gut Englisch sprach, eine Deutschlandreise. Alexej hatte wohl in Frankfurt einen alten Mercedes gekauft, der aber nicht ganz fehlerfrei war. Wanja wollte viele seiner Freunde besuchen und hatte gedacht, dass die meisten ihn und Alexej unterbringen würden. Sie waren beide enttäuscht, dass sie – das heißt: Alexej - oft stattdessen ein Hotelzimmer hatten bezahlen müssen. Sie kamen auch mich in Wolfsburg besuchen. Regine war da. Wanja hatte seine

Lesebrille irgendwo liegenlassen und ich konnte ihm einige Fertigbrillen in der Stärke, die er brauchte, zur Auswahl anbieten. Er probierte sie, sah in den Spiegel und fragte: „Na, wie steht mir die?“ Wanja hatte eine Videokassette bei sich, die wir uns gemeinsam ansahen. Sie war von einem Ball im Adelsklub in Moskau und er tanzte auf diesem Ball. Dieses Fest sei ihm zu Ehren als Abschiedsfest gegeben worden, sagte er und freute sich sehr daran.

Zur Beherbergung der beiden fuhren wir in zwei Autos zur Braunschweiger Wohnung, die ich (zum Vermieten) teilweise neu eingerichtet hatte. Dort tranken wir Wein, den wir aus Wolfsburg mitgebracht hatten, und ich konnte Wanjas Einkaufstasche durch einen kleinen Lederkoffer mit Reißverschluss rundum ersetzen. Regine und ich fuhren dann wieder nach Wolfsburg zurück und die beiden wollten am nächsten Tag weiterfahren. „Zieht einfach die Tür hinter euch zu.“

Aus Wanjas Berliner Zeit, in der er mit in Marie-Luise Preuß' Wohnung gewohnt hatte, ist mir ein Ereignis in Erinnerung, an das ich oft mit Selbstvorwürfen denke. Es war kurz vor Wanjas Operation. Wir hatten zusammengesessen und als wir uns gute Nacht sagten, waren Till, Wanja und ich zu dritt auf einem Flur und Wanja sagte: „Ja, 50% Wahrscheinlichkeit, dass ich die Operation überlebe.“ Wir wussten das schon und ich verstand nicht, dass er das gesagt hatte, weil er vermutlich mit uns darüber reden wollte. Also nickte ich wohl nur und wir sagten gute Nacht, anstatt dass ich gesagt hätte: Setzen wir uns noch mal hin und sprechen darüber!

Über Wanjas Zeit in Lichterfelde wissen Michaela und Till natürlich sehr viel mehr als ich. Vielleicht finden sie einmal Zeit, etwas davon aufzuschreiben.